GESCHICHTE DES SIEBENJÄHRIGEN KRIEGE IN DEUTSCHLAND

Johann Wilhelm von Archenholz




DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Geschichte

des

siebenjährigen Krieges

in

Deutschland

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in Königl. Preuß. Diensten.

Zwei Theile
(in einem Bande).

Mit dem Bildniß König Friedrichs II. und einer Karte vom Schauplatz des siebenjährigen Krieges.

Fünfte Auflage.

Berlin, 1840.
Haude und Spenersche Buchhandlung.
(S. J. Joseephy.)



Vorbericht zur fünften Auflage.

Noch immer ist auch unseren Zeitgenossen die Geschichte des siebenjährigen Krieges von Archenholtz ein so willkommenes Werk, daß wir unsrer 1830 erschienenen vierten Auflage jetzt die fünfte folgen lassen können.

Die vorige Auflage brachte die wesentliche Verbesserung, daß die Fremdwörter und veralteten Ausdrücke der Sprache, ohne der übrigen, mit Recht vielfach gerühmten klassischen Abfassung zu nahe zu treten, von geachteter Hand beseitiget wurden. In dieser Hinsicht ist die jetzige — fünfte — Auflage ein wörtlicher Abdruck der vierten. Einen bestimmten Vorzug erhält sie aber durch die

„neue Karte des Kriegs-Schauplatzes,“

indem die frühere dem Geschmack der Zeit nicht mehr zusagte.

Eine nicht unwillkommene Zugabe für den Leser wird die auf der Karte angebrachte Uebersicht der Hauptereignisse des Krieges und der in dem denkwürdigen Kampfe Gefallenen seyn.

Der Preis des Werkes bleibt unverändert derselbe.

Berlin, 1840.

Haude und Spenersche Buchhandlung.

Vorbericht zur vierten Auflage.

Archenholtz galt seinem Zeitalter als ein trefflicher Geschichtschreiber, dessen Sprache von Lesern jedes Standes bewundert wurde; jetzt sind kaum vierzig Jahre verflossen, seit er geschrieben, und doch findet sich schon so manche Wendung, die nicht mehr behagen mag, so mancher Ausdruck, der, entweder aus einer fremden Sprache entlehnt oder veraltet, dem heutigen Geschmack nicht mehr zusagen will. — Wir haben es deshalb für nothwendig erachtet, bei der gegenwärtigen Auflage der

„Geschichte des siebenjährigen Krieges"

diesem Uebelstande in der Einkleidung abzuhelfen.

Der Inhalt der Darstellung selbst ist jedoch ganz unverändert geblieben, und die Gedanken des Verfassers haben eben so wenig ein anderes Gepräge erhalten, als irgend ein Wegschnitt oder Zusatz stattgefunden hat.

Die allgemeine Anerkennung, welche dies klassische Werk gefunden, war die Veranlassung, daß dasselbe in mehrere lebende Sprachen, auch in die lateinische von H. G. Reichard (sehr gut) übersetzt wurde; wir haben es uns daher zur angenehmen Pflicht gemacht — ohne Preiserhöhung — dies Werk dergestalt auszustatten, daß solches nun von allen Seiten tadellos seyn dürfte.

Berlin, 1830.

Haude und Spenersche Buchhandlung.


FRIEDRICH II

Geschichte

des

siebenjährigen Krieges

in

Deutschland

von

J. W. von Archenholz,
vormals Hauptmann in Königl. Preuß. Diensten.

Erster Theil.

Fünfte Auflage.

Berlin, 1840.
Haude und Spener'sche Buchhandlung.
(S. J. Joseephy.)



Geschichte

des

siebenjährigen Krieges

in

Deutschland

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in Königl. Preuß. Diensten.

Erster Theil.

Fünfte Auflage.

Berlin, 1840.
Haude und Spenersche Buchhandlung.
(S. J. Joseephy.)



LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
29 NOV. 1930
OF OXFORD

Vorbericht des Verfassers.

Die großen und an Mannigfaltigkeit so reichen Begebenheiten des siebenjährigen Krieges sind von einer solchen Art, daß sie nur sehr abgekürzt in ein Kalender-Buch gebracht werden konnten; daher die dort mit Einschränkung erzählte Geschichte dieser Epoche hier gehörig erweitert erscheint. Ich bin indeß von meinem vorigen Plan nicht abgegangen, der auf die Lectüre aller gebildeten und halbgebildeten Volksklassen abzweckte; daher die militärischen Operationen der Heere nicht ausgedehnt worden sind. Ein solcher Krieg, oder keiner, müßte für alle Krieger der Mitwelt und Nachwelt lehrreich seyn, und diese Belehrung hat der Oberst von Tempelhof, ein mit großen Kenntnissen und seltenen Fähigkeiten begabter Offizier, der dem ganzen Kriege beiwohnte, in seiner vortrefflichen Geschichte übernommen. Nie,

seitdem Nationen Krieg führen, sind kriegerische Thaten und die Entwürfe der Heerführer so umständlich entwickelt worden, als von ihm, diesem von Friedrich selbst wegen seiner Kriegs-Talente ausgezeichneten Befehlshaber; daher von dieser Seite jetzt nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Mein Augenmerk war verschieden. Ich wollte bloß das Characteristische der Kriegs-Operationen, und überhaupt alle Züge dieser großen Weltbegebenheit darstellen, ohne den vielen Heeren bey allen ihren Bewegungen zu folgen, wobey Einförmigkeit, und folglich Schwächung des Interesse, unvermeidlich ist. Dabey aber war meine Absicht auch auf die politische und Civil-Geschichte dieses Kriegs gerichtet. Vorzüglich war, zuverlässige Beyträge zur letztern zu erhalten, mein unablässiges Bestreben, das mir auch größtentheils geglückt ist. Eine Anzahl der respectabelsten Personen von Rang und Talenten hat mich dabey durch Berichte, durch Bemerkungen, durch Auflösung von Zweifeln großmüthig unterstützt, und wenn gleich meine Fähigkeiten ein-

geschränkt waren, so hat doch wenigstens mein Fleiß diesen Bemühungen entsprochen. Mit mehr Tactik, als hier befindlich ist, würde dies Werk aufhören, ein Lesebuch für alle Stände zu seyn, so wie weniger tactische Entwickelung der Kriegsvorfälle, als man in Tempelhofs Geschichte findet, den Endzweck des militärischen Unterrichts verfehlen würde. Es ist indeß für mich eine Genugthuung, daß ich mit diesem so erfahrnen Officier in Ansehung der grossen Feld-Scenen fast durchgehends übereinstimme.

Es war hohe Zeit, dergleichen Nachrichten von Augenzeugen zu sammeln, da die Generation der Menschen, in deren Lebenstagen so außerordentliche Dinge auf Deutschem Boden geschahen, anfängt auszusterben. Wenn daher je eine Geschichte als Volksbuch unter allen Ständen der Deutschen Nation verbreitet zu werden verdient, so ist es wohl diese vaterländische, die Deutschland in so vieler Rücksicht Ehre macht, und den Geist des Volks zu erhöhen vermögend ist. Sie wird dem Preußischen Patrioten von jedem Stande, selbst vom niedrigsten,

eine sinnliche Erinnerung seyn an die moralische Größe seines Volks, und an die erhabenen Tugenden eines höchst seltenen Regenten; dem Deutschen Patrioten anderer Provinzen aber wird sie ein Beweis seyn, was die auf Einen Zweck gerichteten Bestrebungen einer ganzen Nation, unter einer weisen Regierung, zu bewirken vermögend sind. Es ist jedoch die Erinnerung nothwendig, daß ich hier nicht Friedrichs Feldzüge, sondern die Geschichte des Kriegs überhaupt beschreibe. Ich trete daher nicht als der eigentliche Lobredner dieses großen Monarchen auf; denn die getreue Erzählung seiner Thaten macht alles Lob überflüssig. Allein das glänzende Colorit, das diese Thaten, selbst ohne fremden Zusatz, in einem Gemälde geben, konnte nicht wohl ohne einigen Schatten seyn. Nur denjenigen kann dieser Schatten mißfallen, die, mit den Gesetzen der Natur unbekannt, allenthalben unvermischtes Licht sehen wollen. Konnte die Geistesgröße Friedrichs wohl von demjenigen Geschichtschreiber verkannt werden, der an vielen Stellen bis zur Begeisterung hinge-

rissen, die Sprache für seine Empfindungen zu arm fand? Bemerkungen, die menschliche Mängel betreffen, auf Thatsachen gegründet, gleich viel wer der Gegenstand ist, sollte er auch der Held seines Jahrhunderts seyn, wenn sie zur Geschichte gehören und zur Aufklärung des Ganzen erforderlich sind, darf der Geschichtschreiber nicht verschweigen; am wenigsten, wenn seine Geschichte voll außerordentlicher Handlungen ist. Die Wahrheit derselben wird sodann nicht verdächtig; sie erhält vielmehr durch die freymüthige Berührung von Schwachheiten, denen die größten Sterblichen eben so gut wie die niedrigsten unterworfen sind, eine größere Glaubwürdigkeit, da sie mit dem Stempel der Unparteilichkeit bezeichnet ist.

Nun noch einige Worte, die Qualification des Geschichtschreibers zu dieser Unternehmung betreffend. Ich habe, vom December 1758 an, dem Kriege bey Friedrichs eignem Heere beigewohnt. Obgleich damals sehr jung, und folglich unfähig aus Mangel an Erfahrung, selbst richtig zu urtheilen, hörte

ich doch wißbegierig auf die Urtheile alter Krieger, deren Werth ich hernach in einem reifern Alter näher prüfte. Ohne je an die Abfassung einer solchen Geschichte zu denken, sammelte ich auf meinen Reisen viele damit verbundene Nachrichten, da sie einen Zeitpunkt meines jugendlichen Lebens illustrirten, und der siebenjährige Krieg, nach dem Maaß, daß ich die Jahrbücher der Nationen studirte, mir immer merkwürdiger wurde. Hier habe ich davon Gebrauch gemacht, und viele Werke dabey benutzt.

Geschrieben Berlin den 31sten März 1791.

v. Archenholtz.

Erstes Buch.

(1756.)

Der Aachner Friede hatte nach einem langen Kriege allen Völkern Europas Ruhe verschafft; die Künste des Friedens blühten wieder, man hielt die Erneuerung kriegerischer Auftritte auf viele Jahre entfernt. Indessen waren doch die größten Beherrscher dieses Welttheils, zu eben der Zeit nichts weniger als friedlich gesinnt. Nie wurde in den Kabinetten mit größerm Eifer gearbeitet, dem Dämon des Krieges neue Opfer zu bringen. Es gelang auch. Bündnisse wurden nicht sowohl auf die Grundsäulen einer weisen Staatskunst, als auf Privat-Leidenschaften errichtet. Der Wunsch, Eroberungen zu machen, war ganz der Begierde untergeordnet, Haß und Rache zu befriedigen. Zwey Fürstinnen, die damals als Selbstherrscher zahlreiche Völker regierten, glaubten von einem Monarchen beleidigt zu seyn, auf den die Augen aller Nationen gerichtet waren, der mit Lorbeern gekrönt bereits zwey Kriege geendigt hatte, dessen hohe Geistesfähigkeiten allgemeine Bewunderung erregten, während er in seinen Herrschertugenden als das Muster der Könige gepriesen wurde. Ihn zu demüthigen, oder vielmehr seine politische Existenz zu vernichten, wurden daher die zweckmäßigsten Entwürfe gemacht. So entstand ein Krieg, welcher

in Ansehung der großen Menge bewaffneter Heerschaaren von so verschiedenen Völkern und Zungen, der erstaunlichen Ungleichheit der streitenden Mächte, der Feldherren und ihrer Thaten, der angewandten verfeinerten Kriegskunst, der blutigen folgenreichen Schlachten und Belagerungen zu Lande und zu Wasser, der sonderbaren Begebenheiten so mannigfaltiger Art und der Ausdehnung über alle Welttheile und Meere, zu den außerordentlichsten gehört, die je die Erde verwüstet haben.

Schlesien, ein schönes, von arbeitsamen Einwohnern bevölkertes Land, das Friedrich der zweyte, König von Preußen, gleich nach seiner Thronbesteigung erobert, und sowohl im Breslauer, als im Dresdner Frieden mit dem Schwerdte behauptet hatte, war ein zu großer Verlust, als daß er so leicht von der Kaiserin Königin Maria Theresia verschmerzt werden konnte. Der Sieger, dem sie es hatte überlassen müssen, galt für einen Monarchen, welchen man seiner beschränkten Staaten wegen nicht furchtbar glaubte; seit zweien Menschenaltern erst war sein Haus in den glänzenden Königszirkel aufgenommen worden; nach Theresia's Regierungsantritt aber erschien er von allen ihren gekrönten Feinden zuerst mit den Waffen in der Hand, machte unerwartete Forderungen, und bewies durch fünf gewonnene Schlachten seine Rechte. Der Werth des Verlustes wurde erst erkannt, als Friedrich die Erzeugnisse dieses Landes und den Gewerbfleiß seiner Bewohner auf eine ihm eigne Art benutzte. Es durch mächtige Verbindungen wieder zu erobern, schien ein Leichtes zu seyn. Elisabeth, Kaiserin von Rußland, die sich durch eine nachtheilige Aeußerung Friedrichs über ihren Privat-Character höchlich beleidigt fand, trat zuerst dem Bunde bey; ein Gleiches that der König von Pohlen und Churfürst von Sachsen, August der dritte, welcher durch sei-

nen fürchterlichen Nachbar schon einmal aus seiner Residenz vertrieben, bei dessen Demüthigung Sicherheit für die Zukunft und neue Provinzen zu erhalten hoffte; er erneuerte jetzt das im Jahre 1745 mit Oesterreich geschlossene Bündniß. Zu Preußens mächtigen Feinden gesellte sich endlich auch Ludwig der funfzehnte, König von Frankreich, welchem die Schweden, durch Hülfsgelder von ihm abhängig, folgten.

Diese Vereinigung Oesterreichs und Frankreichs, welche die Welt in Erstaunen setzte und als das größte Meisterstück der Politik betrachtet wurde, war ein bloßer Zufall; denn obgleich Frankreich wegen des neuerlich zwischen Preußen und England geschlossenen Bündnisses sehr aufgebracht war, und der Graf Kaunitz, als Kaiserlicher Bothschafter in Paris, schon einige Jahre zuvor den Hof von Versailles zu einer Vereinigung mit dem Wiener vorbereitet hatte, so wünschte doch Frankreich damals noch nicht im Ernste, den König von Preußen zu Grunde zu richten. Die Hauptentwürfe dieses Hofes gingen auf England; man wollte das Churfürstenthum Hannover erobern, um dadurch höhere Absichten in America zu erreichen. Da nun durch dies Bündniß mit Oesterreich Frankreich Gelegenheit bekam, Heere in Deutschland einrücken zu lassen, so versprach der französische Hof der Kaiserin Königin 24,000 Mann Hülfstruppen zu geben. Diese wuchsen aber bald durch mancherley Veranlassungen, durch neue politische Grundsätze, durch abgeänderte Entwürfe, durch Intriguen und durch die Schicksale des Krieges zu 180,000 Streitern an.

Dies ungeheure Bündniß so großer Mächte wider eine junge Monarchie, durch keine tiefe Staatsklugheit, sondern durch Hofkünste entstanden und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdig, war seit vielen Jahrhunderten ohne Beispiel. Der große, unter dem Namen der Ligue von Cambray be-

kannte Bund im sechszehnten Jahrhundert wider die damals eben so reiche als kriegerische Republik Venedig konnte mit diesem nicht verglichen werden, so wenig als derjenige, welchen so viel Europäische Herrscher gegen den mächtigen König Ludwig den vierzehnten schlossen. Der Macht wurde hier wieder Macht, und den gegen die französische Herrschsucht verbündeten Nationen die gewaltigen Kräfte des größten Königreichs der Erde entgegengesetzt. Auch die in ihrem ersten Kriege bedrängte Theresia hatte zur Zeit der höchsten Noth noch einige große Mittel zur Rettung übrig; sie verließ sich bey der Menge ihrer Feinde und bey dem Verlust ganzer Provinzen auf das mit Goldminen und tapfern Männern reichlich versehene Ungarn, auf Englische Soldaten, Kriegsschiffe und Guineen; sämmtlich mächtige Hülfsquellen, die auch ihre Hoffnung nicht täuschten.

Man suchte jetzt in Wien einen Vorwand zum Kriege, und fand ihn bald in dem unbedeutenden Streit, welchen der König von Preußen damals mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin wegen der Aushebung seiner Truppen hatte. Friedrich bezog sich bey dieser Fehde auf gewisse Rechte seines Hauses, die er durch seine Gewalt geltend gemacht hatte. Man nannte dies in Oesterreich eine Verletzung des Westphälischen Friedens, und sprach von Aufrufung aller Mächte, die denselben verbürgt hatten. Dies war der äußere Anstrich, welcher dem geheimen großen Theilungs-Vertrag gegeben wurde. Es war dabei von Seiten so mächtiger Monarchen darauf angesehen, einen nicht mächtigen König fast aller Länder zu berauben; daher die Witzlinge sagten, daß der eine Theil den Krieg aus Vorsicht, der andere aus Speculation unternommen habe.

Der Untergang Friedrichs durch dies Bündniß wäre ganz unvermeidlich gewesen, wenn er nicht durch die Verrä-

therey eines Sächsischen Kanzley-Schreibers Nachricht davon bekommen hätte. Dieser Mensch, Namens Mentzel, lieferte dem Preußischen Gesandten in Dresden, Malzahn, die Urschriften der geheimsten Verhandlungen zur Abschrift. Sie wurden in einem Schranke aufbewahrt, zu welchem der Gesandte Nachschlüssel in Berlin verfertigen ließ. Nie war ein Verrath wohlthätiger für einen ganzen Staat, dessen weiser, ihn beglückender Herrscher, ohne es zu ahnen, dem Zeitpunct nahe, wo er den Umsturz seiner eben aufblühenden Monarchie erleben sollte. Seine zerstreut liegenden Länder, seine größtentheils offenen Provinzen und seine Sicherheit, alles forderte die Verbündeten auf, einen Feldzug anzufangen, der keinen beschwerlichen Krieg, sondern nur die Aussicht auf eine Reihe leichter Siege darbot. Die zeitige Entdeckung dieser politischen Entwürfe aber verringerte außerordentlich die Gefahr eines Fürsten, der auf eine bisher in Europa nieerhörte Art mitten im Frieden beständig zum Kriege vorbereitet, das große Talent eines Heerführers in einem seltenen Grade besaß, 160,000 Mann der geübtesten Soldaten und eine reichlich gefüllte Schatzkammer hatte. Diese Vortheile wußte sein großer Geist aufs beste zu nutzen, und da sich der Wiener Hof wiederholt weigerte, ihm auf eine bestimmte Art die verlangten Friedens-Versicherungen zu geben, ja sogar als der Preußische Gesandte Klinggräf die verrathenen Geheimnisse aufgedeckt hatte, die unfreundlichen Antworten erneuerte und Alles abläugnete, entschloß sich der König schleunig, seinen Feinden zuvorzukommen. und grif selbst zuerst zum Schwerdt. Nie war ein Krieg gerechter. Friedrich hatte kein anderes Mittel, sich aus der drohenden Gefahr zu retten oder sie zu schwächen, als die Gefahr selbst aufzusuchen.

Die Bundesgenossen hatten damals ihre Zurüstungen

kaum angefangen; es fehlte überall an Geld, und die zum Kriege bestimmten Truppen lagen noch größtentheils, von den Pyrenäen bis zum Caspischen Meere, ruhig in ihren Standquartieren, als der König von Preußen im Monat August 1756 sich wie ein Riese von seinem Lager erhob, und mit 60,000 Mann in Sachsen einfiel. Die Besitznehmung dieses Landes war ihm zum Eindringen in Böhmen durchaus nothwendig, auch wurde er dadurch Meister der Elbe; ein Umstand, der ihm große Vortheile gewährte. Alle bewaffnete Haufen zogen sich in größter Eil zurück, und die wichtigen Städte Wittenberg, Torgau und Leipzig wurden ohne Widerstand eingenommen.

Diesen plötzlichen Schritt begleiteten ein Manifest zu seiner Rechtfertigung, von Friedrichs eigner Hand abgefaßt, und eine nicht feindselige Erklärung seines Gesandten am Sächsischen Hofe über die Nothwendigkeit seines Durchzugs nach Böhmen. Er hatte keinen Kriegesgenossen, als den König von England, Georg den zweyten, der, wegen seines Churfürstenthums Hannover besorgt, ein Bündniß mit Friedrich eingegangen war, davon die Vortheile sich jedoch nur in weiter Ferne zeigten. Die Rettung des Preußischen Monarchen hing also ganz allein von der Geschwindigkeit und dem Nachdruck seiner kriegerischen Bewegungen ab. Der Einmarsch in Sachsen, meisterhaft sowohl durch die dabey beobachtete Zucht und Ordnung als durch die weise Richtung der Heereszüge, geschah in drei Colonnen, deren Anführer der König, der Herzog Ferdinand von Braunschweig und der Herzog von Bevern waren, sämmtlich bestimmt, sich in der Nähe von Dresden zu versammeln.

Sobald man hier die erste Nachricht von Friedrichs Aufbruch erfahren, war die Bestürzung des Hofes außerordentlich. Man hielt geheime Raths-Versammlungen, bey

denen der Graf Brühl den Vorsitz führte; ein Minister, dessen Größe nicht in einer tiefen Staatskunst, sondern in dem Talent bestand, einen königlichen Aufwand zu machen und seinen trägen Monarchen unumschränkt zu beherrschen. Er besaß diese Kunst in einem so hohen Grade, daß er als Günstling zweyer Könige, eines Vaters und seines Sohnes, die beide von sehr verschiedenem Character und entgegensetzten Gesinnungen, vielleicht das einzige Beyspiel in der Geschichte ist; auch führte er den vielbedeutenden Titel eines Premier-Ministers. Er haßte den König von Preußen, der sich gleich nach Antritt seiner Regierung vergebens herabgelassen hatte, ihn zu gewinnen. Friedrich wollte ihm vom Kaiser Carl dem siebenten den Fürstentitel verschaffen, den der Minister, doch ohne Preußens Vermittelung, sehr wünschte. So wuchs dieser gegenseitige Haß, gepaart von der einen Seite mit Unmacht und Ränken, von der andern mit Macht, Klugheit und einem anrückenden sieggewohnten Heere.

Man war in Sachsen so wenig zum Kriege vorbereitet, daß Brühl nicht einmal daran gedacht hatte, die in Pohlen befindlichen Regimenter kommen zu lassen; vielmehr hatte er, um seinen Luxus zu befriedigen, kurz zuvor die Kriegerzahl im Lande vermindert; auch hatte man keine Vorrathshäuser angelegt, und zahllose Feldbedürfnisse fehlten gänzlich. Es wurde also in dieser gefährlichen Lage unter allen Maaßregeln die unweiseste genommen. Man zog in größter Eil die Sächsischen Truppen zusammen, die ein Heer von 17,000 Mann ausmachten, und schlug an den Böhmischen Gränzen unweit Pirna ein Lager auf. Es war an die Elbe gestützt, die sich hier zwischen Felsen brausend durchschlängelt und einen Bogen macht; in der Nähe die Festung Königstein und das Fort Sonnenstein, fast rings umher Berge und

eine Kette schroffer Felsen; überhaupt war die Lage desselben von Natur außerordentlich fest, und die Kunst that nun das übrige, um es unbezwinglich zu machen. Dies Lager wäre sehr wohl gewählt gewesen, wenn man den Oesterreichern den Eingang in Sachsen hätte verwehren wollen; allein kein solcher Zweck fand gegen die Preußen statt, denen man Dresden und das ganze Churfürstenthum preis gab. Der Umfang des Lagers war jedoch für das Sächsische Heer zu groß, daher man sich begnügte, nur die ohnehin schweren Zugänge durch Verhacke, Redouten und Palisaden, wozu die mit Waldungen bedeckten Berge im Bezirk des Lagers das Holz lieferten, noch mehr zu befestigen. Man dachte aber bloß, sich gegen das Schwerdt der Preußen in Sicherheit zu setzen, und vergaß darüber einen weit fürchterlicheren Feind von dem Lager zu entfernen; einen Feind, der seit Jahrtausenden so viele Heere besiegt, so viele große Feldherren zur Flucht gebracht, oft die größten Siege vereitelt und die langwierigsten Kriege auf einmal geendigt hat. Das Wort **Hunger** und dessen schreckliche Wirkung mußten einem Minister unbekannt seyn, der, in asiatischem Ueberfluß zu leben gewohnt, an keinen Mangel dachte, folglich zum Unterhalt seiner braven muthigen Truppen die unbedeutendsten Anstalten traf, und selbst in dieser kummervollen Lage beständig eine prachtvolle Tafel hielt. Indessen hatte das Heer nur auf funfzehn Tage Lebensmittel im Lager. Man versah sich mit Palisaden, aber nicht mit Brod, und verließ sich auf die Kaiserlichen Schaaren, die unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Grafen Brown in Böhmen eiligst zusammengezogen wurden.

Indeß war Friedrich in Sachsen eingetroffen und hatte mit dem König von Pohlen einen Briefwechsel angefangen. August, der sich mit seinen beiden ältesten Prinzen Xavier

und Carl, von seinem Minister Brühl begleitet, ins Lager bey Pirna geflüchtet hatte, sprach immer in diesen Briefen von Neutralität, Friedrich dagegen von überzeugenden Beweisen, welche zu geben jedoch August und Brühl sehr weit entfernt waren. Der Preußische Monarch, der den Werth dieses neutralen Anerbietens kannte, machte indessen alle Anstalten, sich in Sachsen zu behaupten, indem er versicherte, daß er es nur in Bewahrung nehmen wollte; eine Erfindung der neuern Staatskunst, um der Besitznehmung eines benachbarten Landes das Ansehen eines feindlichen Einfalls zu benehmen, während sie jedoch von den Gegnern gewöhnlich mit dem wahren Namen bezeichnet wird. Es wurden, zur Verpflegung der Preußischen Truppen, große Lieferungen an Getreide, Vieh und Fütterung ausgeschrieben; die Stadt Torgau wurde befestigt und mit Kanonen besetzt, die man in den verschiedenen Sächsischen Städten gefunden hatte. Einige tausend Bürger und Bauern mußten an diesen Festungswerken arbeiten, wofür sie jedoch anfangs bezahlt wurden. In diese Stadt wurde sodann das Preußische General-Krieges-Commissariat und die Feld-Kriegscasse verlegt, so wie auch alle Kriegessteuern des Landes dorthin geliefert werden mußten.

Der König von Preußen selbst rückte den 10ten September ohne Widerstand in das von allen Truppen entblößte Dresden ein, und besetzte die Stadt und das königliche Schloß. Sein und seiner Soldaten Betragen bey dieser Gelegenheit characterisirte den Geist unsers Zeitalters, wo man sich bemüht, selbst im Kriege, mitten unter harten Demüthigungen, unter höchst kränkenden, ja schrecklichen Auftritten, verfeinerte Sitten, Empfindsamkeit und Höflichkeit erscheinen zu lassen. Friedrich nahm sein Hauptquartier in einem Garten der Vorstadt, in deren Nähe seine Krieger

ihr Lager aufgeschlagen hatten. Alle Maaßregeln wurden genommen, um das scheußliche Bild des Krieges in den Augen der betäubten Sachsen weniger schrecklich zu machen und den neuen Gebieter in einer liebenswürdigen Gestalt zu zeigen. Er wollte als Freund, als künftiger Bundesgenosse und Gast angesehen seyn. Nichts ging daher seinem liebreichen Betragen ab. Den auswärtigen Gesandten wurde Audienz ertheilt, wobey man scherzte und aufgeräumt war. Fast alle Standespersonen, die sich in Dresden befanden, machten ihre Aufwartung; ein gleiches that die Stadtobrigkeit; alle wurden wohl aufgenommen. Der König besuchte auch ganz wider seine Gewohnheit die Kirche, und machte dem Prediger ein Geschenk mit mehreren Flaschen Champagnerwein. Er hielt öffentliche Tafel, wobei die Sachsen in zahlreichen Haufen als Zuschauer erschienen; auch ließ er durch den Feldmarschall Keith die Königin und die übrige königliche Familie begrüßen; diese blieben nicht zurück und trieben die Höflichkeit so weit, ihn zur Tafel einzuladen und Kammerherren zur Aufwartung anzubieten, welches beides jedoch keine Annahme fand. Dieser Höflichkeiten ungeachtet aber wurden in Dresden die Kanzeleyen versiegelt, die Collegiensäle verschlossen, das Münz-Departement aufgehoben, einige der vornehmsten Civil-Beamten ihrer Dienste entlassen, die ganze Artillerie nebst der Munition aus dem Arsenal der Residenz nach Magdeburg gebracht, die zur Schloßwache bestimmte Sächsische Schweizer-Garde entwaffnet, und im ganzen Lande die Churfürstlichen Cassen in Beschlag genommen; dabey wurde alle Gemeinschaft zwischen Dresden und dem Sächsischen Lager abgeschnitten, so daß der Weg dahin bloß den Wagen, welche mit Lebensmitteln für die eigene Tafel des Königs von Pohlen beladen waren, den Courieren der beiden Könige, und

den abgesandten Trompetern offen blieb. Das Lager bey Pirna selbst war von 32,000 Preußen eingeschlossen, während eine andere, ungefähr eben so starke Preußische Heeresabtheilung unter Anführung des Feldmarschalls Keith mit der Vorderseite gegen Böhmen aufgestellt war, um die etwa ankommenden Hülfstruppen zu beobachten. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig erntete indeß die ersten Lorbeern in diesem Kriege; er drang mit der Vorhut in Böhmen ein und vertrieb den Oesterreichischen General Wied, der sich mit 8000 Mann bey Nollendorf aufgestellt hatte.

Obgleich das zum Untergang des Königs von Preußen entworfene Bündniß diesem Monarchen verrathen worden und er auch Abschriften vieler dazu gehöriger Papiere von Wichtigkeit besaß, so war doch noch Manches dunkel geblieben. Die genaue Kenntniß der gemachten Entwürfe war ihm aber zu seiner Selbsterhaltung äußerst nöthig; dazu kam die politische Pflicht, seinen Einfall in Sachsen, der alle Europäische Höfe in Erstaunen setzte, durch unverwerfliche Beweisschriften zu rechtfertigen. Er sah sich daher in die Nothwendigkeit gesetzt, sich des Sächsischen Archivs zu bemächtigen. Dies Staatsheiligthum wurde in dreien Gemächern des Königlichen Schlosses aufbewahrt, die mit einem Privat-Zimmer der Königin von Pohlen zusammenhingen. Sie selbst hatte zum Archiv allein den Schlüssel, und bewachte es wie den kostbarsten Schatz. Das Ansuchen Friedrichs, es auszuliefern, wurde daher von dieser Fürstin, seiner erklärten Feindin, rund abgeschlagen. Der Preußische General Wylich, Commandant von Dresden, hatte jedoch gemessene Befehle, es in Besitz zu nehmen, und schickte zu diesem Geschäfte den Major Wangenheim ab. Dieser ließ sich die Schlüssel ausbitten, worauf die Königin selbst erschien und nachdrücklich erklärte, daß sie keine Eröffnung

erlauben würde; Wangenheim entfernte sich, und nun begab sich der Commandant selbst zur Königin. Alle seine Vorstellungen waren vergebens; sie beharrte steif auf ihrem Entschluß und drohete, die Eingangsthür durch ihren Körper zu decken. Wylich warf sich vor ihr auf's Knie und sprach von der Nothwendigkeit, die Befehle seines Monarchen unbedingt und ohne Verzug zu befolgen; indem er sie nachzugeben beschwor, gab er zu verstehen, daß er im äußersten Fall Gewalt brauchen müßte. Hierauf wurden die Schlüssel gebracht, und Friedrich erhielt die gewünschten Papiere; sie wurden dem geheimen Rath, nachmaligen Staatsminister, Grafen Herzberg, überliefert, der daraus jene merkwürdige Staatsschriften verfertigte, welche des Preußischen Monarchen Schritte bey den Unbefangenen unter allen Nationen vollkommen entschuldigten.

Dieses etwas unehrerbietige zwangmäßige Betragen gegen eine Königin, obgleich die Umstände es so sehr rechtfertigten, wurde als eine Art von seltner Grausamkeit betrachtet, die man noch durch den Umstand erhöhet fand, daß sämmtliche Sächsische Conferenz-Minister wenig Stunden nachher vom König von Preußen ihrer Dienste entlassen wurden. Noch am nämlichen Tage ließ die Königin alle Gesandten zu sich bitten, und schilderte ihre traurige Lage in einer pathetischen Rede, wobey sie ausdrücklich sagte, daß ihre Sache die Sache aller Könige wäre. Der Vorfall, mit großen Zusätzen von den Leidenden an alle Höfe berichtet, und Friedrichs Verfahren in Sachsen, mit den schwärzesten Farben geschildert, trugen nicht wenig bey, seine Feinde zu vermehren und viele seiner Freunde kaltsinnig zu machen. Es ist bekannt, daß die damalige Dauphine, Mutter des nachherigen Königs von Frankreich, eine Tochter der gebeugten Königin von Pohlen, Ludwig dem funfzehnten in Thrä-

nen zerfließend zu Füßen fiel und um seinen Beystand flehte, ihre königlichen Aeltern und ihr Vaterland zu retten. Die Grundsätze der Staatskunst wurden nunmehr an dem Hofe von Versailles aus den Augen gesetzt, und Frankreich, das ohnehin durch Oesterreich unaufhörlich angegangen wurde, bediente sich des Vorwandes, daß der Westphälische Friede durch den Einfall der Preußen in Sachsen verletzt wäre, um sich als Schutzwalter dieses Friedens förmlich wider Friedrich zu erklären und auch Schweden zum Kriege zu vermögen. So fing die Französische Nation ernsthaft an, Antheil an einem Kriege zu nehmen, der so sehr mit ihrem wahren Staats-Interesse stritt, den man daher in Paris bisher nur als ein politisches Possenspiel betrachtet hatte. Jetzt wurde es in dieser Hauptstadt der Moden auf einmal Sitte, den König von Preußen herabzuwürdigen und die Verbindung mit Oesterreich wegen ihrer Neuheit himmelhoch zu erheben; ja die Französische Akademie schämte sich nicht, die beste Lobschrift in Versen auf diesen Vertrag öffentlich zu einer Preisaufgabe zu bestimmen; welcher poetische Wettstreit jedoch von der Regierung verhindert wurde. Damals erst wurde der Französische Gesandte in Berlin, Vallory, zurückberufen und Knyphausen, der Preußische Gesandte am Hofe zu Versailles, verabschiedet. Friedrich that ein Gleiches mit dem am Sächsischen Hofe befindlichen Französischen Minister, Grafen Broglio, den man, seines stolzen Betragens und seiner Umtriebe ungeachtet, bisher in Dresden gelitten hatte.

Es wurde jedoch immer noch mit großem Eifer daran gearbeitet, zwischen den Königen von Preußen und von Pohlen einen Frieden zu Stande zu bringen. Die Englischen und Holländischen Gesandten, Graf Stormont und Herr Calkoen, widmeten besonders alle ihre Kräfte diesem so wohl-

thätigen Geschäft. Friedrich verlangte vom König von Polen zum Beweis der genauesten Neutralität, daß die Sächsischen Truppen auseinander gehen und ihre Quartiere beziehen sollten. August versprach neutral zu bleiben; allein er schlug es ab, seine Zusicherung durch Handlungen zu bestätigen. Bald nach Augusts Ankunft im Lager forderte er seine Truppen durch eine pathetische Rede auf, sich mit ihm, troz der Macht des Feindes, durchzuschlagen, um Böhmen zu erreichen. Er sagte, er sey selbst entschlossen, sein Leben aufzuopfern; es gehöre seinen Unterthanen, und der Himmel würde das Uebrige thun. Man zeigte ihm aber die Unmöglichkeit, diesen Entwurf auszuführen, worauf er sich mit seinen Prinzen und dem Minister nach der Festung Königstein begab. Von hier aus sandte er eine neue Aufforderung an seine Krieger; er bat sie, die Ehre ihres Königs zu retten und sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die getreuen Sachsen, zu deren Eigenthümlichkeit es gehört, ihre Herrscher, wie sie auch immer seyn mögen, leidenschaftlich zu lieben, zeigten ihre Bereitwilligkeit, Augusts große Erwartungen zu erfüllen. Der Mangel aber herrschte in ihrem Lager bald so sehr, daß Menschen und Pferden ihr bestimmter Unterhalt um ein Drittheil vermindert wurde. Ihr Muth wuchs jedoch, da sie von der Annäherung des Oesterreichischen Heeres hörten, welches damals, obwohl in zerstreuten Kriegshaufen, schon über 70,000 Mann in Böhmen stark war.

Die Thätigkeit und der Eifer des Wiener Hofes, den Krieg anzufangen, war ausserordentlich. Ein großer Theil der Reiterei in Böhmen war jedoch, noch unberitten, erhielt erst die Pferde am Ende des Augusts im Lager bey Kollin, zu einer Zeit, da die Preußen sich schon im Königreiche befanden; ja man war noch so wenig vorbereitet zum

Kriege, daß es sogar an Pferden fehlte, das Geschütz und die Munition nach Böhmen zu schaffen. Theresia öffnete nun ihre Marställe und gab ihre eignen Pferde her, um die Kanonen fortzubringen. Der Oesterreichische und Böhmische Adel beeiferte sich um die Wette, dies große Beispiel nachzuahmen. Man drängte sich von allen Seiten herbei, die Pferde zu wechseln, und so geschahe der Transport mit ganz unberechneter Geschwindigkeit.

Diese Umstände und der Verlust einer kostbaren Zeit, die ihn zum Herrn von Böhmen gemacht hätte, änderten das Verfahren Friedrichs, der jetzt nicht mehr mit der Neutralität der Sachsen zufrieden sein konnte, um keine Feinde im Rücken zu behalten; er bestand daher auf ein förmliches Bündniß mit August, wenn er seine Truppen befreien wollte, wobei er ihm versprach, daß, wenn das Glück die Preußischen Waffen begünstigte, er den Schritt nicht bereuen würde; wäre Preußen aber unglücklich, so dürfte Sachsen ein gleiches Schicksal haben. August dagegen wollte von keiner Verbindung hören; in seiner rührenden Antwort, unter dem 12ten September, hieß es: „Es scheint, daß Ew. Königliche Ma„jestät keine andere Sicherheit für sich finden, als in dem „Untergang meiner Armee, entweder durch Eisen oder Hun„ger. Es fehlt noch viel, daß das letztere geschehen dürfte, „und in Ansehung des erstern, so hoffe ich, daß durch den „Schutz des Höchsten und durch die Standhaftigkeit und „Treue meiner Truppen, ich für diesen äußersten Fall sicher „bin. — — — Ich bin bereit, alles zu thun, um mich „mit Ew. Majestät über den Punkt zu vergleichen, der Ih„nen so sehr am Herzen liegt, wenn ich es nur ohne Ver„letzung meiner Ehre thun kann."

Diese Standhaftigkeit eines von Natur trägen Monarchen war unerwartet. Friedrich machte noch einen Versuch;

er schickte seinen Liebling, den General Winterfeld, einen so vortrefflichen Krieger als feinen Hofmann, an August, um durch dessen Beredsamkeit seinen schriftlichen Vorstellungen das nöthige Gewicht zu geben. Noch wünschte der Monarch sehnlich eine Verbindung mit Sachsen, „zwischen zweien „benachbarten Staaten," wie er sich in seinem Briefe an August ausdrückte, „die einander nicht entbehren „können, und deren wahrer Vortheil es erfor„dert, ewig verbunden zu bleiben." Da aber auch diese Vorstellungen ohne Wirkung blieben, und man sich auf Ehre und Gewissen berief, so hieß es in Friedrichs Briefe vom 15ten September. „Es thut mir leid, daß ich meine „Willfährigkeit nicht weiter treiben kann." Dennoch wurde Winterfeld noch einmal zum Könige von Pohlen geschickt; allein seine wiederholten Vorstellungen und neuen Vorschläge waren ebenfalls fruchtlos. August, dessen große Verlegenheit noch durch die Annäherung des Polnischen auf den 4ten Oktober angesetzten Reichstages vermehrt wurde, bat nun um Pässe zu seiner Reise nach Warschau. Friedrich aber wollte vor Entscheidung des Schicksals von Sachsen diese Reise nicht bewilligen. Die Bitten Augusts wurden immer dringender; der Großkanzler von Polen, Malachowsky, begab sich selbst ins Preußische Lager, das Ansuchen durch die Drohung zu unterstützen, die Polen würden das gewaltsame Aufhalten ihres Königs nicht gleichgültig ansehen. Friedrich aber blieb unbeweglich.

Brown hatte indessen von seinem Hofe die gemessensten Befehle erhalten, Alles zu wagen, um die Sachsen zu entsetzen. Die Vereinigung beider Heere unter einem so erfahrnen Feldherrn, den Oesterreich seinen größten Männern an die Seite setzt, hätte dem Kriege sodann eine andere Gestalt gegeben. Friedrich, davon überzeugt, verdoppelte seine

Anstalten, das Sächsische Lager einzuschließen, und den darin befindlichen Truppen alle Hülfe abzuschneiden. Um diesen Endzweck desto besser zu erreichen, mußte der Feldmarschall Keith mit einem starken Heereshaufen in Böhmen vorrücken, und die Bewegungen der Oesterreicher beobachten. Der Preußische Feldmarschall, Graf Schwerin, war schon von Schlesien aus mit 35,000 Mann in Böhmen eingedrungen, und hatte sich unweit Königsgrätz gelagert. Diese beiden Preußischen Armeen sollten nach Friedrichs Entwurf die Feinde in ihrem eigenen Lande so beschäftigen, daß sie an die Sachsen nicht denken könnten. Er selbst harrte täglich auf die Uebergabe der eingeschlossenen Krieger, weil er es bedenklich fand, vorher nach Böhmen zu gehen, wo er keine Magazine hatte; auch wären die Sächsischen Truppen durch diesen Kriegesschritt der Preußen Meister der Elbe geworden, und dem Könige im Rücken geblieben. Es fehlte ihm überdieß für jetzt an einer hinreichenden Anzahl von Fuhrwerken und Fahrzeugen zum Fortschaffen der Lebensmittel, und die fürchterlichen Engpässe, welche die Zugänge Böhmens von allen Seiten decken, machten auch noch mancherley Vorkehrungen nothwendig.

Brown mußte, um die Sachsen zu entsetzen, über die Eger gehen; allein er hatte noch keine Schiffbrücken. Diese nebst dem nöthigen Geschütz kamen erst den 30sten September in seinem Lager an, da er sich denn sogleich in Bewegung setzte. Friedrichs Absicht war nun, durch eine Schlacht ihn zum Rückzug zu nöthigen; er übergab daher den Oberbefehl des Einschließungsheeres dem Markgrafen Carl, ging allein zu seinen bey Außig stehenden Truppen, und brach mit ihnen den 30sten September auf, an eben dem Tage, da Brown wirklich über die Eger gegangen. Am folgenden Morgen, gleich nach Tagesanbruch, trafen beide Heere unweit Lo-

wositz, einem Böhmischen Städtchen, auf einander. Das Oesterreichische war zwei und funfzig Bataillons, und zwei und siebenzig Schwadrons stark, dabei hatte es acht und neunzig Kanonen; das Preußische bestand aus vier und zwanzig Bataillons und sechzig Schwadrons, es führte hundert und zwei Kanonen. Es war ein so starker Nebel, daß man nur wenig Schritte vor sich sehen konnte. Die Anhöhen von Lobosch und Radostiz, von welchen die Stellung der Oesterreicher beschossen werden konnte, waren von Brown unbesetzt geblieben. Dieser Umstand verleitete Friedrich zu glauben, daß die Oesterreicher über die Elbe gegangen, und er bloß auf die Nachhut gestoßen sey. Einige tausend Mann Croaten und Ungarischer Infanterie, die am Fusse des Loboscher Berges in Weingärten aufgestellt waren, und ein verlornes Feuer auf die anrückenden Preußen machten, bestätigten diese Meinung, da mit solchen leichten Truppen gewöhnlich ein Abzug gedeckt wird. Die Kaiserliche Reiterei, die sich dem Kanonenfeuer der Preußen aussetzte und Stand hielt, als wenn sie dadurch andere Absichten bewirken wollte, vollendete diesen Irrthum. Man kämpfte im Nebel, ohne einander zu sehen. Indessen hatte der König doch die Anhöhen in Besitz nehmen lassen,

Da Browns Stellung gegen die Mitte seiner Linie und auf dem linken Flügel durch Sümpfe und andere undurchdringliche Zugänge gegen allen Angriff gesichert war, so hatte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Stadt Lowositz gerichtet, die seinen rechten Flügel deckte, und in dieselbe sein bestes Fußvolk nebst einer großen Menge Geschütz geworfen; auch vor derselben standen eine starke Batterie und Redouten. Gegen Mittag verlor sich der Nebel, und man bekam sich einander ins Auge. Die Preußische Reiterei that nun einen regelmäßigen sehr lebhaften Angriff, setzte

über einen breiten Graben, und warf die Oesterreichische über den Haufen, verfolgte sie aber mit übereilter Hitze bis unter die Kanonen von Lowositz. Das heftige Feuer des hier aufgepflanzten zahlreichen Geschützes trieb sie mit grossem Verlust wieder zurück. In das Fußvolk des feindlichen linken Flügels, welchen sie vor sich hatte, konnte sie jedoch nicht eindringen, da dieses am Rande eines tiefen Grabens postirt stand. Die nächste Unternehmung der Preußen war nun, die Croaten aus den Weingärten zu jagen, deren Zäune und Mauern ihnen zu Bollwerken dienten. Es geschah auch, obwohl mit großer Mühe. Allein nun ließ Brown durch sein bestes auf dem rechten Flügel stehendes Fußvolk die Anhöhen angreifen; die Preußen daselbst aber wehrten sich wie die Löwen, und da einige Regimenter alle ihre Patronen verschossen hatten, gingen sie mit gefälltem Bajonet auf die stürmenden Feinde los, und schlugen mit den Kolben wie mit Keulen um sich herum. Dies entsetzliche Handgemenge dauerte, bis die Oesterreicher den Berg hinunter und in Lowositz hineingetrieben waren. Die Preußen benutzten die Unordnung derselben, um die Stadt in Brand zu stecken, und in dieser Verwirrung alle feindlichen Truppen hinauszujagen, wodurch das Schicksal des Tages endlich entschieden wurde. Brown machte einen meisterhaften Rückzug, gedeckt durch das Fußvolk des linken Flügels, das gar nicht gefochten hatte und allein noch in Ordnung war. Er ließ die Elbbrücke bey Leutmeritz und alle Brücken über die Eger abwerfen, um seinen Abzug zu sichern; und so überließ er dem Könige das Schlachtfeld, ohne jedoch seine Ansprüche auf den Sieg ganz aufzugeben. Dieser war indeß nicht zweifelhaft, wie die Folgen bewiesen, obgleich das Preußische Heer einen grössern Verlust an Soldaten erlitten

hatte, und beide Theile Gefangene zählten. In Wien wurde eine neuntägige Andacht für die in der Schlacht gefallenen Krieger angestellt, wobey die witzigen Köpfe sagten: „Es ist ein Dankgebet, daß es uns erträglich ge„gangen."

So waren die Begebenheiten der ersten Schlacht in diesem denkwürdigen Kriege, die von sieben Uhr Morgens bis um drey Uhr Nachmittags dauerte, und den Völkern der Erde gleichsam das Unterpfand der Preußischen Thaten für die folgenden Schlachten gab. Der König war von diesem Muth so hingerissen, daß er in seinem Briefe an den Feldmarschall Schwerin, worin er ihm die Schlacht beschreibt, sich der Worte bedient: „Nie haben meine „Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem „ich die Ehre habe, sie zu kommandiren." Diese Tapferkeit war auch wegen des kraftvollen Widerstandes durchaus erforderlich; ein Widerstand, der Friedrichs Krieger veranlaßte, auszurufen: „Dies sind nicht mehr die alten Oesterreicher!" Die feindlichen Soldaten hingegen sagten bey Besichtigung ihrer Wunden: „Wir haben die „alten Preußen wiedergefunden." Der Verlust der Sieger an Todten und Verwundeten war 3300 Mann; die Anzahl der gemachten Gefangenen betrug siebenhundert, wobey die Oesterreicher einige hundert Soldaten weniger als die Preußen auf dem Wahlplatz ließen.

Brown war krank; dennoch gab er sich der rauhen Witterung in dieser übeln Jahreszeit preis, schlief unter freyem Himmel, weil er seine Zelte weggeschickt hatte, und setzte sich Tag und Nacht allen Unbequemlichkeiten des Krieges so sehr aus, daß er eines Tages im Angesichte seines ihn liebenden Heeres aus Entkräftung zu Boden sank. Dieser Feldherr war nun genöthigt, sich über die Eger zurückzu-

ziehen, und mußte seine Entwürfe, die Sachsen zu befreyen, ganz abändern. Es wurde beschlossen, daß die so gedrängten Bundesgenossen in der Nacht vom 11ten October bey Königstein über die Elbe gehen sollten, sodann wollte man die Preußen auf beiden Seiten angreifen. Ein außerordentlich regnigtes und stürmisches Wetter aber, der Transport der schweren kupfernen Pontons zu Lande mit ausgehungerten Pferden und andere Unfälle verzögerten diesen Uebergang, der nun zwey Tage später festgesetzt wurde. Diese kostbare Zeit benutzte Friedrich, die Posten an der Elbe zu verstärken, und sie durch Verschanzungen und Verhacke zu befestigen. Der Boden auf der rechten Seite dieses Flusses bey Pirna und Königstein ist voll hoher Berge, die mit dickem Gehölze bedeckt sind. Die tiefen Gründe, die sie von einander absondern, zeigen nichts als unwegsame Gegenden, die am wenigsten zum Marsch eines Kriegsheeres gemacht sind, besonders wenn ein mächtiger Feind in der Nähe ist, und die Anhöhen besetzt hält. Dies war die Aussicht der Sachsen; über die Elbe gekommen, hofften sie, etwas von der Annäherung der Oesterreicher zu hören; allein sie fanden keine Spur von ihren Bundesgenossen, die theils durch eine Preußische Schaar unter dem General Lestwitz, theils durch die großen Hindernisse des Erdreichs vom weitern Vorrücken abgehalten wurden; dagegen sahen sie die Preußen Meister von den fürchterlichen Hohlwegen, die man durchziehen mußte, um Böhmen zu erreichen. Sie versuchten indessen, sich am Fuße des Liliensteins aufzustellen, welches aber der enge Raum nicht gestattete; daher sie sich ohne Ordnung und muthlos lagerten, voll banger Erwartung ihres traurigen Schicksals. Diese nunmehr verschlimmerte Lage hatte gänzlich darin ihren Grund, daß weder die Oesterreicher, noch selbst die Sachsen

das Erdgebiet kannten, und daher auf gut Glück Entwürfe machten. Hiezu kam, daß ein Brief des Feldmarschalls Brown an den Feldmarschall Rutowsky verloren gegangen war. Ein anhaltender Platzregen hatte überdies die Wege so verdorben, daß das Vorrücken nur mit der größten Mühe geschehen war, wobey die Sachsen alle ihre Kanonen auf der andern Seite des Flusses hatten zurücklassen müssen.

Das verlassene Sächsische Lager bei Pirna wurde sogleich von den Preußen besetzt, die dabey auf die Nachhut der Sachsen stießen. Ein entsetzlicher Sturm erstickte den Donner des heftigen Kanonenfeuers, welches bei dieser Gelegenheit stattfand, so daß die Oesterreicher in der Ferne nichts davon hörten. Alle Elemente, Götter und Menschen, schienen gegen die Sachsen zu kämpfen. Nach einem vierstündigen tapfern Widerstande nahm man diese Bedeckungs-Schaar gefangen, und bemächtigte sich des größten Theils der Zugwagen und des Geschützes. Dies war ein wichtiger Transport, der nicht zum Heere hatte stoßen können, weil die Brücke abgebrochen war. Der König von Polen war kein Augenzeuge all dieser gehäuften Unfälle; er hatte sich einige Tage zuvor mit seinen Prinzen und seinem Günstling Brühl aus dem bisherigen Hauptquartier Struppen nach der Vestung Königstein begeben, und von hier aus schickte er seinem Feldmarschall Rutowsky wiederholte Befehle zum unmöglichen Angriff, der, selbst wenn er glücklich gewesen wäre, doch nie den Sachsen einen freyen Weg bis zum Oesterreichischen Heere hätte bahnen können.

Nie befand sich das wohlgeordnete Heer eines tapfern Volks in traurigerer Lage. Es war ganz die Geschichte von Caudinum, und wenn die Samnitischen Gabeln nicht zum Vorschein kamen, so hatte man es den Grundsätzen und Begriffen zu verdanken, die sich seit zwey und zwanzig

Jahrhunderten auf unserer Erde so sehr geändert haben. Der Hunger wüthete bey den Sächsischen Truppen; hiezu kam die Kälte der rauhen Jahreszeit und der Verlust ihres Gepäckes. Drey Tage und drey Nächte hintereinander waren sie unterm Gewehr, ohne Speise zu sich zu nehmen; selbst an Pulver und Munition hatten sie Mangel. Nun lagen sie unter freyem Himmel, vor ihren Augen hohe Berge und steile Felsen, überall von wachsamen Feinden umgeben, aller Rettungsmittel, ja aller Hoffnung beraubt. Ihr Schicksal hing jetzt ganz von der Gnade des Siegers ab, dem sie mit Augusts Bewilligung endlich den 14ten October nach einer vier und dreyßigtägigen Einschließung einen Uebergebungsvergleich antrugen.

August war durch sein großes Unglück außerordentlich gebeugt. Er schrieb an dem nämlichen Tage an seinen Feldmarschall Rutowsky: „Man muß sich der „Vorsehung unterwerfen. Ich bin ein freyer Regent. So „will ich leben, so will ich sterben; beides soll mit Ehren „geschehen. Ich übergebe Euch das Schicksal meiner Armee. „Euer Kriegsrath mag entscheiden, ob man sich ergeben „oder den Tod wählen soll, es sey durch Hunger oder „durchs Schwerdt."

Der Minister Brühl wollte den Feldmarschall Brown bewegen, seine gefährliche Stellung noch einen Tag zu behaupten, und schrieb: „Wenn wir capituliren, wollen wir „nicht unterlassen, Ew. Excellenz den Rückzug aufs beste „zu versichern, damit nicht die ganze Preußische Armee „auf Sie fallen möge.„ Brown aber achtete nicht auf diese Vorstellung; sie verrieth einen Mann, welcher den Gegner nicht kannte, und von Vortheilen bey der Capitulation träumte. Die Bedingungen, unter welchen sie geschlossen wurde, waren hart, sowohl für die Sächsischen

Truppen, als für ihren König. Die ganze Armee, jetzt noch 14,000 Mann stark, mußte sich ergeben. Die Officiere wurden entlassen; den Unterofficieren und Gemeinen aber ließ man keine Wahl; sie waren gezwungen, dem König von Preußen den Eid der Treue zu schwören. Ein großes rührendes Schauspiel: 14,000 Krieger streckten die Waffen, und flehten um Brot. Der Hunger und die Verzweiflung bey Hohen und Niedrigen erzeugten in dem Jammerthal bey Lilienstein auffallende Scenen, die August von dem Gipfel seiner Felsenburg mit eignen Augen sehen konnte. Die Noth war aufs höchste gestiegen; auch war die Hülfe schleunig. Die durch Mangel an Nahrung und durch Mühseligkeiten ganz entkräfteten Soldaten erhielten sogleich das nöthigste aller Bedürfnisse; es wurden jeder Compagnie zwanzig sechspfündige Brote gegeben; die gefangenen Feldherren aber hatten die Ehre, im Hauptquartier zu Struppen an die Tafel des Königs von Preußen gezogen zu werden.

Das Unglück der Sachsen brachte ihnen keine Schande; vielmehr war es eine ruhmreiche Epoche in ihren Jahrbüchern. Sie hatten so lange mit ihrer kleinen Kriegsschaar der Preußischen Macht widerstanden, hatten muthvoll mit unaussprechlichen Widerwärtigkeiten gekämpft, und waren nur den Gesetzen der Natur und einem höhern Verhängniß unterlegen. Dieser Widerstand rettete das noch schlecht vorbereitete Kaiserliche Heer in Böhmen und alle deutschen Provinzen Theresiens, wo die zerstreuten Truppen nach einander leicht aufgerieben worden wären; überhaupt hatte er die wichtigsten Folgen für Oesterreich; es war der größte Dienst, der dieser Monarchie seit der Befreyung Wiens durch den tapfern König Sobiesky, von einem fremden Volke geleistet worden war. Diese Wohlthat wurde jedoch von den Kaiserlichen Kriegern, so wie vom Hofe, nur sehr

unvollkommen erkannt. Die Soldaten bey Browns Heer gaben der Armee bey Pirna den Spottnamen des Sächsischen Piquets, und in der Kaiserburg wurde, dem alten hier herrschenden Grundsatz zu Folge, diese Aufopferung eines großen Fürsten und seines schönen Landes als Pflicht betrachtet.

Der König von Polen erlitt nun eine Demüthigung, die seit Jahrhunderten nicht das Loos eines Europäischen Monarchen geworden war. Er verlor auf einmal sein ganzes ihm treuergebnes Heer, und kaum blieben ihm einige Leibwachen übrig, die sich nebst einem sehr kleinen Gefolge bey ihm in Königstein befanden. All sein Bestreben, günstigere Bedingungen von dem Sieger zu erlangen, war fruchtlos. Friedrich dictirte selbst die Antworten auf die vierzehn Artikel dieses so merkwürdigen Ergebungs-Tractats. Einige dieser Antworten, die sich auf die großen Bedürfnisse der gefangenen Truppen bezogen, waren ganz laconisch, und nur durch das einzige Wort Gut! bezeichnet; alle aber verrathen den entscheidenden Ton des Ueberwinders, der mehr zu bewilligen glaubte, als man ein Recht zu erwarten hatte. August bat dringend, ihm wenigstens seine Garde, eine vortreffliche Kriegesschaar, zu lassen. Friedrichs Antwort aber klang äußerst demüthigend, und zeigte das Recht des Stärkern auf eine auffallende Weise. Es hieß: sie müßten mit den andern Truppen gleiches Schicksal haben, weil man sich nicht die Mühe geben wollte, sie zum zweytenmal gefangen zu nehmen. Die Fahnen, Standarten und Pauken der Sächsischen Truppen wurden jedoch dem Könige von Polen überliefert, und um ihm unter seinen vielen Bitten wenigstens eine zu bewilligen, wurde die Festung Königstein während des ganzen Krieges für neutral erklärt.

Zehn Sächsische Infanterie-Regimenter blieben ganz beysammen, nur mit dem Unterschiede, daß sie Preußische Uniformen, Fahnen und Befehlshaber bekamen; die übrigen aber nebst der sämmtlichen Reiterei wurden unter Preußische Regimenter gesteckt. Hierzu kamen 9284 Rekruten, die Sachsen zur Ergänzung der Regimenter gleich in den ersten Monaten liefern mußte. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wider den König von Preußen zu dienen, freygelassen. So groß war jedoch Theresiens und Augusts Haß gegen Friedrich, daß dieses Ehrenwort verspottet wurde. Man sagte die Sächsischen Officiere von dessen Haltung gänzlich los, und schändete dadurch den Kriegerstand. Durch Leidenschaften geblendet vergaß man, daß die Ehre der Kitt ist, der die Europäischen Heere zusammenhält; ein Fantom, das mit der Fackel der Wahrheit nicht beleuchtet werden muß, da es, einer unsichtbaren mächtigen Gottheit ähnlich, die Menschen unerschrocken dem Tode entgegenschreiten läßt.

Diese Handlung Friedrichs, das ganze Heer eines fremden Fürsten zu zwingen, daß es dem Eroberer in geschlossenen Kriegsschaaren diente, ist in der Weltgeschichte ohne Beyspiel. Man verließ sich zu sehr, sowohl auf das damalige Unvermögen Augusts, eine Armee zu unterhalten, als auf die Bedürfnisse der Truppen, die jetzt keinen Herrn hatten, und achtete nicht auf die den Sachsen angestammte Liebe zu ihrem Vaterlande und ihrem Fürsten. Diese zeigte sich jedoch bald zu Friedrichs Verwunderung. Man hatte wohl auf Entläufer gerechnet, allein daß ganze Bataillone mit Entschlossenheit und Ordnung davon gehen würden, kam unerwartet. Die Meisten zogen regelmäßig, nachdem sie ihre Befehlshaber verjagt oder erschossen hatten, mit allen kriegerischen Ehrenzeichen ab; sie nahmen die

Brot- und Munitions-Wagen, die Regiments-Cassen, kurz alles zum Troß gehörige mit, und marschirten entweder nach Polen oder stießen zur Französischen Armee. Der König von Preußen hatte viele Sächsische Unterofficiere zu Officieren ernannt, um ihnen seinen Dienst angenehm zu machen. Diese Maaßregel war jedoch unzureichend; denn diese Vaterlandsfreunde wurden selbst die Anführer bei der Entweichung, die andern Officiere aber, die nicht mitwollten, wurden gezwungen, sich zu entfernen. Man legte die noch Uebrigen als Besatzung in Städte; allein auch dieses Mittel schlug fehl. In Leipzig öffnete sich ein Theil der Garnison mit Gewalt die Thore, und ging am hellen Tage davon. In Wittenberg, in Pirna und andern Städten zwangen die Sächsischen Soldaten die Preußischen Commandeurs, sich dem Feinde zu ergeben; ja bey manchen Gefechten gingen ganze Compagnien Sachsen selbst auf dem Kampfplatz zu den Oesterreichern über, und richteten sogleich ihre Waffen gegen die Preußen.

August, der auf dem Felsen Königstein sein Schicksal erwartete, erhielt nun für sich und sein Gefolge Pässe, um sicher nach Warschau zu reisen, wohin er auch unverzüglich abging. Friedrich gab ihm den 18ten October ein sehr höfliches Abschiedsschreiben mit auf den Weg. Der Titel in diesem wie in den vorigen Königlichen Briefen war von beiden Seiten Herr Bruder; eine zärtliche Benennung, welche, wie die Beileids- und Glückwünschungs-Briefe gekrönter Häupter, mitten in hartnäckigen Kriegen zur Hofsitte des achtzehnten Jahrhunderts gehört. Man bezeigte dem abreisenden Könige die größte Ehrfurcht; es wurden sogar alle Truppen von seinem Wege entfernt, um den Augen des unglücklichen Monarchen unangenehme Gegenstände zu entziehen.

Der Briefwechsel zwischen beyden Königen hörte nun auf; allein der Sächsische General Spörken setzte ihn in Augusts Namen mit Friedrich fort. Der Hauptgegenstand desselben betraf eine Anzahl Ulanen-Posten, die man von Polen aus durch Schlesien und Sachsen zur Erleichterung des Verkehrs aufstellen wollte. Friedrich schien anfangs nicht abgeneigt das Ansuchen zu gestatten, allein da immer neue Versuche des Sächsischen Hofes entdeckt wurden, sowohl dem Feinde von allem Nachricht zu geben, als die in Preußischen Dienst getretenen Sachsen zur Flucht zu vermögen, so brach er den Briefwechsel mit Spörken kurz ab. Er sagte in seinem Schreiben vom 2ten December: „Man mißbraucht ganz meine Mäßigung. Nach „dem unfreundlichen Betragen Ihres Hofes bleibt mir „nichts als das Recht der Waffen übrig. Dies ist der „letzte Brief, den Sie von mir erhalten."

Kein Vorfall in unserm Jahrhundert bis auf die Revolution in Frankreich machte in Europa ein so großes Aufsehen, als das Unglück einer Königlichen mit so vielen mächtigen Monarchen verwandten Familie; ihr Leiden wurde die Sache aller Könige. Selbst Georg der zweyte ließ an den vornehmsten Höfen die Erklärung thun, daß er das Verfahren Friedrichs in Sachsen nicht billige. Aus den in Wien erschienenen Staatsschriften, die ein tödtlicher Haß dictirt, wurde alle Urbanität verbannt; sie waren voll der schimpflichsten Vorwürfe. Der König von Preußen wurde der niedrigsten Künste beschuldigt, und als der Urheber der kurz zuvor in Schweden entdeckten Verschwörung gegen den Senat geschildert; ja man vergaß sich so sehr, daß ihm der Zorn seines Vaters, seine Strafe in Cüstrin und die Kaiserliche Vermittelung vorgeworfen wurde, die ihm, wie es hier hieß, das Leben gerettet hätte.

Dieser unbegränzte Haß wurde jetzt die herrschende Leidenschaft des Wiener Hofes, dessen Characteristik bisher der Stolz gewesen war. Nun aber verbannte man allen Stolz so sehr, daß die Kaiserin Maria Theresia, die sonst nie ihre Würde verkannte, und bis an ihr Lebensende die weibliche Keuschheit als die erste aller Tugenden betrachtete, sich jetzt so weit herabließ, der Buhlerin Ludwigs des Funfzehnten zu schmeicheln, und ihr den Titel Cousine zu geben, den der König von Frankreich damals den Herzoginnen seines Reichs beylegte. Es wurde zwischen der Beherrscherin des Oesterreichischen Kaiserstaates und der Marquise von Pompadour ein Briefwechsel festgesetzt, dessen Einleitung das mit Diamanten besetzte Bildniß der Kaiserin war. Die dadurch aufgeblasene Französin vergaß bey so zuvorkommenden Schritten ihre niedrige Abkunft und ihren Stand so sehr, daß sie sich in ihren Briefen oft des vertraulichen Titels bediente: „Meine liebe Königin!" Theresia, bey all ihrer Güte immer ihres hohen Ranges eingedenk, die Tochter des stolzen Carls des Sechsten und die Enkelin Leopolds, des stolzesten aller Kaiser, der seinen und Wiens Erretter, den König Sobiesky, des Ceremoniels halber zu sehen ausschlug, diese mit ausgedehnten Begriffen von Kaiserlicher Hoheit von der Wiege an genährte Monarchin ließ sich jetzt das Betragen der Pompadour gefallen. Dies geschah zu eben der Zeit, da Friedrich der Königlichen Buhlerin wiederholte Beweise seiner Verachtung gegeben hatte. So verlachte man zu Versailles die Staatskunst, die der alte Marschall von Belle-Isle allein zu vertheidigen versuchte; das Gleichgewicht im Deutschen Reich, der hundertjährige Gegenstand der Aufmerksamkeit für die größten Französischen Minister, wurde verspottet.

Der Feldzug war nun zu Ende. Das Oesterreichische

Heer zog sich tiefer in Böhmen, welches auch jezt die Preußischen unter den Feldmarschallen Schwerin und Keith stehenden Armeen verließen, um die Winterquartiere in Sachsen und Schlesien zu beziehen. Friedrich blieb den Winter über in Dresden, und behandelte nun das Besatzland als eine förmlich eroberte Provinz. Er gab den Sächsischen Ministern fleißig Audienz, ertheilte seine Befehle über alle Gegenstände der Landesverwaltung, und forderte von den Landständen Kriegssteuern und neugeworbene Streiter.

Zweytes Buch.

(1757.)

Die Zurüstungen aller im Kriege wider Preußen verbundenen Mächte zum künftigen Feldzuge waren außerordentlich. Franzosen und Schweden, Deutsche aus allen Provinzen Germaniens, Engländer und Bergschotten, Ungarn und Siebenbürger, Mailänder, Wallonen, Croaten, Russen, Kosacken und Kalmücken setzten sich in Bewegung, ein Gedränge von Völkern, die zum Theil aus sehr entlegenen Ländern kamen, nicht sowohl um zu erobern, als zu plündern, zu morden und zu verwüsten.

Diese Heerzüge erforderten ungeheure Summen; da es nun fast allen Höfen bey dem besten Willen an Gelde fehlte, so wurden alle Künste angewandt, theils baare Anleihen zu machen, theils Capitalisten zu vermögen, daß sie vorschußweise Lieferungen übernahmen. Der König von Preußen hatte jedoch vor allen seinen Gegnern den Vortheil voraus, dieser Hülfsmittel entbehren zu können. Seine gefüllte Schatzkammer und sein reichhaltiges Depot verursachten, daß die Preußischen Truppen, mit allem überflüssig versehen, diesen Feldzug eröffnen konnten. Um den Mangel an leichten Truppen zu ersetzen, errichtete er sieben Frey-Bataillone, und vermehrte überdies bey seinen Heeren sowohl

das Fußvolk als die Reiterei um 40,000 Mann. Die Sachsen aller Volksklassen, wegen Aehnlichkeit der Sprache, der Sitten und der Sinnesart den Preußen weit mehr als den Oesterreichern geneigt, wünschten, da doch der Krieg seyn mußte, daß ihr Beherrscher sich mit den erstern verbinden möchte. Noch wurden sie mit keiner Härte behandelt. Lieferungen an die Armee, die jedoch nicht zur drückenden Beschwerde wurden, wöchentliche Mahlzeiten für die einquartierten Soldaten, mäßige Kriegssteuern, Rekruten-Stellungen und andere verhältnißmäßig kleine Unannehmlichkeiten waren die einzigen Kriegslasten, die Sachsens Bewohner kannten. Sie lebten übrigens mit den Preußen ganz freundschaftlich. In Dresden wurden Schauspiele, Concerte, Bälle und Maskeraden gegeben, die der Adel wie der Bürger und die Landesschönen fleißig besuchten. Der König gab selbst fast täglich Concerte, wobey er, der so mächtig bedrohete Monarch, mit seiner Flöte einstimmte.

Diese Gemüthsruhe, die seine philosophische Denkungsart und die Kenntniß seiner Kräfte bewirkten, wurde jedoch auf mannigfaltige Weise unterbrochen. Es ereignete sich in diesem Winter unter andern ein Vorfall, dessen nähere Umstände nur sehr Wenigen bekannt sind. Vor dem neunzehnten Jahrhundert dürfte es wohl keinem Deutschen Geschichtschreiber erlaubt seyn, sie der Welt mitzutheilen. Friedrich sollte vergiftet werden. Ein Kammerlakay, Namens Glasau, der beym Könige in großer Gunst stand, so daß er oft in seinem Bettzimmer schlafen mußte, wurde gedungen, den Monarchen aus der Welt zu schaffen. Den Entwurf wußten nur einige Personen, und von diesen war keine Entdeckung zu besorgen. Ein Zufall aber verrieth dem Könige in der Stunde der Ausführung, daß ein Anschlag wider sein Leben gefaßt sey. Glasau umfaßte die Füße des Monarchen,

und

und flehte um Gnade, die ihm jedoch nicht gewährt werden konnte. Er wurde festgenommen, in des Monarchen Gegenwart gerichtlich verhört, und sodann den nächstfolgenden Tag in Ketten nach Spandau geführt, wo er in einem Kerker, abgesondert von allen Menschen, in kurzer Zeit sein Leben endigte. Es schien dem Könige so sehr daran gelegen, das Geheimniß wegen der Personen, die in das Verbrechen verwickelt, zu bewahren, daß er nicht einmal einem Arzt erlauben wollte, diesem Unglücklichen in seinen letzten Stunden beyzustehen.

Die Mäßigung, die Preußens König zur Zeit in Sachsen beobachtete, hatte ihren Grund in der noch nicht ganz aufgegebenen Hoffnung, August zum Frieden und zu einem Bündniß zu vermögen, wozu ihm beyde Hände geboten wurden; allein die Wunde war zu tief geschlagen, das Bündniß dieses Königs mit Oesterreich und Rußland zu eng, und seine Erwartungen einer schleunigen glücklichen Veränderung zu groß, als daß er den Vorschlägen Preußens Gehör geben sollte. Dagegen waren die Klagen seiner Gesandten, von seinen mächtigen Bundesgenossen unterstützt, in Regensburg und an allen Europäischen Höfen ohne Grenzen. Man bediente sich auf dem Reichstage der unanständigsten Ausdrücke in Reden und Schriften; ja selbst Schimpfwörter wurden nicht gespart. Die Leidenschaft unterdrückte dabey alle Besonnenheit, und schwächte das Erinnerungsvermögen gelehrter Männer so sehr, daß man in öffentlichen Staatsschriften Friedrichs Einfall in Sachsen als ein in der ganzen Weltgeschichte beyspielloses Unternehmen darstellte. Der Endzweck wurde auch vollkommen erreicht. Alle verbündeten Höfe verdoppelten ihren Eifer bey den gewaltigen Zurüstungen. Frankreich selbst zeigte so sehr seinen Ernst, daß der Hof von Versailles, um den Unter-

gang des Königs von Preußen zu beschleunigen, dem Englischen die Neutralität für das Churfürstenthum Hannover unter den Bedingungen antrug, daß Georg der Zweyte seine Deutschen Truppen weder vermehren noch versammeln, den Franzosen seine Festungen einräumen, und ihnen den freyen Durchzug in die Preußischen Lande gestatten sollte. Der König von England aber, obgleich ihm Hannover alles galt, verwarf den Antrag.

Von eben diesem Eifer gegen Preußen beseelt, arbeitete der Marquis von Havrincour, Französischer Gesandter in Schweden, wo damals die meisten Senatoren feil waren, und die eben mit Wissen der Königin vorgefallene Verschwörung wider den Senat die Gemüther der Machthabenden außerordentlich gegen den Preußischen Namen erbittert hatte. Das zwischen Preußen und Schweden im Jahre 1743 geschlossene Bündniß war nun zu Ende, und ließ dem letzteren Reiche freye Gewalt, andere Bundesgenossen zu wählen. Hiezu kamen Frankreichs Versprechungen. Schweden sollte bey einer ernstlichen Theilnahme am Kriege Stettin und das ganze Preußische Pommern zur Belohnung erhalten. Dies gab, bey einem unfehlbar scheinenden Erfolg, der Sache den Ausschlag. Friedrich machte jedoch noch einen Versuch. Er forderte selbst den Beystand der Schweden, als Bürgen des westphälischen Friedens, der für sie so ruhmvoll, mit dem Flor des protestantischen Glaubens so genau verbunden, jetzt so gröblich verletzt werden sollte. Diese Gründe schienen einer Nation wichtig, die seit der Kirchenverbesserung dem Lutherthum fast abgöttisch anhing, und so sehr überwog die Gefahr der protestantischen Kirche bey den Schwedischen Gesetzgebern, die auf das Volk Rücksicht nehmen mußten, damals noch alle anderen Betrachtungen, daß dem König von Preußen noch im De-

cember 1756 die Versicherung der genauesten Neutralität gegeben wurde; ja als man in Regensburg über den Untergang Friedrichs stimmte, hielt der Schwedische Gesandte unter dem Vorwand, daß es ihm an Vorschriften fehle, seine Stimme für Schwedisch-Pommern zurück. Die Künste und das Gold des Französischen Ministers zu Stockholm besiegten jedoch endlich Alles, und der Krieg wider Friedrich wurde in Schweden beschlossen.

Der Plan zur Theilung der Preußischen Staaten und die absichtliche Zertrümmerung einer neuen Monarchie waren etwas so Sonderbares als der Krieg selbst. So wie Pommern an Schweden fallen sollte, so war Schlesien für Oesterreich, das Königreich Preußen für Rußland, das Herzogthum Magdeburg nebst Halberstadt für Sachsen, und die Westphälischen Provinzen für Frankreich bestimmt. Nur das Churfürstenthum Brandenburg sollte dem entthronten Könige als eine Gnade gelassen werden, wenn er sich noch zu rechter Zeit unterwürfe; wo nicht, so war der Entschluß der Mächtigen, das verheerte Land dem nächsten Erben zu überliefern. Dieser Entwurf, von allen Seiten durch Kraft und Erbitterung unterstützt, schien bey dem ungleichen Kampf mit einer so eingeschränkten Macht zu seiner vollständigsten Ausführung nicht einmal des Glückes zu bedürfen, das zwar die Vollendung durch Zufälle beschleunigen oder verzögern konnte, allein bey der Hauptsache für entbehrlich gehalten wurde.

Nirgends aber war man geschäftiger als in Süd-Deutschland. Der Reichstag der Germanier in Regensburg ergriff nun den seit vielen Menschengeschlechtern verrosteten Staats-Donnerkeil, um ihn auf den König von Preußen zu schleudern. Förmlich in den Reichsbann gethan, sollte er aller seiner Reichsländer, Würden und Titel verlustig erklärt

werden; selbst neun protestantische Fürsten stimmten dafür, und unter ihnen auch die mit Preußen verwandten Höfe von Anspach und Darmstadt, der Herzog von Holstein-Gottorp, die Fürsten von Schwarzburg und von Anhalt. Mit diesen neun Fürsten hatten die Gegner Friedrichs außer den katholischen Churfürsten sechzig Stimmen im Fürstlichen Senat, sechs und zwanzig aber bestanden auf eine Untersuchung der Ursachen des Krieges, auf einen Waffenstillstand und auf die Vermittelung des Reichs bey dieser Fehde. Unter diesen letzten, durch Vernunft und Mäßigung geleiteten Stimmen waren alle Grafen aus der Wetterau, aus Franken und Westphalen. Die Reichsstädte aber, in deren Ringmauern die Staatskunst nie, die Freyheit sehr selten wohnte, die alle, mehr oder weniger aus Unwissenheit, den Kaiser als ihren Landesherrn betrachteten, zeigten auch bey dieser Gelegenheit das Bild ihrer Charakteristik: sie stimmten blindlings mit der Kaiserlichen Partey. Die meisten Reichsfürsten wurden theils durch Furcht, theils durch Hoffnungen, auf Theresiens Seite gezogen, und so wurde bey ihnen auf einmal die Freundschaft, welche sie seit langen Zeiten mit Preußen verbrüdert hatte, so manche empfangene Wohlthaten dieses Hauses, die Bande der Religion und des Blutes, kurz Alles vergessen; sie bestätigten die Behauptung vieler Staatsmänner, daß man bey irgend einem Kriege mit Oesterreich nie auf den Beystand der Reichsfürsten wider diese Macht rechnen dürfe.

Man setzte in den Staatsschriften, in den Erklärungen und Manifesten die unanständige Sprache gegen den König fort, der sich deshalb auch ausdrücklich an die Kaiserin Theresia wandte, mit der Erinnerung, daß Monarchen Feinde seyn könnten, ohne sich zu Schmähungen herabzulassen; denn nicht Worte, die ihre Würde erniedrigten, sondern das

Schwerdt müßte ihren Streit entscheiden. Lange blieb diese Erinnerung ohne Wirkung; nur erst nach einigen gewonnenen Schlachten bekam sie Gewicht. Den kreisausschreibenden Fürsten wurde indeß aufgegeben, zu verhindern, daß der König irgend eine Art von Unterstützung aus den Kreisländern erhielte; auch wurden alle in Friedrichs Heeren befindliche Reichs-Vasallen aus dem Preußischen Dienst abgerufen; dabey erging eine Kaiserliche Verordnung, daß alle mit Preußischen Staatsschriften handelnde Buchführer und Buchdrucker eingezogen und bestraft werden sollten. Die Unparteyischen sagten, daß der Kaiser wegen seiner Familien-Angelegenheiten im Reich den Despoten spiele. Plotho, der Chur-Brandenburgische Gesandte bey der Reichsversammlung, beantwortete alle Staatsschriften gegen Preußen sowohl als die pedantischen Abhandlungen über die Heiligkeit der Archive mit Ernst und Würde, und da er wegen des Druckes in ganz Süd-Deutschland unübersteigliche Schwierigkeiten fand, legte er eine eigene Druckerey in Regensburg an.

Man wollte nun förmlich zum Reichsbann schreiten. Der Kaiserliche Reichs-Fiscal Helm trug auch wirklich darauf an, und vermochte den Kaiserlichen Notarius, Doctor April, sich in Begleitung von zweyen Zeugen mit einer Citation zu dem Gesandten Baron Plotho zu begeben. Diese Vorladung betraf die Erscheinung des Gesandten vor der Reichsversammlung, wo er sich innerhalb zweyer Monate, vom 22sten August 1757 an gerechnet, stellen sollte, um anzuzeigen, was er der Anklage auf die Reichsacht entgegenzusetzen habe. Plotho, sich seiner Rechte bewußt, bezeigte die größte Verachtung gegen diese Vorladung; er zwang den Ueberbringer, sie wieder zurückzunehmen, schob ihn selbst zur Thüre hinaus, und ließ ihn sodann durch seine Bedienten zum Hause hinauswerfen. Zu dieser Entschlossenheit des

Ministers, die sich mit Klugheit gepaart in allen seinen Handlungen zeigte und seine Feinde in Furcht setzte, kamen die Vorstellungen von Frankreich. Man bat den Wiener Hof, den Entwurf der Reichsacht aufzugeben, weil dadurch für jetzt nichts gewonnen würde, wohl aber die Könige von Preußen und England vermocht werden könnten, sich vom Germanischen Bunde loszusagen. Es wurde also beschlossen, auch ohne Reichsacht gegen Friedrich als einen Feind des Reichs verfahrend, auf seine Behauptungen nicht zu achten, daß er nicht als Churfürst von Brandenburg, sondern als souverainer König von Preußen feindselig gegen Sachsen gehandelt habe.

Dies Urtheil der Deutschen Amphictyonen zu unterstützen, wurde trotz allen Widersprüchen von Preußens Freunden und von Friedrichs Gesandten, wovon die Versammlungen ertönten, aus allen Völkerschaften Deutschlands ein Heer aufgeboten, das unter dem furchtbaren Namen der Reichs-Executions-Armee dem Dekret der Majorität den nöthigen Nachdruck geben sollte. Anfangs wurden nicht weniger als 120,000 Mann zu diesem Zweck bestimmt, nachher aber bis auf die Hälfte vermindert. So gesellte sich zu den vielen feindlichen Heeren, bey denen Friedrichs Untergang die Losung war, ein neues, und schon fing man an, den nahen Zeitpunct zu berechnen, wo der Krieg geendet seyn würde.

Friedrich, dem jetzt nichts übrig blieb, als durch den wirksamsten Gebrauch seiner Waffen dem Kriegesgewitter überall die Stirne zu bieten, schritt bald in seinen Sächsischen Finanz-Operationen nachdrücklicher zu Werke. Er sah ein, daß das so sehr gewünschte Sächsische Bündniß offenbar für ihn nachtheilig gewesen wäre, und der uneingeschränkte Besitz eines großen schönen Landes ihm unendlich mehr Vor-

theile verschaffte. Keine Provinz konnte, wie Sachsen, allen seinen Bewegungen einen Central-Punct gewähren, und ihm Rücken und Flanken decken. Die Lage dieses Landes zwischen zwey großen durch die Politik immer getrennten Mächten war und ist ein National-Unglück für die Sachsen. Friedrich konnte nur von hier aus bey seinen Unternehmungen in Böhmen Zufuhren erhalten, und war überdies genöthigt, sich bey einem Angriff auf Oesterreich gegen die Sachsen in Sicherheit zu setzen. Es blieb also den letztern gleich im Anfang des Krieges keine andere Wahl übrig, als entweder Bundesgenossen des Königs von Preußen oder seine Kriegsgefangene zu seyn. Friedrich entsagte der bisher beobachteten Mäßigung, und änderte ganz seinen vorigen Plan. Die Besoldungen aller Churfürstlichen Diener wurden verringert, oder gar eingezogen. Zum Unterhalt der Landes-Collegien und Kanzleyen in Dresden waren bisher 190,000 Reichsthaler erforderlich; diese Summe wurde bis auf 30,000 herabgesetzt, und so ging man weiter. Die Königin von Polen bat um Geld. Friedrich, der wohl wußte, welchen Gebrauch sie davon machte, ließ ihr nur 7800 Reichsthaler, den Rest einer Casse, überliefern. Sie erneuerte ihre Bitte, und bestimmte die gegenwärtigen Bedürfnisse für sich und ihre Familie monatlich auf 174,000 Reichsthaler. Die Antwort war, sie möchte sich an ihren Gemahl wenden. Diese Finanz-Reform erstreckte sich über alles. Die Operisten und Tänzer wurden zwar nicht förmlich verabschiedet, allein man gab ihnen keine Besoldung mehr, und nun reisten sie nach Italien zurück, wohin auch der berühmte Musik-Director Hasse ging. Ein Paar wichtige Personen am Sächsischen Hofe waren der Beichtvater der Königin und der Ober-Director der Opern. Jener hatte ein Gehalt von 12,000, dieser von 15,000 Reichsthalern; jetzt mußten

sie sich mit 2000 begnügen. Die Kaiserin Elisabeth kam in der Noth der Königin von Polen zu Hülfe, und schenkte ihr 100,000 Rubel.

Der ungeheure Vorrath von Porcellan, den man theils in Dresden, theils in Meißen fand, wurde jetzt für Preußische Rechnung, als ein erbeutetes Eigenthum, verkauft. Schimmelmann, ein Sächsischer Kaufmann, erstand es für 200,000 Reichsthaler, und legte dadurch den Grund zu seinem unermeßlichen Reichthum, womit er sich anfangs nach Berlin, dann nach Hamburg, und endlich nach Copenhagen begab. Er stieg bis zur Höhe eines allvermögenden Dänischen Staats-Ministers, und starb als der reichste Mann, der noch je in den Nordischen Königreichen gelebt hatte.

Das Königliche Schloß in Dresden jedoch ließ Friedrich unberührt. Er besuchte oft die vortreffliche Bilder-Gallerie, allein ohne sich etwas davon zuzueignen; vielmehr beschenkte er die Aufseher reichlich. Diese Mäßigung verließ ihn dagegen gänzlich in Ansehung des Grafen von Brühl, den er als den Urheber des Bündnisses betrachtete, welches Sachsen mit seinen Feinden geschlossen hatte. Dieser Minister besaß in Pförten, einem wenige Meilen von Dresden liegenden Dorfe, ein schönes Schloß. Dies wurde auf Friedrichs Befehl verheert. Ein gleiches Schicksal erfuhr der prächtige Pallast in der Residenz, so wie sein Garten, eine Zierde der Stadt und als Spazierort für Jedermann offen. Hier, wo seltene Kunst und Pracht vereinigt waren, wurde alles verwüstet, und noch bis auf den heutigen Tag sind die hochliegenden Trümmer eines schönen Pavillons an der Elbe Denkmäler einer Rache, die man dem gekrönten Weltweisen nicht zugetraut hatte.

So verschwand auf einmal die zusammengehäufte Pracht eines Privatmannes, dem vielleicht kein damaliger König in

Europa an häuslichem Glanz und Ueppigkeit gleichkam. Alles, was in Kunstarbeiten ausgezeichnet und einzig war, das Kostbare und Außerordentliche, was in London und Paris nicht sogleich Käufer fand, wurde vom Grafen Brühl zur Zierde seiner Palläste erstanden. Das Auserlesenste davon war in seinem Pallast zu Dresden versammelt. Alle Zimmer prangten mit künstlichen Uhren von endloser Verschiedenheit und Aufstellungsart, mit Statuen, Medaillons und Gemälden, den kostbarsten Lakirungen, mit Gold eingelegten Thürschlössern, prächtigen Tapeten und porcellanenen Oefen in Form antiker Bildsäulen, Römischer Mausoleen oder Griechischer Tempel. Das Außerordentlichste aber war die ungeheure Kleidersammlung dieses Ministers; ganze Säle waren von der Decke bis zum Boden mit Schränken voll Gewändermassen angefüllt. Zu jedem Anzug gehörte eine besondere Uhr, Tabacksdose und Degen. Die Kleider waren in Miniatüre gemalt und in ein Buch eingetragen, das ihm täglich zur Auswahl vorgelegt wurde. Von vierzig Kammerdienern hatten vier allein die Aufsicht über diesen Kleiderschatz, den sie den Fremden als eine Seltenheit zeigten. Da aber einst ein Reisender, über diese sonderbare Ausstellung betroffen, verächtlich ausrief: Montréz moi des vertus, et non pas des culottes! stellte man diesen Gebrauch ein.

Die Sächsischen Rekruten zum Dienst der Preußen mußten nun herbeygeschafft werden. Der Churprinz von Sachsen that dringende Vorstellungen dagegen, und berief sich auf seinen Vater, der dazu erst seine Einwilligung geben müßte; in Friedrichs Antwort wurde er höflich ersucht, sich nicht um solche Sachen zu bekümmern. Die Landstände waren mit ihren Vorstellungen nicht glücklicher, und da sie sich auf den Gehorsam gegen ihren Souverain bezogen, ant-

wortete Friedrich: „Ich bin euer Landesherr, so lange ich „ich Sachsen im Besitz habe; folglich seyd Ihr mir Gehorsam schuldig."

Friedrich wußte nur zu wohl, daß er von dem Freistaate der Polen keine Hülfe erwarten konnte; er wollte jedoch nicht die Staats-Formalität vernachläßigen, und verlangte daher kraft des Wehlauer Tractats zur Beschützung der Brandenburgischen Staaten die festgesetzten 4000 Mann Hülfstruppen; dabey bat er die Republik, daß sie den Russen keinen Durchmarsch durch ihr Gebiet verstatten möchte, weil sonst der Krieg auch nach Polen gezogen würde. Das Ansuchen wurde in Warschau gar nicht geachtet, da selbst diejenigen Großen, die es auch nicht mit ihrem König hielten, vor den Russen zitterten. Die Kaiserin Elisabeth unterhielt diese Furcht durch Drohungen und durch die Besitznehmung von Elbing und Thorn, wobey sie erklärte, daß sie durch ihre Heere den König gewiß abhalten würde, Polens Ruhe zu stören.

Die Oesterreicher wünschten sehr, die Festung Königstein zu besetzen; sie entwarfen daher einen Plan, diesen Felsen mit Einstimmung des Sächsischen Befehlhabers zu überrumpeln. Friedrich erfuhr es, und erinnerte durch einen Brief den Commandanten an seine Pflicht, die ihm anvertraute und als neutral erklärte Festung nicht überfallen zu lassen, mit der Bedeutung, daß er sie für unüberraschbar hielte, und folglich eine unvermuthete Ueberrumpelung dabey nicht statt finden könnte; geschähe sie, so sollte er als ein Verräther mit Ehre und Leben dafür verantwortlich seyn. Diese Erinnerung that ihre Wirkung, und der Versuch unterblieb. Ueberhaupt war Friedrich sehr auf seiner Hut, und erfuhr Alles durch seine Wachsamkeit. Die Gräfin Brühl erhielt aus Polen ein Faß Ungarischen Wein. Die Sache

schien unbedeutend, allein da sie eine so wichtige Person betraf, deren geringste Handlung genau beobachtet wurde, meldete man es dem Könige. Er befahl die schleunige Ablieferung des Weins, und bat sich nur das Faß aus. Nun wurde in Gegenwart eines Abgeordneten der Wein im Pallast abgezapft, und sodann dem Könige das Faß gebracht, das ausgefuttert und mit vielen Briefen und Papieren angefüllt war.

In allen Provinzen Deutschlands herrschte nun eine kriegerische Thätigkeit, die seit vielen Jahrhunderten nicht so allgemein gewesen. Bey allen Kriegen der neuern Zeit, selbst da unter Carl dem Fünften und unter Gustav Adolph die Deutschen aus Religionseifer wider einander wütheten, waren keine so gewaltigen Zurüstungen geschehen, als jetzt, da alle Völkerschaften Germaniens, groß und klein, zu den Waffen griffen, um für den doppelten oder für den einfachen Adler zu kämpfen. Die Furcht vor dem Anzug mächtiger Heere verringerte jedoch die Preußische Partey immer mehr und mehr. Selbst der Herzog von Braunschweig, Friedrichs Schwager, wollte sein Land, um es zu retten, den Franzosen übergeben; auch der Landgraf von Hessen-Cassel wankte, und schien mit Preußens Freundschaft und dem bisherigen Schutz auch alle empfangene Englische Subsidien zu vergessen. In Süd-Deutschland war's der einzige Markgraf von Bayreuth, der lieber sein Land preisgeben, als gegen seinen Königlichen Schwager Truppen senden wollte. Friedrich war durch diese Großmuth gerührt, und da er überdies die Staaten des Markgrafen als das Erbtheil seines Hauses betrachtete, so untersagte er die von dem Verderben begleitete Aufopferung, und bewilligte selbst den Beytritt der Bayreuthischen Kriegerzahl zu den Heerschaaren, die sich wider ihn versammelten.

So wurde nun das Reichsheer zusammengebracht, das durch Alter wie durch innere Macht ehrwürdige Germanische Bündniß in lächerlichem Lichte darstellend. Die Truppen waren vielleicht den Kreuzfahrern nicht ganz unähnlich. Die Contingente oder die reichspflichtmäßigen Beyträge an Soldaten der Bayern, der Pfälzer, der Würtemberger und einiger anderen Reichsstände ausgenommen, war der Rest des Heeres ein Zusammenfluß schlechtgezogener Horden, in Schaaren vertheilt, die ein buntscheckiges Ganzes bildeten. In Schwaben und Franken gab es Reichsstände, welche nur einen Mann stellten. Auf manchen fiel allein die Lieferung eines Lieutenants ohne Soldaten, der oft ein vom Pfluge weggenommener Bauerkerl war; andere lieferten blos einen Tambour, und gaben ihm eine Trommel aus ihren alten Rüstkammern. Viele Klosternonnen legten ihren Rosenkranz bey Seite, und stickten Fahnen, die, durch Priestersegen eingeweiht, gegen Ketzer wehen sollten. Die Schweintreiber rückten zu Querpfeifern auf, und abgelebte Karrengäule wurden bestimmt, Dragoner zu tragen. Die Reichs-Prälaten, die sich brüsteten, Bundesgenossen so großer Monarchen zu seyn, ließen ihre Klosterknechte die Kittel ablegen, und schickten sie zum Heere. Waffen, Kleidung, Gepäck, kurz Alles war bey diesen zusammengetriebenen Menschen, die man mit dem Namen Soldaten belegte und mit den weitesten Hoffnungen betrachtete, durchaus verschieden.

Der Königliche Hof zu Warschau fand es sehr schwer, sich in seine Lage zu finden, und eine unbedachte Handlung folgte der andern. Plesmann, der Preußische, bei'm Freistaate Polen beglaubigte Gesandtschaftssecretair, genoß wegen des Diensteifers für seinen König nicht die Gunst des Polnischen Hofes, der daher auf seinen Untergang sann. Er befand sich eben auf einer Reise in Sachsen, als er zu

Reichenbach von funfzig Oesterreichischen Husaren überfallen und nach Eger geschleppt wurde. Hier legte man ihm Ketten an Hände und Füße, und behandelte ihn wie den ärgsten Missethäter; eine Härte, die in seinem Körper eine so plötzliche Veränderung erzeugte, daß er viele Monate lang nicht laut reden konnte. Man führte ihn nach Wien, und warf ihn ins Stockhaus, einen finstern Kerker. Sein Bedienter hatte, von ihm abgesondert, ein gleiches Schicksal. Diese Behandlung blieb eine geraume Zeit für Friedrich ein Geheimniß; als er sie erfuhr, und auf die schleunige Befreyung der Unglücklichen drang, erhielt er die Antwort, daß Plesmann auf Ansuchen des Warschauer Hofes in Verhaft genommen wäre. Friedrich machte nun der Sache bald ein Ende. Als Herr von Dresden hatte er zu seiner Vergeltungsabsicht ein weites Feld; er begnügte sich jedoch mit dem Verhaft eines einzigen Menschen. Der Sächsische Gesandschaftsrath Just wurde ins Gefängniß geworfen. Die Königliche Familie gerieth in Bestürzung, und der Churprinz sandte an Brühl die ernstlichsten Vorstellungen. Jetzt erst kam dieser Minister zu der Einsicht, daß es nicht rathsam sey, den sehr entschlossenen Sieger ferner zu reitzen, und nun erhielt Plesmann nach einer siebenmonatlichen Gefangenschaft seine Freyheit wieder.

Indessen wurden von Seiten der Preußen die wirksamsten Maaßregeln genommen, um, den Feldzug früh eröffnend, den feindlichen Bundesgenossen zuvorzukommen. Die furchtbarsten waren die Oesterreicher. Auf diese beschloß daher Friedrich mit vereinigten Kräften loszugehen, um, wo möglich, einen großen Streich auszuführen, bevor sich die Heere der andern Völkerschaften nähern könnten. Der Kaiserliche Hof nahm ein entgegengesetztes System an, und wollte sich blos auf Vertheidigung einschränken,

bis man, mit sämmtlichen Bundesgenossen vereinigt, auf einmal den König von Preußen von allen Seiten anfallen und vernichten könnte. Brown theilte deshalb seine ganze Macht in vier große Massen, um Böhmen zu decken. Dennoch drang Friedrich zu Ende des April mit fünf großen Kriegshaufen in dies Königreich ein, nachdem er zuvor, um die Feinde zu hintergehen, durch mannigfaltige Anstalten Miene gemacht hatte, auch seinerseits vertheidigungsweise zu verfahren, und in der Nähe von Dresden durch feste Lager Sachsen zu decken. Die Anführer der fünf Heere waren: der Feldmarschall Schwerin, der von Schlesien aus über Trautenau zog, der Herzog von Bevern, der über Zittau, der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau, der über Commotau, der Prinz Heinrich von Preußen, der über Neustädtel, und Friedrich selbst, der über Peterswalde den Marsch nahm. So wohl waren die Befehle berechnet, und mit so großer Ordnung wurden sie befolgt, daß alle diese von so verschiedenen Seiten anrückenden Schaaren am nämlichen Tage den Böhmischen Boden betraten. Man bemächtigte sich sogleich einiger sehr beträchtlichen Kaiserlichen Vorrathshäuser. Die Armee unter dem Herzog von Bevern, 16,000 Mann stark, traf bald auf eine feindliche von 28,000 Mann, die sich unter Anführung des Grafen Königsegg bey Reichenberg verschanzt hatte. Sein Lager war zwischen zwey waldigen Bergen, und seine Schlachtordnung glich einer Festung, wovon das Fußvolk die Bastionen und die Reiterei die Courtine vorstellten. Die Oesterreicher wurden sogleich angegriffen, und nach einem fünfstündigen Gefechte mit einem Verlust von 1800 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen aus dem Felde geschlagen. Die Preußen verloren 300 Mann. Nach diesem Treffen rückte der Herzog vorwärts, und vereinigte sich bald darauf mit der

Schaar des Feldmarschalls Schwerin, der in fünf Abtheilungen über die Schlesischen Gebirge nach Böhmen eingedrungen, die Kaiserliche Nachhut geschlagen hatte. Sie bestand aus 1500 Mann, die größtentheils niedergemacht oder gefangen wurden, wobey aber der Anführer der Preußen, Wartenberg, ein sehr würdiger Feldherr, sein Leben verlor.

Der König von Preußen marschirte über den hohen Böhmischen Berg Paskopol ohne allen Widerstand, und ging auch über die Moldau im Angesicht des Feindes, der seine ganze Macht beysammen habend, jetzt den kostbaren Augenblick versäumte, Friedrichs kleines abgesondertes Heer mit überwiegendem Vortheil anzugreifen. Es herrschte eine Eifersucht bey den obersten Befehlhabern der Kaiserlichen Truppen, die sich auf mancherley Art sehr auffallend zeigte; denn Brown war jetzt dem Prinzen Carl von Lothringen untergeordnet, der als oberster Feldherr gebot. Diese Heerführer ahnten keinen feindlichen Einfall in Böhmen; sie glaubten, Friedrich würde sich in Sachsen zu vertheidigen suchen, daher auch Brown unter dem 9ten April bey Keith um die Rücksendung der im vorigen Jahre aus Böhmen mitgenommenen Geißel anhielt, weil, wie er sagte, die Preußen dies Jahr wohl nicht wiederkommen würden. Auf Friedrichs Befehl schrieb Keith zurück, daß Brown recht hätte, und die Geißeln nächstens nach Böhmen transportirt werden sollten.

Am 6ten May früh Morgens waren alle Preußischen Schaaren, über 100,000 Mann stark, in der Gegend von Prag versammelt. Sie vereinigten sich auch in der Nähe dieser Hauptstadt bis auf die von Keith und von Moritz geführten Truppen, die auf der andern Seite der Moldau blieben; und einige Stunden darauf nahm eine der denk-

würdigsten Schlachten, die in den Jahrbüchern der Kriege aufgezeichnet sind ihren Anfang. Das Preußische Heer, das wirklich zum Treffen kam, war 64,000, das Oesterreichische 76,000 Mann stark. Dieses stand auf verschanzten Bergen. Die Zugänge waren zum Theil sumpfige Wiesen, abgelassene Teiche, deren Boden voller Schlamm und mit Gras bewachsen, schmale Dämme, ja Stege, worauf die Soldaten nur einzeln übergehen konnten. Das Oesterreichische Fußvolk stand eben, mit Kochen beschäftigt, ruhig in diesem festen Lager, und die Reiterei war ausgeschickt, Futter zu holen, als Friedrich anrückte; denn aller von den Vorposten eingebrachten Nachrichten ungeachtet hatte man im Kaiserlichen Lager seinen Anmarsch nicht glauben wollen. Der Prinz Carl ließ nun in größter Eile die Fouragirer zurückkommen, die auch zum Theil in ihren Kitteln mit den Preußen fochten. Wiewohl der Boden durchaus nicht günstig, geschah dennoch der Angriff der Preußischen Fußleute mit einem bewundernswürdigen Muthe. Nur rottenweise über die schmalen Dämme gelangend, blieben diejenigen, die durch die Wiesen wateten, bey jedem Tritt im Schlamme stecken; ja die Regimenter Meierrinck und Treskow sanken bis an die Knieen in Morast, und nur mit großer Mühe gelang es ihnen, sich herauszuarbeiten. Einer half dem andern, und alle sprachen einander Muth ein. Mehrere Bataillone mußten bey diesen Umständen ihre Kanonen zurücklassen, so sehr sie ihrer auch bedurften. Um ein Uhr Mittags waren die Hindernisse bekämpft, und die Preußen fingen an, sich in Schlachtordnung zu stellen. Ohne sich erst von den schrecklichen Mühseligkeiten zu erholen, gingen sie ungestüm auf den Feind los, und wurden mit entsetzlichem Geschützfeuer empfangen. Rottenweise stürtzten sie zu Boden. Das Regiment Winterfeldt griff dessen-

dessenungeachtet eine Batterie an, fand aber großentheils vor derselben sein Grab. Dies hinderte jedoch nicht das Anrücken des Grenadier-Bataillons Wreden, das einmüthig schrie: „Kameraden! laßt uns hinan, ihr habt Ehre genug!" Der König hatte Befehl gegeben, ohne mit Musketen zu schießen, gleich mit gefälltem Bajonet einzudringen; allein das Kartätschenfeuer der Oesterreicher war so mörderisch, daß die menschliche Natur bey einem augenscheinlich gewissen Tode endlich der Tapferkeit ein Ziel setzte. Mehrere Regimenter der Preußen wichen zurück.

Indessen war die Reiterei beyder Heere auch ins Handgemenge gerathen; der Prinz von Schöneich, der die Preußische befehligte, griff mit einem Theil derselben die ganze Oesterreichische an, und warf die erste Reihe über den Haufen. Er verlor aber durch Ueberflügelung seine beiden Flanken, und wurde durch die zweyte Reihe des Feindes zurückgeschlagen. Die Preußische Reiterei gestaltete sich jedoch wieder, erhielt Verstärkung, und ging von neuem auf den Feind los. Nun war der Angriff entscheidend. Die Oesterreichische Reiterei wurde ganz aus einander gesprengt, und auf ihr eignes Fußvolk geworfen, welches sie in Unordnung brachte. Die Preußischen Husaren benutzten diese Gelegenheit, um einzuhauen und die Verwirrung zu vermehren.

Der Feldmarschall Schwerin war zu eben der Zeit eifrig beschäftigt, das durch den entsetzlichen Eisenhagel zurückgewichene Fußvolk wieder zu formiren, und ließ es gegen den Feind anrücken. Sich selbst an die Spitze seines Regimentes stellend, stieg er vom Pferde, und ergriff mit den Worten: *Heran meine Kinder!* eine Fahne, die in seiner Hand den Weg des Sieges bezeichnen sollte. Die Preußen fanden auch diesen Weg, allein der edle Wegweiser

fiel durch vier Kartätschenkugeln zu Boden gestreckt. Das Panier seines Monarchen deckte ihn, und verhüllte seine Todeszüge. Mehrere Preußische Feldherren folgten diesem Beyspiel, und führten ihre Brigaden zu Fuß an; auch der Prinz Heinrich sprang vom Pferde, und erstieg an der Spitze der Seinigen eine feindliche Geschützhöhe. Nun stürzte das ganze zweyte Treffen der Preußen auf die Oesterreicher, die bis zu ihren Zelten getrieben wurden. Man hatte sie stehen lassen, um keine Zeit zu verlieren. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Friedrichs größte Stütze an diesem blutigen Tage, wie überhaupt im ganzen Kriege, bemerkte indessen den fortdauernden Muth des Feindes, dessen linker Flügel seine Stellung immer noch behauptete. Er bat den König um Erlaubniß, vom Schlachtplan abzuweichen, weil er einen Versuch auf die feindliche Flanke machen wollte. Die Antwort war, er mögte thun, was er am rathsamsten fände. Ferdinand nahm sofort einige Regimenter vom Preußischen rechten Flügel, fiel dem Feind in Seite und Rücken, und so wurde dieser von Berg zu Berg getrieben, und sieben mit Oesterreichischen Grenadieren, dem Kern der Kaiserlichen Soldaten, besetzte Schanzen erobert. Die Feinde befanden sich in großer Unordnung, so daß ihre Flügel von einander getrennt waren. Diesen Vortheil benutzte Friedrich unverzüglich. Er rückte in den offenen Raum, und nun war die Trennung vollkommen. Unglücklicherweise für die Preußen waren ihre leichten Reiter entfernt, weil sonst der gänzliche Untergang des feindlichen Heeres unvermeidlich gewesen wäre. Dies geschlagene Heer bildete jetzt zwey Schaaren, von welchen die kleinste sich auf die Flucht ins weite Feld begab, und die andere sich in Prag warf. Diesen Zufluchtsort wählte man in Eile, ohne die Folgen zu überlegen. Man sah jedoch

das Schreckliche solcher Lage schon in den ersten Stunden ein. Es wurden auch noch den nämlichen Tag einige obwohl schwache Versuche gemacht, sich wieder herauszuziehen; allein die Preußen hatten, so viel die Dunkelheit der Nacht es nur zuließ, alle Ausgänge der Stadt besetzt, und zwangen die Oesterreicher, wieder in ihr Kriegsgefängniß zurückzukehren.

Dies die Geschichte der denkwürdigen Schlacht, die von Morgens um neun bis Abends um acht Uhr gedauert; eine Schlacht, durch die Größe der streitenden Heere, durch das viele vergossene Blut und die dabey begangenen Fehler von Seiten der Ueberwundenen, durch den Tod eines erfahrnen Heerführers im Augenblicke der höchsten Unordnung, durch die von beiden Theilen bewiesene Tapferkeit, die überstiegenen großen Schwierigkeiten und die aus der Niederlage sich erzeugende Bestürtzung der Schlacht von Cannä nicht unähnlich, wo Hannibal die Römer, wie noch keiner vor ihm, besiegte. Die Römische Schlacht entschied das Schicksal von ganz Italien, Rom allein ausgenommen; die Deutsche hätte den ganzen Krieg entschieden und den politischen Zustand von Deutschland umgestaltet, wenn nicht ein sehr unbedeutender Gegenstand, ein Paar elende Pontons, das Loos so vieler Nationen bestimmt hätte. Das Heer des Prinzen Moritz von Dessau befand sich oberhalb Prag bey Branick, an der andern Seite der Moldau, über die man eine Brücke schlagen wollte, um dem Feind in den Rücken zu kommen. Dieser Fluß aber war angeschwollen; man hatte darauf nicht gerechnet, und einige Pontons fehlten, um die Schiffbrücke zu vollenden. Diese muthigen Preußen blieben also in der Ferne bloße Zuschauer der Schlacht. Ein Paar Pontons mehr, und die gänzliche Vernichtung des großen Oesterreichischen Heers, von dem jetzt

das Schicksal einer mächtigen Monarchie abhing, war nicht einen Augenblick zweifelhaft. Dieser Tag wäre in der Weltgeschichte unsterblich geworden; dann keine Schlacht bey Kollin, keine Schlacht bey Hochkirch, kurz eine ganz andere Geschichte, als man sie jetzt in den Jahrbüchern des achtzehnten Jahrhunderts liest. Alles, was Moritz in dieser für einen Helden höchst traurigen Lage thun konnte, war, die geschlagenen Oesterreicher, die sich vor seinen Augen in großer Unordnung zur Daunschen Armee zogen, durch Geschützkugeln zu verfolgen.

Der Verlust der Preußen an diesem Tage belief sich auf 16,500 Mann an Todten und Verwundeten; 1550 waren gefangen worden. Viele ihrer vornehmsten Befehlhaber deckten das Schlachtfeld: außer dem Feldmarschall Schwerin die Generale Prinz von Holstein, Prinz von Anhalt, Goltz, Hautcharmoy und andere, Fouquet und Winterfeld aber lagen gefährlich verwundet. Die Oesterreicher zählten 19,000 Todte und Verwundete, dabey büßten sie 5000 Gefangene ein, die nebst 60 Kanonen, einer Anzahl Fahnen und Standarten, der Kriegskasse und vielem Rüstgepäck, den Siegern in die Hände gefallen. Noch vom Wahlplatz schrieb der König an seine Mutter: „Ich bin „mit meinen Brüdern gesund; der Feldzug ist für die Oe„sterreicher verloren, und ich habe mit 150,000 Mann „freye Hände. Wir sind Meister von einem Königreich, „das uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde „einen Theil meiner Truppen absenden, den Franzosen ein „Compliment zu machen, mit den übrigen will ich die „Oesterreicher verfolgen."

So blutig indeß auch diese Schlacht, und so große Erwartungen auch ganz Europa jetzt hegte, so ging doch alles ganz anders; denn diese schreckliche Niederlage ist

wegen der Folgen, die sie nicht hatte, besonders merkwürdig. Alle Welt glaubte, das flüchtige Oesterreichische Heer würde verfolgt und aufgerieben, das eingeschlossene aber durch Feuer und Hunger zur Uebergabe gezwungen werden; allein das Kriegsglück vereitelte sehr geschwind die Hoffnungen der Preußen, und flößte ihren Feinden neuen Muth ein. Durch die Schlacht bey Prag verlor jedes Heer einen vortrefflichen Feldherrn; denn auch der Feldmarschall Brown starb an seinen im Gefecht erhaltenen Wunden. Friedrich betrauerte den Tod Schwerins, seines Lehrers in der Kriegskunst, von dem er zu sagen pflegte: „Er würde ein vollkommener Feldherr seyn, wenn er nur Jemanden neben „sich leiden könnte." Nach geendigtem Kriege ließ ihm der König in Berlin auf dem Wilhelmsplatz eine marmorne Bildsäule errichten.

Man hat den Tod dieses Heerführers mit der Aufopferung des Decius verglichen. Ohne der heldenmüthigen That des Preußischen Feldherrn etwas von ihrem Werth zu entziehen, ist es augenscheinlich, daß die Vergleichung sehr unpassend. Dem Deutschen Heerführer war trotz der Gefahr, in die er sich begab, nicht die Hoffnung benommen, sie zu überleben; auch theilten die ihn begleitenden Soldaten diese Hoffnung mit ihm; der Römische aber, indem er sich mitten unter die Feinde stürtzte, weihte sich ohne alle Hoffnung dem Tode, dem er nicht entgehen wollte.

Die letzten Augenblicke des sterbenden Brown wurden ihm durch die Anwesenheit des Heeres in Prag sehr verbittert. Unter den heftigsten Schmerzen rieth er unaufhörlich, daß alle Truppen sogleich hinausstürmen, und die Reiterei sich in der Nacht durchschlagen sollte. Dieser Rath, ohne allen Zeitverlust mit vereinigter Macht ausgeführt, wäre vielleicht von glücklichem Erfolg gewesen. Die

Preußen hatten den Sieg theuer erkauft; von der großen Last des Tages abgemattet, befanden sie sich bey der Ungleichheit des Bodens nicht in der besten Schlachtordnung. Der weise Rath des Feldmarschalls aber wurde nicht gehört, und ihm war ein trauriges Loos vorbehalten; er mußte noch vor seinem Tode die Jammerauftritte in Prag mit ansehen.

Diese ungeheure Stadt barg jetzt innerhalb ihrer Mauern ein ganzes Kriegsheer. Nebst der Besatzung waren hier über 50,000 Mann beysammen *), worunter sich alle vornehme Befehlhaber, die Sächsischen Prinzen, der Prinz Friedrich von Zweybrücken, der Erbprinz von Modena, ja selbst der Prinz Carl von Lothringen befanden. Eine so große Kriegsmacht war seit der Belagerung Alexandrias durch Julius Cäsar in keiner Stadt unsers Welttheils eingeschlossen. Alle Nationen in Europa, die verbündeten wie die neutralen, erwarteten nun ganz außerordentliche Begebnisse. Friedrich ließ die Stadt, die beynahe zwey Deutsche Meilen im Umfang hat, unverzüglich berennen, und alle Ausgänge mit Geschütz besetzen. Der Oberst Krockow mußte die feindlichen Heerführer auffordern, sich zu ergeben. Die Antwort war, man würde sich bis aufs äußerste vertheidigen. Anfangs glaubte man in Wien, daß ein so gewaltiges Heer, wie das eingeschlossene Kaiserliche, die Riegel seines Kerkers bald zersprengen würde; allein die nachdrücklichsten, oft wiederholten Versuche, mit Verzweiflung ausgeführt, ergaben sich alle fruchtlos, und durch zahl-

*) Nach einem am 10ten Junius dem Prinzen Carl übergebenen Rapport, bestand die Besatzung an diesem Tage, fünf Wochen nach der Schlacht und nach allen gethanen Ausfällen, noch aus 38,720 Mann Fußvolk, 1450 Artilleristen, 5337 Croaten, 3022 theils Dragonern, theils Cuirassierreitern, und 1049 Husaren, zusammen 49,578 Mann.

reiches Geschütz zurückgewiesen, mußten die Oesterreicher immer wieder zu ihrem Nothmahle von Pferdefleisch zurückkehren. Dies war die Nahrung des ganzen eingeschlossenen Heeres schon in den ersten Wochen; die Pferde der Reiterei und der Artillerie wurden geschlachtet, und das Pfund von ihrem Fleische anfangs für zwey, hernach für vier Kreuzer verkauft. Da man einen so außerordentlichen Vorfall nie vermuthet hatte, so war man darauf gar nicht vorbereitet; die Magazine in der Stadt standen daher schlecht gefüllt, die Truppen litten an allem Mangel, und die 80,000 Einwohner schwebten in Gefahr, Hungers zu sterben.

Die Unordnung unter den Streitern in der Stadt überstieg dabey allen Ausdruck. Um die Preußen aus dem Mansfeldischen Garten zu vertreiben, geschah den 23sten May in der Nacht ein großer Ausfall, den der General Buttlar leitete. Das Corps bestand aus Freywilligen, aus Grenadieren und aus 1000 Croaten, die voranmarschirten. Diese Mannschaft sollte eine sieben Fuß hohe Mauer ersteigen, und man gab ihr keine Leitern; sie sollte feste Thore erbrechen, und hatte weder Zimmerleute noch Aexte bey sich. Die Croaten, die ihre körperlichen Fähigkeiten von Jugend an durch Klettern, Springen, Schwimmen und andere Leibesübungen sehr ausbilden, strengten hier ihre Kräfte an; die Mauer war bald erstiegen, und nun stürzten sie sich unter die Feinde. Der Widerstand der Preußen und der Mangel an Aexten machte jedoch diese Tapferkeit fruchtlos; denn da die Thorwege des Gartens nicht geöffnet werden konnten, mußten die andern Schaaren jenseit der Mauer bleiben. Diese vom General Materni angeführten Soldaten wollten draußen nicht müssig weilen, und ohne Rücksicht auf ihre braven Kriegsgefährten, warfen sie auf Befehl ihres Feldherrn eine große Menge Granaten über die Mauer, wodurch einige

hundert Croaten theils getödtet, theils verwundet, und den Preußen die Arbeit erleichtert wurde, die überlebenden aus dem Garten zu vertreiben. Nun fielen diese auf ihre Grenadiere zurück, die durch die blaue Kleidung in der Morgendämmerung betrogen, einen zweyten Irrthum begingen, und ihre wackeren Mitstreiter mit einem Kugelregen begrüßten. Die Croaten wären alle aufgerieben worden, wenn die Preußen ihrer Verfolgung kein Ziel gesetzt hätten. So hausten Unordnung und Verwirrung unter dem eingeschlossenen Heere; die schlechten sinnlosen Anstalten dieser Nacht mußten mißglücken. Um sie aber zu entschuldigen, und sie von den Generalen abzuwälzen, gab man alles Mißlungene den sogenannten „Gutgesinnten für den König von Preußen" Schuld, deren es jedoch weder in der Stadt unter den Bürgern, noch bey dem Heere unter den Kriegern gab.

Die in Prag anwesenden Prinzen hatten alle ihr Quartier im Clementinum, einem Jesuiten-Collegium von ungeheurer Größe. Die Lage dieses Gebäudes schützte seine Bewohner hinreichend gegen die feindlichen Bomben; dennoch trieb man die Vorsicht so weit, die Fenster mit Mist und Brettern zu verwahren. Diese Sicherheit vor jeder nur erdenklichen Gefahr und die trotz der öffentlichen Noth wohlbesetzten Tafeln erzeugten bey den jungen Prinzen Langeweile. Um die Zeit zu verkürzen, liefen sie in den langen Gängen des Collegiums nach dem Ziele; der Preis des Siegers war ein Handkuß von dem Ueberwundenen; sie bekriegten sich mit Handspritzen; oft auch übernahmen sie die Stelle eines Kirchendieners oder Ministranten beym Meßlesen. Der Erbprinz von Modena hatte jedoch an diesen Ergötzlichkeiten keinen Theil. Er war krank, aber nichts desto weniger unablässig besorgt, die Leiden seiner

Mitmenschen zu mildern. Sein Vorrath von Wein ward unter die verwundeten Soldaten vertheilt. Dies Beyspiel blieb ohne Nachahmung; dagegen die sorgsame Andächtelei des Prinzen Carl von Lothringen, der täglich die Messe hörte, desto häufiger Nacheiferung fand.

Diese gottesdienstlichen Uebungen und andere Zerstreuungen verringerten die Sorgfalt für die mit allen Arten des Elends kämpfende Armee und für die von einem mächtigen Feinde bedrängte Stadt dermaßen, daß die einfachsten Vertheidigungs-Anstalten vernachlässigt wurden. Ein sehr gemeiner Zufall, der Spaziergang eines klugen Mönchs, in den ersten Tagen der Belagerung, rettete Prag und die Monarchie. Dieser in der Litterargeschichte nicht unbekannte Mann, Namens Setzling, ward eine Staubsäule gewahr, die sich dem nördlichen Theile der Stadt näherte. Er hielt diese Erscheinung sogleich für eine Schaar Preußen, deren Absicht sey, das Belvedere, eine Anhöhe an der Moldau, zu besetzen. Die wichtige Anhöhe, so wie das daranstoßende Dorf Buben, befanden sich ohne alle Besatzung. Setzlings Vermuthung wurde bestätigt, nachdem er die Sternwarte mit seinem Fernrohr bestiegen hatte. Er eilte, die Anzeige zu machen, und erst jetzt mußten einige tausend Croaten Anhöhe und Dorf in Besitz nehmen, wodurch die Absicht der Preußen vereitelt wurde, die sonst längs dem Ufer der Moldau in den Theil von Prag, der die kleine Seite genannt wird, eingedrungen wären. Die Ueberrumplung einer Stadt, welche mit einem Heer von 50,000 geübten Kriegern besetzt war, und zwar am hellen Tage, in den Jahrbüchern der Kriege nie erhört und für jeden Soldaten unbegreiflich, wäre von der lebenden Generation kaum geglaubt und von der Nachwelt als Erdichtung betrachtet worden.

Von diesem Tage an wurde die Sternwarte beständig,

nicht mit Officieren oder wegkundigen Männern, sondern mit vier Husaren besetzt, die mit Fernröhren alles beobachten, und alle Viertelstunden Bericht abstatten mußten.

Prag, als Festung unbedeutend, aber als Brustwehr von 50,000 Mann ein furchtbarer Punkt, wurde nun, nachdem das Geschütz aus Dresden angelangt, förmlich belagert und enger eingeschlossen. Da man den Endzweck hatte, die Vorrathshäuser dieser Hauptstadt zu verbrennen und die dort herrschende große Unruhe zu vermehren, so warf man Bomben und glühende Kugeln hinein, die viele Häuser in Brand steckten und eine fortdauernde Feuersbrunst unterhielten. Die Preußen konnten des Nachts das Geschrey und Wehklagen der Einwohner deutlich hören. Zwölftausend derselben wurden aus der Stadt gejagt, um die Hungersnoth zu vermindern; allein die Kanonenkugeln der Belagerer trieben sie in ihr Elend wieder zurück. Nach einer dreywöchentlichen Belagerung lag die ganze Neu- und Judenstadt in der Asche; auch einige Vorrathshäuser mit Proviant waren im Rauch aufgegangen. Viele unschuldige wehrlose Menschen, Greise, Weiber und Kinder, wurden durch die Bomben getödtet, oder in den Häusern zerschmettert. Die Unruhe in der Stadt war daher unaussprechlich. Alle Straßen mit Wagen und Pferden bedeckt, die Kirchen voller Verwundeten und Kranken, der Tod unter Menschen und Vieh wie bey der Pest aufräumend. Die Geistlichkeit, der Magistrat, die Bürgerschaft, alles flehte den Prinzen um Erbarmen; er empfand es, konnte es jedoch hier nicht werkthätig zeigen. Er versuchte zu kapituliren, und verlangte einen freyen Abzug. Friedrich wollte davon nichts hören, und schlug seinerseits Bedingungen vor, die man nicht annehmen zu können glaubte.

Die Preußen hatten indessen außer den Feinden auch

die Elemente zu bekämpfen. Ein grausamer Sturm, von entsetzlichen Regengüssen begleitet, riß ihre Zelte in Stücken, und überschwemmte das Lager. Wolkenbrüche ergossen sich und schwellten die Moldau so heftig an, daß sie auf hundert Schritt weit aus ihren Ufern trat, die bey Branick geschlagene Preußische Schiffbrücke zertrümmerte und die Pontons mit sich fortriß. Sie schwammen den Fluß hinab nach Prag zu, wo die Oesterreicher vier und zwanzig davon auffingen; zwanzig andere entgingen ihnen, und wurden von den Preußen wieder erhascht. Die Belagerten sahen ihre Umstände durch diese Beute nicht gebessert. Ihre Lage verschlimmerte sich täglich, ja stündlich, und die vielen Feldherren, die unaufhörlich in der Stadt Kriegsrath hielten, wußten keinen Rath mehr. Die Hoffnung der Truppen, sich mit Gewalt den Weg aus der Stadt zu bahnen, war verschwunden, und das Vertrauen auf die Daunsche Armee, die bey Kollin stand, nur sehr geringe. Ein großer durch Kriegswuth geleiteter Ausfall, der in der Nacht vom ersten Juni, unter Anführung ihrer besten Generale, von der halben Besatzung geschah, das heißt, von einer Armee, womit man beyde Halbinseln von Indien erobern könnte, war so fruchtlos, wie alle anderen. Die Oesterreicher fochten fünf Stunden lang wie Verzweifelte; allein sie mußten wieder zurück. Doch auch selbst das glücklichste Durchbrechen durch die Preußischen Schaaren hätte ihnen keine Vortheile verschafft, weil es ihnen an Reiterei, an schwerem Geschütz, und was noch übler wie alles, bey ausgehungerten Körpern gänzlich an Lebensmitteln fehlte. Ein anhaltend glücklicher Marsch bey diesen mangelnden Erfordernissen, und zwar im Angesicht eines überlegenen Feindes, welcher mit allem versehen und sehr unternehmend, war eine Unmöglichkeit. Nichts blieb also den

Eingeschlossenen übrig, als sich dem Schicksal zu überlassen.

In so bedenklicher Lage befand sich die Kaiserin Maria Theresia. Alle Pässe ihres Königreichs Böhmen nach der Lausitz und dem Voigtlande, nach Sachsen und Schlesien im Besitz der Preußen; der Kern ihrer Kriegsmacht und ihre vornehmsten Befehlhaber in Prag eingesperrt, ihre übrigen Truppen geschlagen, muthlos und in kleinen Haufen zerstreut, denen es sogar auf ihrem eigenen Boden an Unterhalt fehlte; die Hauptstadt von Böhmen durch Hunger und Feuer aufs äußerste gebracht, das darin eingeschlossene Heer auf dem Punkt, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben, und das ganze Königreich nebst den daranstoßenden Oesterreichischen Provinzen nahe daran, dem Sieger unbedingt unterworfen zu werden. Von Sachsen her jede Hülfe ganz abgeschnitten, alle Kaiserlichen Erbländer offen und dem Feinde blosgestellt; ja Wien selbst nicht gegen eine Belagerung gesichert. Man hielt die Preußen, die seit 1741 in acht Schlachten gesiegt und noch keine einzige verloren hatten, jetzt für unüberwindlich, und ihrem Könige alles auszuführen möglich. Die Bestürzung in der Kaiserstadt war daher unaussprechlich; man glaubte den Sieger bereits vor den Thoren zu sehen, und schon dachte man auf Mittel, ihm mit großen Aufopferungen den Frieden anzutragen.

Diese günstige Glückslage vereitelte Friedrich selbst durch einen übereilten Entschluß, den nur die ihm drohende Gefahr entschuldigen konnte. Die Belagerung von Prag verzögerte sich länger, als er geglaubt hatte; er wußte, daß die Russen, die Schweden, die Franzosen und die Reichstruppen sich von allen Seiten her seinen Staaten näherten. Jeder Tag war ihm kostbar. Noch nie im Schlachtfelde überwunden, dachte er kaum an die Möglichkeit einer Nie-

derlage. Er ließ daher den größten Theil seines Heers bey Prag stehen, um die Belagerung fortzusetzen, und ging mit 12,000 Mann, um zum Herzog von Bevern zu stoßen, mit ihm den Marschall Daun anzugreifen, und so alle Hoffnungen der Belagerten auf einmal zu vernichten.

Daun war aus Mähren mit 14,000 Mann gekommen, in der Absicht, zu dem großen Kaiserlichen Heer zu stoßen. Am Tage der Prager Schlacht befand er sich nur noch vier Meilen vom Wahlplatze. Diese Nähe begünstigte die Rettung der entflohenen Oesterreicher. Die Zahl der Flüchtlinge war 16,000. Er zog sie an sich; mehrere kleine Haufen aus den Kaiserlichen Erbländern gesellten sich dazu; selbst die aus drey Bataillons bestehende Besatzung von Wien mußte jetzt nach Böhmen, und überließ einigen Invaliden die Kaiserliche Burg, sonst der Wohnsitz des Stolzes, zur Bewachung. Nach allen diesen Verstärkungen lagerte sich Daun, 60,000 Mann zählend, auf den Bergen bey Kollin, wo er sich sorgfältig verschanzte. Die ihm eigne Behutsamkeit und seine eingeschränkten Fähigkeiten zum Offensiv-Kriege, machen es höchst wahrscheinlich, daß er nichts G r o ß e s, wenigstens nichts W i r k s a m e s, zur Befreyung der Belagerten unternommen haben würde, so gemessen auch hierüber die Befehle seines Hofes seyn mochten. Hiezu kam, daß seine Truppen muthlos geworden waren, und der Name P r e u ß e fürchterlich in ihren Ohren klang. Der Herzog von Bevern, mit 20,000 Preußen ihm entgegen geschickt, benutzte diese Vortheile, und nahm gleichsam vor Dauns Augen einige ansehnliche Magazine weg. Die leichten Truppen der Oesterreicher waren jedoch nicht unthätig. Unter andern griffen 4000 Croaten eine Menge Preußischer Proviantwagen an, die der Major Billerbeck zur Armee führte. Er hatte nur 200 Fußgänger bey sich;

mit diesen aber trotzte er der so überlegenen feindlichen Macht, vertheidigte sich drey Stunden hindurch, und langte ohne allen Verlust im Preußischen Lager an. Der König, an der Spitze seiner mitgebrachten Truppen, vereinigte sich endlich mit dem Bevernschen Heere, und nun rückte er am 18ten Juni auf den Feind los.

Daun hatte inzwischen seine Stellung verändert; eine seiner Linien stand auf dem Abhang der Berge, die andere auf dem Gipfel derselben. Vor seiner Fronte waren Dörfer, Hohlwege und senkrechte Anhöhen, zum Theil unersteiglich; ein zahlreicher Geschützzug, der ein erschreckliches Feuer machte, schien vollends jeder Stürmung ein Ziel zu setzen. Dennoch geschah unter Anführung des General Hülsen der Angriff auf den Oesterreichischen rechten Flügel, nachdem der König um diesen Posten herumgegangen, mit einem Muthe, der von keinem Volke auf Erden je übertroffen, die Feinde mächtig in Erstaunen setzte. Dieser große Tag war des Preußischen Namens vollkommen würdig. Vielleicht war seit der Schlacht von Arbela, wo auf Asiens Feldern Griechische Schlachtfertigkeit das Schicksal so vieler Königreiche der Vorwelt entschied, nie Heldenmuth und Kriegskunst in einem so hohen Grade vereinigt gewesen. Siebenmal griffen die Preußen den Feind in seiner so überaus vortheilhaften Stellung an, und wenn der gräßliche Eisenhagel alles über den Haufen warf, und die Bataillone immer zurückschmetterte, so war dies kein Weichen, sondern blos eine zurückziehende Bewegung, um sich wieder in Ordnung zu stellen, und von neuem anzugreifen. Voll kriegerischer Wuth, die das Menschengefühl erstickte, kletterte man über die Leichenhügel der Erschlagenen, als ob es Erdhaufen wären. Die Tapferkeit und die Kriegskunst aber nicht, sondern Zufälle entschieden den Ausgang dieses denkwürdigen Tages. Die

Preußen hatten schon sehr große Vortheile erlangt; der rechte Flügel des Feindes war geschlagen, das Reiterheer des General Nadasti durch Ziethen über den Haufen geworfen und bis Kollin getrieben, so daß es ganz vom Daunschen Hauptheere getrennt war, und schon beschloß der Oberfeldherr ernstlich den Rückzug; die Adjutanten flogen mit den dahin abzweckenden Befehlen von Flügel zu Flügel. Schon führte man das Geschütz ab, und der geheime Befehl an die Generale, von Dauns eigner Hand mit Bleystift geschrieben, war: „Die Retraite ist nach Suchdol," als die Schale, worin die Schicksale der Menschen und der Staaten gewogen werden, auf einmal ganz unerwartet zu Friedrichs Nachtheil stieg.

Des Königs weise Anordnungen wurden nie so schlecht als an diesem Tage befolgt. Der rechte Flügel sollte den linken nicht durch Thätigkeit, sondern durch eine zurückgezogene Stellung unterstützen — eine wirksame Unthätigkeit von Griechischer Erfindung, sinnreich erdacht, und zu den höhern Geheimnissen der Tactik gehörig. Es geschah nicht. Der Prinz Moritz von Dessau, einer seiner vornehmsten Feldherren, durch die Unbesonnenheit des General Manstein verführt, der in den kostbarsten Augenblicken eine Croaten-Jagd vornahm, brach, durch kriegerische Hitze verleitet, die Linie, und hielt mit seinen kampfdürstenden Schaaren, um Manstein zu unterstützen, zu eben der Zeit still, da er sich, ohne zu fechten, in unzertrennlicher Verbindung mit dem zusammenhangenden ungeheuern Schlachtgetriebe ruhig fortbewegen sollte. Das ganze Preußische Heer bekam dadurch eine falsche Richtung. Hieraus entstanden Unordnungen aller Art. Man griff da an, wo kein Angriff geschehen sollte.

Die Oesterreicher bezeigten sich überaus tapfer. Das

Ungarische Infanterie-Regiment Haller hatte allen Schießvorrath verbraucht. Es fehlte an Anstalten, in der Geschwindigkeit damit versorgt zu werden. In dieser Lage nahmen die braven Ungarn, die sich nicht zurückziehen wollten, ihre Zuflucht, nicht zum Bajonet, sondern zu dem mehrgewöhnten Säbel, wobey sie das Gewehr über die Schultern warfen. So drangen sie zu vollen Haufen in die Preußen, und richteten ein großes Blutbad an, das jedoch einen schrecklichen Ausgang für sie selbst hatte; denn der größte Theil dieses Regiments fiel unter den Schwerdtstreichen der Preußischen Reiter.

Die durch den Kugelhagel sehr verdünnten Preußischen Bataillone formirten kleine Haufen mit großen Oeffnungen, deren sich die Preußischen Reiter-Regimenter gelegentlich bedienten, um in den Feind einzuhauen. Die Normannschen Dragoner, in allen Preußischen Feldzügen durch die seltenste Tapferkeit ausgezeichnet, thaten dies mit vielem Glück, zerstreuten den Feind, sowohl Fußvolk als Reiterei, und eroberten Fahnen. Ein Preußisches Cuiraßier-Regiment folgte diesem Beyspiel, gerieth aber unter eine Batterie, die mit Kartätschen die geharnischten Reiter, Mann und Roß, so haufenweise zu Boden streckte, daß alles zurückstürzte. Dies verursachte eine erstaunliche Unordnung, wodurch die hintenstehenden Infanterie-Regimenter Heinrich und Bevern, über den Haufen geworfen wurden. Durch mannigfaltige Fehler verletzt, erhöhte jetzt der angeordnete Schlachtplan die Verwirrung, die auf diesem rechten Flügel der Preußen immer weiter um sich griff. Einige Sächsische Regimenter Cavallerie, die sich bey Dauns Heere befanden und vor Begierde brannten, sich mit den Preußen zu messen, brachen nun ohne erhaltenen Befehl los und stürzten auf den Feind. Der Oberst-Lieutenant Benkendorf, Befehlhaber

des

des Dragoner-Regiments Carl von Sachsen, gab eigenmächtig den für den ganzen Krieg entscheidenden Befehl dazu.

Wenn es der Reiterei glückt, in Fußvolk einzuhauen, so bleibt ihm nichts übrig als zu fliehen, widrigenfalls ist sein Loos Tod oder Gefangenschaft. Dies war ein natürlicher Grundsatz bey allen im Kriege berühmten Nationen bis auf die Schlacht von Kollin, wo die hohe Musterzucht der Preußen mit ihrer Tapferkeit gleichen Schrittes ging. Man ließ ganze Schwadronen Reiter eindringen, und mitten unter diesem Gewühl von Menschen und Pferden, die den Tod drohten, bildeten die Leibwache des Königs, die Regimenter Bevern, Heinrich und Hülsen, mit der seltensten Gegenwart des Geistes geschlossene Vierecke, und feuerten auf den Feind pelotonweise nach der Vorschrift und mit einer so bewundrungswürdigen Ordnung, als ob sie bey einer Musterung wären. In diesen lebendigen Mauern, die Vernichtung sprühten, eingesperrt, stürzten Roß und Mann über einander, und formten Leichenhügel im innern, dem Tode geweiheten Bezirk. Diese muthigen Reiter hatten sich selbst in diesen magischen Kreis gleichsam gebannt, und sahen keine Möglichkeit zu entrinnen. Da aber mehr Reiterei den Sachsen zu Hülfe kam, und die Preußen von vorn und im Rücken zugleich anfiel, mußten diese endlich dem ungleichen Kampf unterliegen.

Die Sächsischen Dragoner schnaubten nach Rache. Die zwölf Jahre zuvor in Schlesien in Verbindung mit den Oesterreichern erlittene Niederlage, wo das Loos der Sachsen traurig gewesen, schwebte noch in dieser Krieger Andenken, daher man jetzt viele bey ihren alles zerfleischenden Säbelhieben ausrufen hörte: „Dies ist für Striegau!" Alles, was diese Reiterei nur erreichen konnte, wurde nie-

dergemetzelt oder gefangen genommen. Das erstere Schicksal hatte Friedrichs Leibgarde, die aus tausend der schönsten Menschen bestand, größtentheils Ausländer, allein in der Potsdamschen Kriegsschule gebildet, und mit kriegerhaftem Ehrgeiz gepanzert. Dieser trat hier an die Stelle der Vaterlandsliebe. Sie fochten, da schon alles um sie her das Feld geräumt hatte, bis sie den Geist aufgaben; sodann deckten sie mit ihren schönen Leibern, in Reihen und Gliedern gestreckt, den blutigen Schlachtplatz. So wie Pyrrhus, da er zum erstenmal Roms Legionen bekämpfte, die erschlagenen Römer mit Erstaunen betrachtete, so blickten Theresiens Feldherren auf die Preußischen Leichname, deren Gesicht gegen den Feind gewandt; nur zweyhundert und funfzig dieser Leibtrabanten überlebten den Tag.

Die Preußen überließen den Oesterreichern das Schlachtfeld. Es war neun Uhr des Abends, und der siegreiche linke Flügel der Preußischen Armee, unter Befehl des General Hülsen, machte, nichts davon ahnend, sich fertig, ein Lager zu beziehen und Victoria zu schießen; ja einige Reiter-Regimenter wollten bereits absatteln, als die schreckvolle Nachricht bey ihnen anlangte, daß die Schlacht verloren sey und man sich zurückziehen solle. Prinz Moritz sprengte in Person herbey, den so unerwarteten Befehl zu ertheilen. Dieser sieghafte Theil der Armee formirte eine Linie, und trotzte gleichsam dem Feinde. Der Oesterreichische Soldat aber schien es selbst zu fühlen, daß man nicht auf halbem Wege stehen bleiben müsse, daher stiegen die Truppen ihres rechten Flügels aus eigener Bewegung von den Anhöhen herab, um die Preußen anzugreifen; sie wurden aber durch ein Zetergeschrey Halt! Halt! zurückgerufen. Die feindlichen Anführer, denen ein Preußischer Abzug vom Schlachtfelde einen ganz neuen Anblick gewährte, sahen diesem un-

erwarteten Schauspiel ruhig zu, so daß Friedrich mit diesem Theil seines Heeres, das bis in die Nacht den Wahlplatz behauptet hatte, ungestört abmarschiren konnte; ein Rückzug, der mit so kriegeskundiger Klugheit und Ordnung geschah, daß die großen Thaten des Tages dadurch gekrönt wurden. Sein Verlust an diesem Tage waren 8000 Mann seines besten Fußvolkes; an Kanonen büßte er nur sechszehn ein, die man wegen der todtgeschossenen Pferde nicht fortbringen konnte. Die Oesterreicher zählten 9000 Todte und Verwundete. Die Sachsen hatten gleichfalls viel verloren; auch war die Ehre des Tages vorzüglich ihnen zuzuschreiben — dieser Nation, die innerhalb Jahresfrist, bey Pirna und Kollin, zweymal die Oesterreichische Monarchie rettete.

Den sieggewohnten Preußen war dies noch nie erlebte Unglück überaus schmerzhaft; es schien ihnen der Vorbote einer traurigen Zukunft zu seyn. Viele hohe und niedere Befehlhaber, welche bisher die von allen Seiten anrückenden Feinde wenig geachtet hatten, weil sie das Glück an Friedrichs Triumphwagen gefesselt glaubten, wurden jetzt bestürzt; sie erinnerten sich des eben so durch Glück und steten Sieg ausgezeichneten Carls des zwölften, der, ohne die Schaaren seiner Feinde zu zählen, neun Jahre lang alles seinem Muthe unterwarf, bis ihm an einem unglücklichen Tage die blinde Göttin auf einmal den Rücken zuwandte, und ihn auf ewig verließ. Hierauf machten sie die schreckliche Anwendung, und sagten: „Dies ist unser Pultawa."

In Nimburg sammelte der König seine zerstreuten Truppen. Wie Marius, aus der Römischen Welt verbannt, auf den Ruinen von Carthago saß, und sein Schicksal überdachte, so saß Friedrich hier auf einer Brunnenröhre tiefdenkend, heftete unverwandt seine Blicke auf den Boden

und zirkelte mit dem Stock Figuren in den Sand. Die Zukunft zeigte ihm schreckende Bilder. Endlich sprang er auf und ertheilte den ankommenden Soldaten mit heiterer Miene seine Befehle. Er musterte mit tiefgebeugtem Herzen den kleinen Rest seiner Leibwache. Alle Krieger dieser auserlesenen Schaar waren ihm persönlich bekannt; er wußte ihre Namen, ihr Alter, ihr Vaterland, ihre Schicksale. Viele hatte er mit seiner Zuneigung beehrt, und ihr Glück zu machen beschlossen. Alle diese Bekannten, die täglichen Gegenstände seines Anblicks und seiner huldreichen Gespräche, waren nicht mehr. In wenigen Stunden hatte sie der Todesengel gewürgt; sie hatten wie Helden gefochten, und für ihn waren sie gestorben. Nie, bey keinem Unglück seines Lebens, wurden Friedrichs Augen naß; diese Betrachtungen aber preßten ihm Thränen aus.

Die Freude in Wien war über allen Ausdruck. Es wurden glänzende Feste gegeben, große Geschenke ausgetheilt, und Denkmünzen geschlagen; alle Officiere, die der Schlacht beygewohnt, erhielten einen monatlichen Sold, die Unterofficiere und Gemeinen funfzehn Kreuzer, alle Verwundete aber einen zweymonatlichen Sold; ja um das Andenken dieses Erlösungstages den Oesterreichischen Kriegern immer gegenwärtig zu machen, wurde der Theresien-Orden gestiftet, in dessen Statuten es ausdrücklich gesagt ist, daß er die Erinnerung an den 18ten Juni der Nachwelt überliefern, daß dieser Tag als der eigentliche Stiftungstag des Ordens betrachtet werden soll.

Friedrich schrieb bald nach dieser Schlacht an seinen Freund den Lord Marshall einen merkwürdigen Brief, der seine damaligen Empfindungen bezeichnet. Er sagte darin: „Das Glück, mein lieber Lord, flößt uns oft ein schädliches Selbstvertrauen ein. Drey und zwanzig Bataillone

„waren nicht hinreichend, sechszigtausend Mann aus einem „vortheilhaften Posten zu vertreiben. Ein andermal wollen „wir unsere Sache besser machen. Das Glück hat mir „diesen Tag den Rücken zugekehrt. Ich hätte es vermu„then sollen; es ist ein Frauenzimmer und ich bin nicht „galant. Es erklärt sich für die Damen, die mit mir „Krieg führen. Was sagen Sie von diesem Bündniß wi„der den Markgrafen von Brandenburg? Wie sehr würde „der große Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen „Enkel mit den Russen, den Oesterreichern, mit fast ganz „Deutschland und hunderttausend Franzosen im Handge„menge sehen sollte? Ich weiß nicht, ob es mir eine „Schande seyn wird, zu unterliegen; aber das weiß ich, „daß es keine Ehre seyn wird, mich zu überwinden."

Diese philosophische Denkungsart bey einem so veränderten Glück entkräftete die Tadler des Königs, verminderte seine unbewaffneten Feinde und vermehrte seine Bewunderer. Friedrichs Lage war durch diesen einzigen Tag schrecklich geworden; seine glücklichen Aussichten auf einmal verschwunden, sein Untergang schien unvermeidlich. Ja, als wenn ihn das Unglück auf alle Art verfolgen wollte, erhielt er wenige Tage nach der Schlacht die traurige Nachricht von dem Tode seiner zärtlich geliebten Mutter, die aus Gram wegen der Zukunft sich seit dem Anfange des Krieges abgehärmt, und jetzt durch die Niederlage der Preußen den Todesstreich empfangen hatte.

Die Schlacht von Kollin entschied das Schicksal Prags und des darin eingeschlossenen Heeres, dem durch diesen Sieg gleichsam der Stein vom Grabe gewälzt wurde, so daß es wieder aufstehen konnte. Die Belagerung wurde nun sogleich aufgehoben. Dies geschah schon am 20sten Juni früh Morgens, am zweyten Tage nach der

Schlacht, nach einer vier und vierzigtägigen Einschließung. Man hatte 8535 Bomben, 75,039 Haubitz=Granaten und 93,025 Kanonenkugeln auf die Stadt geschossen, wodurch, die eingeschlossene Armee ungerechnet, 8000 Einwohner getödtet, oder unter den Trümmern der einstürzenden Häuser begraben und 9000 verwundet worden. Der Abzug der Preußen von Prag geschah jedoch mit großer Ordnung, und nicht heimlich. Sie verließen die Laufgräben und die verschanzten Posten mit klingendem Spiel, obgleich nicht ohne Verlust. Eine Anzahl verwundeter Soldaten und einiges Geschütz mußte den Feinden überlassen werden, die nun aus ihrem Gefängniß eilten und über die Abziehenden herfielen. Die mißliche Lage der letztern wurde aber durch Friedrichs Anordnung sehr gebessert. Der König vertheilte weislich seine Macht in viele abgesonderte Haufen und machte dadurch die Feinde irre. Dies erleichterte vorzüglich den Ausmarsch aus dem gebirgigen Böhmen. Hiezu kam die immer fortdauernde Nachlässigkeit der Oesterreichischen Befehlhaber im Angesicht eines wachsamen sehr thätigen Feindes, der alle Gelegenheiten und alle Fehler seiner Gegner benutzte. So erhielten die Preußen ganz unerwartet den größten Theil ihrer zurückgelassenen Kanonen wieder. Diese befanden sich in dem nahe bey Prag liegenden Dorf Tuchomierziz. Der Dorfrichter zeigte es sogleich nach aufgehobener Belagerung an; allein erst drey Tage nachher wollte man sich dieser Beute bemächtigen. Nun aber war es zu spät. Die Bauern kamen dem abgeschickten Commando mit Wehklagen entgegen; denn die Nachhut der Preußen hatte in diesem Zwischenraum nicht allein das Geschütz nachgeholt, sondern auch alles Vieh aus dem Dorf und der umliegenden Gegend weggetrieben.

Des Königs Blick war nunmehr auf seine eignen

Provinzen gerichtet, die gedeckt werden mußten; denn Kollin war die Losung für Franzosen, Russen, Schweden und Reichstruppen, die Preußischen Staaten jetzt mit allem Eifer anzufallen; auch der Reichshofrath erklärte nun förmlich den König für einen Reichsfeind. Die Russen drangen über 100,000 Mann stark ins Königreich Preußen ein, das der Feldmarschall Lehwald mit 30,000 Mann zu vertheidigen versuchte. Das Hauptheer der Franzosen hatte fast ganz Westphalen in Besitz genommen. Eine andere Französische Armee vereinigte sich mit den Reichsvölkern, um in Sachsen einzudringen, und die Schweden schifften über das baltische Meer, um Pommern zu überfallen.

Die Preußischen Unterthanen, die bey allen diesen schrecklichen Aussichten an ihres Königs Glück nicht verzweifelten, die an dem Ruhm seiner großen Thaten Theil nahmen, und sein Verderben als das ihrige betrachteten, beschlossen ihn mit Nachdruck zu unterstützen. Friedrich hatte sie bisher mit Milde beherrscht, ihnen viele weise Gesetze gegeben, und andere nicht gewöhnliche Königliche Wohlthaten erzeigt; denn damals dachte man in den Preußischen Staaten noch an kein Französisches Finanz-System. Diese Liebe zu ihrem Könige, so wie ihre Vaterlandsliebe, wollten sie der Welt vor Augen legen. Die Landstände in Pommern versammelten sich eigenmächtig, und beschlossen 5000 Mann Landmiliz auf ihre Kosten zu errichten, und zu unterhalten. Diesem Beyspiel folgten die Landstände der Mark Brandenburg, die auch 5000 Mann, wie die Landstände von Magdeburg und Halberstadt, die 2000 Mann lieferten; sämmtlich Soldaten, die nicht zu den Militair-Cantons gehörten. Alle diese Provinzen warben auch eine Anzahl Husaren an, die den Namen Provinzial-Husaren führten, den ganzen Krieg durch dienten und sich unter den Gene-

ralen Werner und Belling sehr auszeichneten. Eine große Schwierigkeit aber schien diesen mannigfaltigen Schaarenbildungen im Wege zu stehen. Es fehlte nämlich allen diesen verschiedenen Haufen an Officieren; ein Mangel, der jedoch bald ersetzt wurde. Edelleute, die in den Waffen grau geworden, und auf ihren Gütern in Ruhe lebten, eilten herbey, um in höhern oder niedern Graden zu dienen. In Stettin wurde eine kleine Seemacht errichtet, die aus zweyen Fregatten von zwanzig, dreyen Galeeren von zehn, und neun andern Fahrzeugen von sechs Kanonen bestand.

Diese Begeisterung für das Vaterland zeigte sich in der ganzen Monarchie. Um die Königlichen Stutereyen in Preußen zu retten, wurden die Pferde unter die Bauern vertheilt. In den Westphälischen Provinzen Minden und Ravensberg, die sich in feindlichen Händen befanden, war die Thätigkeit der Einwohner zwar durch ihre Lage begrenzt, allein sie zeigten doch ihre Gesinnungen dadurch hinreichend, daß sie, wo sie nur immer konnten, die Königlichen Einkünfte dem Feinde verbargen, um sie ihrem Monarchen zuzusenden. Dies that man auch in allen andern von Feinden besetzten Gebieten; auch wollten die Einwohner des Preußischen Westphalens durchaus keine Entläufer von den Heeren ihres Königs bey sich dulden, obgleich diese sich unter Französischem Schutz sicher glaubten; sie wurden mit Spott und Schande aus dem Lande gejagt, und gezwungen, zu ihren Fahnen zurückzukehren. Nach der Schlacht bey Kollin fehlte es der Preußischen Reiterei an Pferden. Der Präsident Blumenthal, nachheriger Staatsminister, vermochte die Einwohner von Magdeburg und Halberstadt, dem König ihre Pferde zu liefern. Der Adel, die Domherren, die Bürger, die Bauern, alle beeiferten sich um die Wette, ihrem Herrscher dies Opfer zu bringen; man entspannte

Wagen und Staatskutschen, entsagte auf eine Zeitlang dieser Bequemlichkeit, und sandte die Pferde, vier tausend an der Zahl, zum Dienst der Reiterei.

Der Feldmarschall Brown war todt, und die Oesterreichischen Heere standen jetzt unter den Befehlen des Prinzen Carl und Dauns. Diese Feldherren, nach dem Abzug Friedrichs aus Böhmen wieder gekräftigt, wollten seine Entfernung benutzen; sie drangen in die Lausitz, die der Prinz von Preußen, der älteste Bruder des Königs, an den Böhmischen Grenzen mit einem starken Haufen deckte. Es wurden jedoch Preußischerseits bey demselben in Märschen und Stellungen einige große Fehler gemacht, wodurch der Paß von Gabel verloren ging. Der General Puttkammer vertheidigte ihn mit vier Bataillonen gegen 20,000 Oesterreicher drey Tage lang aufs hartnäckigste, mußte aber endlich, da er keine Unterstützung erhielt, der Menge unterliegen. Nach diesem Unfall verließen die Preußen Böhmen, und zogen nach der Lausitz, nicht ohne Verlust ihrer Bagage und Pontons, die in den Hohlwegen und zwischen den steilen felsigen Gebirgen in Stücke brachen. Bey Bautzen stieß der König endlich zu diesem Haufen, mit dem Vorgefallenen äußerst unzufrieden. Er empfing die unter seinem Bruder gebietenden Feldherren sehr übel, und bediente sich des Ausdrucks, sie hätten verdient die Köpfe zu verlieren, wobey er allein den General Winterfeld ausnahm; dem Prinzen aber, dessen Fehler Unentschlossenheit gewesen, zeigte er ein so ernsthaftes Gesicht, daß sich dieser sogleich vom Heere entfernte, und nach Berlin ging, wo er im folgenden Jahre starb.

Das Daunsche Heer belagerte indessen Zittau, eine der blühendsten Manufacturstädte in Deutschland, worin sich ein Preußisches Magazin befand. Um diesen offenen

Ort, der einem Bundesgenossen gehörig und mit einigen Bataillonen besetzt war, zu erhalten, warfen die wüthenden Feinde Bomben und glühende Kugeln in großer Menge hinein, so daß die zierliche, reiche, mit arbeitsamen Menschen vollgepfropfte Stadt nach wenigen Stunden einen bloßen Aschenhaufen darstellte; eine Barbarey, wozu sie durch den anwesenden Prinzen Xavier von Sachsen, der die Einwohner der Oesterreichischen Sache nicht geneigt zu seyn glaubte, selbst aufgemuntert wurden. Ueber dreyhundert Bürger wurden unter den Ruinen der Häuser begraben, von denen nur sechzig stehen blieben. Der Verlust des so muthwillig verheerten Eigenthums war ungeheuer; er betrug an zehn Millionen Reichsthaler. Die Preußische Besatzung schlug sich durch die sie umringenden Feinde, und nur ein kleiner Theil derselben, der wegen der wüthenden Flammen nicht zu den andern stoßen konnte, wurde gefangeu. Alle diese Unfälle riefen den König zur äußersten Thätigkeit auf. Er wollte den ungleich stärkern sehr verschanzten Feind durchaus angreifen, und rückte daher ganz nahe an dessen Lager bey Ostritz. Einige Kriegeshäupter aber, deren Gutachten er wider seine Gewohnheit verlangte, stellten ihm die Gefahr und das Fruchtlose dieser wahrhaft verwegenen Unternehmung so ernstlich vor, daß er seinen Vorsatz aufgab.

Laudon, nachmals so berühmt geworden, trat jetzt an der Spitze von 2000 Croaten zuerst auf, stellte sich am Fuß der Böhmischen Gebirge auf, und machte die nach Sachsen führende Landstraße unsicher. Diese Croaten stießen auf den mit Wunden bedeckten General Manstein, der die Niederlage von Kollin verursacht hatte und sich jetzt von 200 Recruten begleitet nach Sachsen begeben wollte. Laudon griff ihn an und zerstreute die Bedeckung. Der mit Wundbinden umhüllte Manstein sprang aus dem Wagen,

wehrte sich wie ein Verzweifelter, und ungeachtet man seines Lebens schonen wollte, war er doch taub gegen alles Zurufen, und so wurde er niedergemacht. Laudon sah sich nach diesem glücklichen Vorfall zum General ernannt. Das ihm von Wien übersandte Patent fiel den Preußischen Husaren in die Hände. Der König schickte es aber durch einen Trompeter dem Besitzer zu, und ließ ihm zu seiner Erhebung Glück wünschen.

Friedrich ging nun auf Daun los, welcher ein sehr festes Lager an der Neiße bezogen hatte, und von den Preußischen leichten Truppen sehr beunruhigt wurde. Der Preußische General Werner, der sich in diesem Kriege so sehr ausgezeichnet hat, ein geborner Ungar und Protestant, führte besonders dies Geschäft mit Eifer aus. Er hatte den Kaiserlichen Dienst verlassen, da man mehr auf seine Religion als auf seine Verdienste gesehen und seine Beförderung verzögert. Zu dieser Zurücksetzung kam der ihn verfolgende Haß des Generals Nadasti, uud nun ging Werner in Preußische Dienste, wo ihn der König mit Vergnügen aufnahm. Ehrgeitz, Haß und Rache vereinigten sich jetzt bey diesem Feldherrn, um den Feinden Preußens, die nun auch die seinigen waren, seinen Werth und ihren Verlust zu zeigen. Vorzüglich war Nadasti sein Augenmerk; ihn gefangen zu nehmen, der größte seiner Wünsche. Rastlos verfolgte er ihn auf Märschen und in Quartieren, wo er ihm oft in der Nacht auf ungebahnten Wegen im Rücken erschien und ihn unaufhörlich beunruhigte, ja mehr als einmal auf dem Punct war, seinen großen Wunsch erfüllt zu sehen. So auch jetzt. Nadasti entkam mit Mühe; seine ganze Bagage aber und deren Bedeckung fielen in Werners Hände. Man fand darunter Briefe von der Königin von Polen, worin sie diesem Feldherrn allerlei Nachrichten gab,

und Ueberfallungsentwürfe mittheilte. Man hatte schon vorher mehrere dergleichen Briefe von dieser Fürstin aufgefangen, mittelst deren sie, zu eben der Zeit, da sie den König alle Morgen durch ihren Oberhofmeister Questenberg begrüßen ließ, die Sächsischen Regimenter im Preußischen Sold zur Empörung, die andern Soldaten aber unter der Hand zum Davonlaufen aufmuntern ließ. Fink, der Preußische Befehliger in Dresden, mußte diese jetzt aufgefangenen Urbriefe der Königin vorzeigen, und es wurden nun, um den ferneren dem König so nachtheiligen Schriftwechsel einzuschränken, ernstliche Maaßregeln genommen, die einem Verhaft nicht unähnlich sahen. Der Schreiber der Briefe, der Kammerjunker Schönberg, der hier bloß Königliche Befehle befolgt hatte, wurde jedoch festgenommen und nach Spandau gebracht, wo er den ganzen Krieg über aushalten mußte, durch einen besonderen Vertragspunct im Friedensschlusse loskam, und sodann für sein Leiden von seinem Hofe einen großmüthigen Ersatz erhielt.

Daun blieb unbeweglich in seinem festen Lager. So sehr der König eine Schlacht wünschte, so sorgfältig vermied sie der Kaiserliche Feldherr, nie geneigt, sich mit den Preußen im freyen Felde zu schlagen; am wenigsten jetzt, da verbündete Heere aus allen Himmelsgegenden im Anzuge waren. Eine Französische Schaar war schon bis Erfurt gekommen, und andere Haufen dieses Volks folgten aus Westen nach; die Reichstruppen rückten aus Süden, die Russen aus Osten und die Schweden, die schon in Pommern angelangt waren, aus Norden heran.

Drittes Buch.

(1757.)

In Frankreich hatte man indessen ernstliche Beschlüsse genommen, den Krieg mit Nachdruck anzufangen. Immer noch erstickten hier, wie in Oesterreich, die Leidenschaften der Einzelnen die Staatsklugheit. Die Pompadour, durch die Kaiserin Theresia geschmeichelt, der Kriegsminister Argenson, auf die Ausdehnung seines Ansehens so eifersüchtig, die Thränen der untröstlichen um Hülfe rufenden Dauphine, und endlich König Ludwig selbst, auf Friedrichs Größe neidisch, alle stimmten dahin, durch Aufbietung der ganzen Französischen Macht den Preußischen Monarchen zu stürzen. Der Neid Ludwigs war überdieß durch einige ihn betreffende Witzworte Friedrichs mit Haß gepaart worden. Hierzu kam das äußerst widersprechende Leben des Sardanapal in Versailles und des Weisen in Sanssouci, und nun wurden keine Staatsgründe mehr angehört, welche Cardinal Bernis, vom Könige wie von dessen Buhlerin geliebt und dem Krieg abgeneigt, mit so viel Klugheit als Beredsamkeit vortrug. Vergebens bezog er sich auf die unleugbarsten Dinge: auf die durch eine lange Erfahrung bewährten Maximen des Hofes in Ansehung der auswärtigen

Angelegenheiten, auf die politischen Verhältnisse in Deutschland, auf den schlechten Zustand des Französischen Geldwesens und auf den Mangel an Feldherren. Man setzte diesen Gründen die mächtigen Bundesgenossen und die dadurch unbezweifelte Leichtigkeit und Geschwindigkeit des Sieges entgegen; dabey stützte man sich auf die gewisse Hoffnung, das dem Englischen Monarchen so theure Churfürstenthum Hannover in wenig Monaten zu erobern, sodann durch dessen Rückgabe alle Friedensbedingungen zu erzwingen, und auf diese Weise über Großbritannien und Preußen zugleich den Stab zu brechen.

Ein großes Französisches Heer setzte sich nun in Bewegung. Der Anführer desselben war der Marschall Etrées, ein Enkel des unter Ludwig dem vierzehnten berühmten Ministers Louvois. Er hatte sich durch militairische Talente in den Niederlanden ausgezeichnet, und wurde damals von dem großen Marschall von Sachsen für den besten Französischen Feldherrn gehalten. Er zeigte sich auch dieses Ruhms nicht unwürdig. Er ging über den Rhein und die Weser, nahm die von den Preußen verlassene Festung Wesel, die Herzogthümer Cleve und Ostfriesland in Besitz, durchstrich ganz Westphalen, eroberte die von Truppen entblößten Casselschen Lande und setzte Hannover in Steuerpflichtigkeit.

Man war hier zum Widerstand nur unvollkommen vorbereitet. Es hatte sich zwar schon im Frühling ein Beobachtungsheer zusammengezogen, aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und einigen Bataillonen Gothaer und Bückeburger bestehend, wozu noch einige tausend Preußen stießen; allein diese vereinigten Schaaren beliefen sich nur auf eine Streitmacht von 40,000 Mann und waren folglich zu schwach, der über 100,000 Mann starken Französischen

die Spitze zu bieten. Was diese nachtheilige Lage der Deutschen Krieger vermehrte, war ihr schlechter Anführer, der Herzog von Cumberland; ein Prinz, der geringe Kriegstalente besitzend, wegen seines Sieges bey Culloden gegen die Schottischen Rebellen für einen erfahrnen Feldherrn galt, dessen größtes Verdienst aber eigentlich darin bestand, ein Sohn Georgs des Zweiten zu seyn. Das Hannöverische Ministerium hatte ohne alle Kriegskenntniß einen ganz zweckwidrigen Verfahrungsplan entworfen und der Herzog von Cumberland, der den König von Preußen nicht liebte, ihm beygestimmt. Vergebens sandte Friedrich dem Brittischen Monarchen seinen tief durchdachten und für die gemeinschaftliche Sache auffallend vortheilhaften Plan. Georg, obgleich er der Schlacht bey Dettingen beygewohnt hatte, verstand doch nichts vom Kriege, und da er hier zwischen dem Entwurf eines großen Feldherrn und dem von einigen Juristen gemachten, die vielleicht nie ein Lager gesehn hatten, entscheiden sollte, gab er diesem letztern, welcher sich bloß auf die Vertheidigung der Weser einschränkte, den Vorzug; wobey er die Hannöverischen und Hessischen Truppen, die damals das so übelbestellte Englische Ministerium gleich im Anfange des Krieges aus lächerlicher Besorgniß zur Beschützung der Englischen Küsten hatte nach England kommen lassen, wieder nach Deutschland zurücksandte. Friedrich machte nun den letzten Versuch, und schickte den General Schmettau nach Hannover, der bey seiner Kriegserfahrung die Gabe des Wortes in einem hohen Grade besaß; allein auch seine Beredsamkeit war bey den Hannöverschen Ministern verloren; sie blieben ihrem Plan getreu, durch die Versprechungen der Franzosen, die den Preis der Theilnahmlosigkeit auf ihre Unthätigkeit gesetzt hatten, betrogen.

Von den Franzosen gedrängt, zog sich der Herzog von

Cumberland mit seinem Heer immer zurück. Endlich kam es am 26sten Juli bey dem Dorfe Hastenbeeck unweit Hameln zwischen beiden Heeren zu einem Treffen. Die Verbündeten standen auf Anhöhen zwischen der Weser und einem Gehölze. Hier wurden sie von den Franzosen angegriffen, die nach einem sehr lebhaften Gefecht einige Batterien wegnahmen und sich einer Anhöhe bemeisterten. Cumberland verlor sowohl den Muth als die Besonnenheit; er verließ höchst übereilt das Schlachtfeld und zog sich nach Hameln zurück, als der Sieg wieder anfing sich auf seine Seite zu lenken; zu eben der Zeit, wo der Erbprinz von Braunschweig dem Feinde eine eroberte Haupt-Batterie wieder abgenommen und der Hannöversche Oberst Breitenbach die größten Vortheile errungen hatte, der auch den Wahlplatz bis in die Nacht behauptete und sodann mit erbeuteten Kanonen und Fahnen zu dem geflohenen Herzog stieß. Dieser Feldherr weinte jetzt aus Verzweiflung wegen seiner begangenen Fehler, deren Liste bald vermehrt wurde. Sein Verlust bestand in 327 Todten, 907 Verwundeten und 220 Gefangenen.

Die erlangten Vortheile hatten die Franzosen größtentheils dem General Chevert zu verdanken, der den unter ihm leitenden Marquis Bréhaut vor dem Angriff bey der Hand faßte und mit heldensinniger Begeisterung zu ihm sagte: „Schwören Sie mir auf die Ehre eines braven „Mannes, Sich und Ihr Regiment eher todtschießen zu „lassen, als zu weichen." Bréhaut schwur und hielt Wort. Dieser Officier war Oberster des Regiments von Picardie. Ludwig der Funfzehnte, um sein ausgezeichnetes Verhalten zu belohnen, wies ihm ein Gnadengehalt von 2000 Livres an. Bréhaut antwortete, er habe nie Geldbelohnungen gewünscht; er bat, diese Pension unter solche Officiere seines Regi-

Regiments zu vertheilen, die ihrer am meisten bedürften. Man verlangte nun von ihm die Namen derjenigen, die sich im Treffen vorzüglich hervorgethan hätten. Seine Antwort war: „Keiner von uns hat sich hervorgethan. „Alle haben tapfer gefochten und alle sind bereit wieder „anzufangen. Ich bin daher genöthigt, die Namen aller „nach der Regimentsliste abzuschreiben."

Der Sieg war jedoch höchst unbedeutend, und wäre von keinen erheblichen Folgen gewesen, wenn nicht die Besorgniß für das Hannöverische Archiv und andre Dinge von Werth, die man nach Stade in Verwahrung gebracht, den Herzog zu dem entscheidenden Schritt vermocht hätte, sich, ungeachtet aller Vorstellungen seiner Feldherren, mit dem Heere nordwärts zu ziehen, um diese Stadt zu decken. Die Folgen dieses Rückzugs zeigten sich sehr bald: Hameln, mit einer Menge Proviant und Munition versehen, ergab sich nach der ersten Aufforderung, Minden verlangte zu unterhandeln und die Stadt Hannover schickte Abgeordnete, um die Kriegessteuern zu ordnen; auch Friedrich rief seine Truppen von dem verbündeten Heere ab. Der betäubte Herzog von Cumberland wurde aber bald von den Franzosen eingeschlossen, von der Elbe abgeschnitten, an Spielraum immer mehr beschränkt und überhaupt in eine Lage versetzt, wo ihm nichts als eine Unterhandlung übrig blieb. Diese wurde den 8ten September bey Kloster-Seeven unter Gewährleistung des Königs von Dänemark geschlossen. Der Hauptpunkt derselben war, daß die zu Hessen, zu Braunschweig, zu Gotha und Bückeburg gehörigen Schaaren aus einander gehen, die Hannoveraner aber in der Gegend von Stade verbleiben sollten.

Der Dänische Gesandte, Graf Lynar, der Vermittler dieser sonderbaren Uebereinkunft, bey welcher die Staats-

kunst des achtzehnten Jahrhunderts wenig sichtbar, schrieb den Erfolg nicht seinen Staatskenntnissen, sondern einer himmlischen Eingebung zu und überließ in einem bekannt gewordenen Briefe die Ehre dieses politischen Meisterwerks ganz dem heiligen Geist, der, seinem Ausdruck zufolge, ihm die Kraft gegeben hätte, das Französische Heer, wie Josua einst die Sonne, aufzuhalten.

Der Marschall Etrées hatte jedoch nicht die Ehre, diese Unterhandlung zu erringen; denn kurz zuvor war ihm der Kriegsbefehl durch die Hofschliche des Prinzen Soubise genommen worden. Dieser Prinz, nicht allein ein Geschöpf sondern ein Günstling der Marquise Pompadour, war vom Hofe ernannt, ein zwar vom Marschall abhängiges, aber von dem Hauptheere gesondertes Corps zu befehligen. Die Zwistigkeiten zwischen beiden Feldherren blieben indeß nicht lange aus, und Etrées wurde das Opfer. Nur die Furcht, alle Marschälle wider sich zu empören, hielt die herrschende Buhlerin ab, ihrem geliebten Soubise den Hauptbefehl zu übertragen. Sie ließ sich durch den Minister du Verney überreden, ihn dem Herzog von Richelieu zu ertheilen, obgleich sie ihn haßte; dagegen hatte Richelieu, um sie zu gewinnen, ihr die Ernennung aller Commissarien bey den Heeren zugestanden; ein Antrag, der auch seine Wirkung that. Dieser Feldherr fand bey der Armee alles zu seinem Triumph vorbereitet, und nichts war leichter als die von seinem Gegner auf dem Felde der Ehre angebauten und jetzt reifen Früchte zu genießen.

In dem kurzen Zeitraum von eilf Monaten war dies nun die zweyte wohlgeordnete, aus tapfern Soldaten bestehende Armee, die gezwungen war, für ihr Daseyn zu unterhandeln. Man verfuhr jedoch bey Pirna und Kloster-Seeven auf ganz verschiedene Weise. Friedrich ließ die erlösten

Sächsischen Krieger beysammen, um für ihn zu fechten. Richelieu, statt des Marschalls Etrées jetzt befehligend, that ein Gleiches mit den Hannoveranern und Braunschweigern, aber ohne ihr künftiges Schicksal zu bestimmen. Sie wurden nicht als Kriegsgefangene betrachtet, nicht verabschiedet, nicht beurlaubt, auch nicht entwaffnet; man ordnete den Marsch dieser Truppen, aber nicht ihren künftigen Unterhalt, nicht die Art ihrer Vertheilung, ja nicht einmal die Oerter ihres Aufenthaltes an. So groß war der Leichtsinn des Französischen Heerführers, daß er glaubte, viele tausend bewaffnete Deutsche Krieger, die sein Volk haßten, durch seinen bloßen Befehl in Unthätigkeit zu erhalten. Zu allen diesen Fehlern kam noch, daß Richelieu, welcher den Vertrag als eine kriegerische festbestimmte Unterhandlung betrachten konnte, sie in eine ungewisse politische Geschäftssache verwandelte und den Höfen überließ.

Von allen westlichen Provinzen und Städten des Königs von Preußen, war allein Geldern noch nicht im Besitz seiner Feinde. Die Franzosen unter Anführung des Grafen Beausobre hielten diese Festung eingeschlossen. Eine Belagerung zeigte wegen der Flüsse und eines Grabens große Schwierigkeiten. Man wollte daher einen Ueberfall versuchen, wozu auch sonderbare Anstalten gemacht wurden. Eine Anzahl Französischer Soldaten mußten sich täglich im Schwimmen und Untertauchen üben, mit Ordnung und Behendigkeit ins Wasser hinein und herausspringen lernen. Der Plan war, daß diese Taucher die mit Truppen beladenen Fahrzeuge, ohne Geräusch, schwimmend, durch Stricke bis an die Mauern der Festung ziehen sollten. Es befanden sich hier eine Menge sowohl Französischer als Oesterreichischer Ueberläufer, und andere sehr unzufriedene Soldaten: auch sehr viele Bürger murrten, weil ihnen die Ein-

sperrung zu lange dauerte. Um jene durch Verzeihung und diese durch Versprechungen zum Aufruhr zu gewinnen, ließ Beausobre in Lüttich ein ungeheures Sprachrohr verfertigen, wodurch er zugleich mit der Besatzung reden und seinen Truppen Befehle ertheilen wollte. Der Preußische Befehlhaber, General Salmuth, wartete jedoch diesen Versuch nicht ab. Er hatte funfzehn Wochen lang die Blokade ohne Hoffnung eines Entsatzes ausgehalten, außerhalb die Feinde beobachtet und drinnen mit Meutereyen gekämpft. Jetzt war es aufs äußerste gekommen, und nun unterhandelte er. Die aus 800 Mann bestehende Besatzung erhielt einen freyen Abzug mit allen Ehrenzeichen, worauf die Festung von Französischen Truppen besetzt wurde.

Durch diese Uebergabe verlor Friedrich auf einmal ein Hülfsheer, welches bisher die Franzosen im Felde beschäftigt hatte. Nun konnten diese ihre ganze Macht wider ihn allein wenden. Durch die Folgen der Schlacht bey Kollin noch hart gedrückt, war er von diesen Betrachtungen so bewegt, daß er dem König von England in einem Briefe über seine Neigung zur Theilnahmlosigkeit bittere Vorwürfe machte. Es hieß darin: „Nie würde ich die Allianz mit „Frankreich aufgegeben haben, wenn mich die vielen schö„nen Versprechungen Ew. Majestät nicht dazu vermocht „hätten. Ich bereue den geschlossenen Tractat nicht, aber „Sire! überlassen Sie mich nicht aus Kleinmuth der Gnade „meiner Feinde, nachdem Sie ganz Europa wider mich „aufgebracht haben." Dieser Brief blieb ohne Antwort. Georg ließ ihm Hülfgelder antragen; Friedrich verwarf sie, und verlangte Englische Soldaten, zu deren Absendung das Brittische Ministerium sich damals noch nicht entschließen konnte.

Hannover war jetzt von den Franzosen besetzt, eben so

das von den Preußen geräumte Herzogthum Cleve, dessen bürgerliche Verwaltung aber den Oesterreichern überlassen wurde. Man gab sich die Miene, es als ein verlassenes Land zu betrachten, das keinen Herrn hätte. Dem Krieges-plan gemäß sollte der Herzog von Orleans mit einem Heer von 24,000 Mann Cassel belagern, und überhaupt die Hessischen Lande erobern; auf die Nachricht aber, daß man sich ohne Widerstand unterwerfen wolle, hielt er die bloße Besitznehmung seines Ruhmes unwürdig; er übergab daher dem Marquis Contades den Heerbefehl. Dieser Feldherr bemächtigte sich nun des Landes, und ließ den Hessischen Ministern, die auf eine Unterhandlung antrugen, melden, daß ein unbedingter Gehorsam gegen die Befehle seines Monarchen das einzige Mittel, dessen Gewogenheit und Gnade zu erlangen. Die Residenzstadt Cassel wurde den 15ten Juli förmlich den Franzosen übergeben, die hier ein Magazin und ein Krankenhaus anlegten. Durch diese freywillige Unterwerfung gewannen die Hessen jedoch nichts; denn sie wurden gleich als Feinde behandelt. Man schrieb ohne Verzug Lieferungen aller Art aus, welche die Kräfte dieses ohnehin nicht reichen Landes schnell erschöpften. Unter andern mußten in Zeit von vierzehn Tagen 24,000 Säcke Weitzen, 24,000 Säcke Roggen, und 1,200,000 Rationen an Heu und Hafer, wie auch 1,200,000 Bund Stroh geschafft werden. Den Auftrag zu diesen Erpressungen hatte der Oberkriegsbeamte Foulon, eben derjenige, der während der Französischen Revolution von dem in Wuth gesetzten Volke hingerichtet wurde. Dieser nach Raub dürstende Mann herrschte in Cassel wie ein Groß-Vezier. Der Landgraf, um kein Augenzeuge solcher Tyranney in seinem eigenen Herrschersitze zu seyn, hatte sich nach Hamburg begeben, wo er auch den größten Theil des Krieges blieb.

Die Vorkehrungen der Franzosen in der Landesverwaltung waren jedoch noch gemäßigt gewesen, so lange der Marschall Etrées den Oberbefehl geführt hatte. Er zeigte bey allen Vorfällen seinen Edelmuth sowohl als seine Kriegs-Talente; auch ertheilte er der Universität Göttingen seinen Schutz in einem Schreiben, eben so ehrenvoll für den Feldherrn, als für diese berühmte Hochschule. Seine Ungnade erzeugte jedoch bey Hofe einige Besorgniß. Man fürchtete das Geschrey der Nation, ihn ohne eine scheinbare Ursache mitten im Lauf seiner Siege zurück zu rufen; es war daher ein Mittel erforderlich, ihn zu vermögen, daß er eigenwillig die Armee verließ. Er erhielt also ein Königliches Schreiben aus Versailles, worin ihm anbefohlen ward, die Oberleitung dem Herzog von Richelieu zu übergeben, wobey es aber hieß, daß der König es gern sehen würde, wenn der Marschall dessenungeachtet bey dem Heere bliebe. Etrées gehorchte dem Befehl, allein ohne Ludwigs Wunsch zu erfüllen. Sobald sein Nachfolger eingetroffen, reiste er unter dem Vorwand, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, ab. Man hörte keine Klagen von ihm, überhaupt war sein Betragen in dieser Lage so edel, daß Jedermann, selbst Richelieu, davon gerührt wurde, und dieser seinem König schrieb, Etrées habe ihm seine Kriegsentwürfe und Anordnungen als ein Staatsbürger und Freund mitgetheilt, den Heeresbefehl aber als ein Held übergeben.

Richelieu zog also den Nutzen von den klugen Maaßregeln seines Vorgängers, da er die bedrängten Verbündeten zu der vorgedachten Uebergabe nöthigte. Nie aber wurde ein so großer Glücksstreich im Kriege schlechter benutzt. Der Tag von Pirna entschied das Schicksal von Sachsen während sieben blutiger Jahre, wie der Tag von Saratoga das nordöstliche America zum Freystaate machte. Der Vertrag

von Kloster-Seeven aber, von den Mächtigern den Schwächern vorgeschrieben, die Cabinette von London und Berlin erschütternd und die Minister in Hannover, in Cassel und Braunschweig fast zur Verzweiflung bringend, gewährte ganz und gar keine Vortheile, die unbedeutenden des Augenblicks ausgenommen. Eine der ersten Vorkehrungen Richelieus war nun, Braunschweig und Hannover in Besitz zu nehmen. Beide Länder hatten sich, so wie Hessen, unterworfen, und da die Franzosen die Städte Braunschweig und Welfenbüttel besetzten, wurde dem Herzog zu seinem Wohnsitz die Stadt Blankenburg überlassen, die man neutral erklärte. Dahin ging dieser Fürst sofort mit seiner Familie, und empfahl durch eine öffentliche Erklärung seinen Unterthanen, die Franzosen als ihre Freunde zu betrachten. Richelieu zog in Hannover wie im Triumph ein. Von hieraus schickte er viele seiner besten Truppen, worunter auch die Gensd'armes waren, zur Armee des Prinzen Soubise, der nun in Verbindung mit den Reichsvölkern auf Sachsen losrückte. Dieser Feldherr hatte gleich beym Anfang seines Marsches mit den Schweitzerregimentern, die er mit sich führte, einen unangenehmen Auftritt erlebt. Sie weigerten sich, über den Rhein zu gehen; besonders setzte sich das Regiment Lochmann dagegen, und da der aufgebrachte Soubise den General Lochmann fragte, wozu sie denn dienten, antwortete dieser Schweizer: „Um Ihren Rückzug zu decken." Endlich bewilligten die Schweizer Kantone, daß ihre Truppen mit nach Deutschland marschiren konnten, und ein großer Theil derselben befand sich also bey der Armee des Soubise, die Sachsen befreyen wollte. Richelieu selbst fiel mit seinem Heer in die Preußischen Provinzen ein, und bedrohte Magdeburg mit einer Belagerung. Friedrich hatte die Besatzung dieser Hauptfestung mit den sechs Bataillonen

verstärkt, die bey Cumberlands Heere gestanden, aber kurz vor der berüchtigten Convention abgerufen worden waren, da der König bey den höchstunüberlegten Maaßregeln dieses Feldherrn die Unfälle in Hannover voraussah.

Der Krieg hatte nun ein Jahr gedauert; allein ungeachtet der so sehr verschiedenen Nationen und Völkerschaften, welche den Kampfplatz mit ihren Schaaren bezogen, war er noch nicht durch Grausamkeit bezeichnet worden. Richelieu aber gab jetzt hiezu die erste Loosung. Er ließ die Städte und Dörfer entweder ausplündern und verheeren, oder bedrohte sie mit Feuer und Schwerdt, um von den wehrlosen Einwohnern unerschwingliche Gewaltsteuern zu erpressen. Die Ausschweifungen dieser jetzt nicht mehr im Zaum gehaltenen Franzosen waren so groß, daß sie fast den Greueln der Kosacken gleichkamen. Reiche Leute wurden auf ausdrücklichen Befehl vornehmer Hauptleute jämmerlich geprügelt, um Brandschatzungen für ihre Mitbürger zu bezahlen; man schändete Weiber und Mädchen, und spielte gleichsam mit dem Leben der Menschen. Nichts war bey diesen Kriegesbanden gewöhnlicher, als schuldlose Personen aus ungegründetem Verdacht, ohne einen Schatten von Beweis, als Spürhunde aufzuhenken. Viele hundert Deutsche, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand, Alter und Verhältnisse, hatten im Laufe des Kriegs dieses Schicksal.

Das Losungswort des neuen Französischen Feldherrn war: Erpressungen; nicht sowohl für den Dienst seines Königs, als für sich selbst. Geschützt durch die Königliche Buhlerin, erlaubte er sich die unedelsten Handlungen, und ordnete nicht selten die Kriegsmaßregeln so, wie es sein eigener Vortheil erforderte. Von allen Heerführern, die in diesem Kriege befehligten, bereicherte sich auch keiner von irgend einer Nation wie Richelieu. Er verbarg es auch so

wenig, daß er sich noch vor geendigtem Kriege in Frankreichs Hauptstadt einen prächtigen Pallast bauen ließ, den die Pariser le Pavillon d'Hannovre nannten.

Es trat jetzt noch ein neuer Feind gegen den König auf, der ihm nicht gleichgültig seyn konnte. Dies war der Herzog von Würtemberg, Beherrscher eines schönen, von einem kriegerischen Volk bewohnten Landes. Nicht zufrieden, seine Pflichtzahl an Soldaten zum Reichsheere zu senden, hatte er alle seine Schaaren in Französischen Sold gegeben, um für Oesterreich zu fechten. Diese Soldaten aber, als Protestanten gewohnt, im Könige von Preußen den Beschützer ihres Glaubens zu erblicken, zeigten große Unzufriedenheit mit den Maßregeln ihres Herzogs. Ihr Murren brach endlich in Meuterey aus, als 4000 Mann im Juni vor dem Französischen Kriegsbeamten zu Stuttgard die Musterung bestehen sollten. Sie schrieen laut, man hätte sie verkauft, berannten die Thore, feuerten auf die Offiziere, die sie aufhalten wollten, und gingen haufenweise am hellen Tage davon. Nur 1000 Mann blieben zurück. Der Herzog, der sich bei der Oesterreichischen Armee befand, eilte nach Stuttgard, ließ neue Truppen werben, und besänftigte die alten durch das Versprechen, sie selbst in Person zu befehligen, und so führte er im August dem Kaiserlichen Heer 6000 Mann zu. Diese Vermehrung von bewaffneten Schaaren, die von allen Seiten herbeyzogen, geschah zu einer Zeit, da die Preußischen Truppen durch Schlachten und zahlreiche Gefechte sehr vermindert waren.

Friedrich theilte sein Heer nun in viele Haufen, um den verschiedenen Heeren, die auf Sachsen und den Mittelpunct seiner Staaten anrückten, Hindernisse in den Weg zu legen. Da er sein Hauptheer unter dem Herzog von Bevern zur Deckung Schlesiens bestimmte, behielt er selbst

nur 18,000 Mann bei sich, und auch diese kleine Armee wurde durch abgesandte Mannschaften beständig geschwächt, so daß er bey Erfurt in der Nähe des Französischen Heeres nicht 10,000 Mann um sich zählte. Um nun diese große Schwäche dem Feinde zu verbergen, ließ er seine Truppen nicht lagern, sondern Dörfer beziehen, und diese oft wechseln, wobey die Namen der Regimenter, um die Kundschafter zu betrügen, jedesmahl verändert wurden. Er schränkte sich jedoch nicht bloß auf Vertheidigung ein, sondern ging überall, wo sich die Gelegenheit vortheilhaft zeigte, angreifend zu Werke. Der Oberst Mayer war schon gleich nach der Schlacht von Prag mit 2000 Mann nach Franken geschickt worden, um sowohl die Reichsstände in Furcht zu setzen, als auch die Vereinigung der Reichs-Truppen, die aus allen Gegenden Süd-Deutschlands zusammenrückten, zu verzögern, und den in Regensburg tobenden Reichstags-Männern den unternehmenden Geist der Preußen zu zeigen. Ins Bisthum Bamberg einfallend, sammelte er Kriegessteuern, durchstrich den Fränkischen Kreis, und drang in die Ober-Pfalz. Diese unerwartete rasche Wendung wirkte auf die Reichs-Versammlung so kräftig, daß viele der Abgeordneten, die sich wider Preußen am heftigsten erklärt hatten, jetzt in größter Eil auf ihre Rettung dachten.

Auch der Churfürst von Bayern nebst andern Reichsfürsten, die jetzt die Preußen zu allem fähig hielten, geriethen in Unruhe, behaupteten, sie hätten keinen Krieg mit dem Könige, und wünschten mit Friedrich in Unterhandlung zu treten. Der Zeitpunct war nahe, wo man ernsthaft daran dachte, das mit Theresia gemachte Reichs-Bündniß zu vernichten; allein die Niederlage von Kollin veränderte alles. Mayer bedrohte indeß Nürnberg. Die bedrängte Stadt wandte sich in der Angst an die Kreis-Versammlung, und

bat um Schutz. Der Fränkische Areopagus zeigte seine Weisheit bei diesem Vorfall. Man verlangte von dem Kriegs-Obersten Mayer, er sollte sich wegen des Einfalls in Franken gesetzmäßig rechtfertigen, und allen Schaden ersetzen. Der Preußische Befehlshaber, nicht mit Pergamenten, wohl aber mit Pulver und Kugeln versehen und von beutedürstenden Kriegern begleitet, wies lächelnd den Abgeordneten seine bewaffneten Soldaten, und fragte, ob sie noch eine bessere Rechtfertigung wünschten? Er verlangte die Unthätigkeit der Stadt im Kriege, die auch zugestanden wurde; ja der ganze Kreis hätte sich theilnahmlos erklärt, wenn die Preußische Schaar nur etwas stärker gewesen wäre. Die Schwäche desselben reitzte zu Vertheidigungs-Anstalten und zu dem Entwurf, den Preußen den Rückweg abzuschneiden. Man zog von allen Seiten Truppen zusammen, die Mayer nicht abwarten wollte. Nachdem er also den vorgesetzten Endzweck erreicht hatte, ging er zurück, ließ die Brücken hinter sich abbrechen, schlug sich durch eine Schaar Würzburger und Bamberger, die ihn aufhalten wollten, und so kam er endlich nach Böhmen. Er hatte bey seinem Abzuge aus Franken Geißeln mitgenommen, worunter sich auch zwei Nürnberger Patricier befanden. Der Wiener Hof bediente sich sehr geschickt dieser Gelegenheit, um den Reichsständen die Beschleunigung ihrer Kriegs-Maßregeln zu empfehlen. Die Kaiserliche Ermahnung war auch nicht fruchtlos. Mayer wurde darin für einen Bösewicht und seine Truppen für Landstreicher erklärt, die man zu haschen suchen müßte, um sie als Mordbrenner zu bestrafen.

Die Kaiserlichen benutzten indeß die Zerstreuung der Preußischen Heere, und der General Haddick wagte sich mit 4000 Mann bis an die Thore von Berlin. Diese Königsstadt, ohne Wall, zum Theil ohne Mauern, und nur

mit Schirmpfählen versehn, war damahls mit 2000 Mann Land-Miliz besetzt, wozu einige hundert Neulinge und andre von den Feldtruppen zurückgelassene Soldaten kamen. Die Königliche Familie hatte sich gleich nach eingegangener Nachricht von der Annäherung der Feinde nach Spandau begeben. Man hatte also in dieser Lage nichts von einer fliegenden Schaar zu befürchten, die aller Mittel beraubt, die Stadt zu ängstigen, in steter Sorge abgeschnitten zu werden stand. Haddick ließ die Stadt auffordern, und griff fast zu gleicher Zeit das Schlesische und das Cottbusser Thor an. Die Pfähle an jenem wurden niedergeschossen, und nun drangen die Oesterreicher vollen Haufens in die dort befindliche Vorstadt ein. Die Einwohner zeigten sich des Brandenburgischen Namens würdig. Ganze Gewerke wollten sich vereinigen, und erboten sich, die Feinde zu verjagen; allein die geringe Kriegs-Erfahrung und der Kleinmuth des Stadthauptes, General Rochow, der auch deshalb von den Weibern und Gassenbuben verspottet wurde, wollten keinen Versuch dieser Art gestatten. Es kam bloß in der Cöpenikker Vorstadt zwischen einer Abtheilung Preußischer Soldaten und den Oesterreichern zu einem unbedeutenden Scharmützel, wodurch nichts entschieden wurde.

Die Nachricht von der Annäherung des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau beunruhigte jedoch die Feinde bey Berlin außerordentlich. Haddick, die Gefahr des Verzugs kennend, war mäßig in seinen Forderungen, und diese wurden endlich zugestanden, nicht sowohl aus Furcht, sondern um der Unruhe geschwind ein Ende zu machen. Die anfangs geforderten 600,000 Reichsthaler wurden auf 200,000 herabgesetzt. Haddick erhielt dabey für sich ein Geschenk von 12,000, und sein Adjutant, der Oberst Ried, ein anderes von 3000 Reichsthalern an Gelde, nebst allerhand Kleino-

dien; dafür bekam die Stadt einen von Haddick unterzeichneten Gegenschein, daß die Oesterreichischen Truppen nie wieder Berlin auf diese Weise heimsuchen sollten. Nachdem alles verabredet, bat sich Haddick vom Magistrat zwey Dutzend mit dem Stadt-Wappen gestempelte Damen-Handschuh aus, womit er seiner Kaiserin ein Geschenk machen wollte. Man brachte ihm die Gelder und die Handschuh, und nun zog er in größter Eil ab. Er hatte auch keinen Augenblick zu verlieren; denn wenig Stunden nachher traf der General Seydlitz mit 3000 Mann in Berlin ein, und am anderen Tage folgte ihm der ganze Kriegeshaufe des Prinzen Moritz von Dessau. Auch der König hatte sich in Bewegung gesetzt, um dem verwegenen Haddick den Rückzug abzuschneiden; dieser aber hatte das Glück zum Führer, floh, von der Landstraße entfernt, auf Abwegen in angestrengten Märschen davon, und entging so seinen Feinden.

Im Königreich Preußen war indessen auch das Kriegesschauspiel von den Russen auf eine schreckliche Weise eröffnet worden. Das Ministerium in Petersburg war zwar dem Englischen Hofe ergeben, besonders hing der im Cabinet alles vermögende Groß-Kanzler Bestuchef, durch Guineen gewonnen, ganz von den Britten ab; allein die bestimmte Willensmeinung der Kaiserin Elisabeth, die als Weib beleidigt, sich als Monarchin rächen wollte, vereitelte alle Bemühungen der Engländer und den guten Willen des Groß-Kanzlers, Rußland von Oesterreich zu trennen. Friedrichs Demüthigung und die Eroberung des Königreichs Preußen waren die Grundsäulen des jetzigen Russischen Systems, dessen standhafte Befolgung im Cabinet zu Petersburg unwiderruflich beschlossen wurde.

Die Russen kamen daher im Juni, unter Anführung des Feldmarschalls Apraxin, über 100,000 Mann

stark, in Preußen an. Nach einer fünftägigen Beschießung wurde Memel eingenommen. Die 800 Mann starke Besatzung sollte vermöge des Vertrages freyen Abzug erhalten; man brach aber diese kriegerische Ehrenunterhandlung, und die meisten der betrogenen Preußischen Soldaten waren gezwungen, entweder in Russische Dienste zu treten, oder nach Rußland zu wandern. Dies letztere Schicksal hatte auch eine Menge friedfertiger Einwohner von Preußen, besonders Fabricanten und Ackersleute. Die Russen schleppten sie nebst ihren Weibern und Kindern fort. Das Wehklagen der Unglücklichen half nichts; sie mußten die väterliche Erde verlassen, um die öden Provinzen einer barbarischen Nation zu bevölkern. Diese Grausamkeiten waren der Menschheit zum Spott von Manifesten voller Mäßigung begleitet. Man rechtfertigte darin die Feindseligkeiten durch die zwischen den beiden Kaiserinnen bestehende Freundschaft. Eins dieser Manifeste war eine förmliche Einladung an alle Einwohner des Königreichs, ohne Unterschied des Standes und der Religion, nach Rußland zu ziehen, wo man ihnen große Vortheile versprach. Im Gegen-Manifest zeigte der König, wie sehr dies Verfahren mit dem in Europa angenommenen Kriegs- und Völkerrecht stritte; er entwarf das Bild der sanften Preußischen Regierung, stellte es neben dem Bilde der harten Russischen auf, unter welcher blutige Zerfleischungen und Verbannungen in Wüsten zu den gewöhnlichen Strafen für leichte Vergehungen gehörten, und ließ nun seinen Unterthanen die Wahl, ob sie für diesen Preis meineidig an ihrem Landesvater werden wollten.

Die leichten Truppen der Russen, 12,000 Mann stark, Kosaken, Kalmücken und Tatarn, verheerten indessen das Land mit Feuer und Schwert, und zwar auf eine Art, die seit den Zeiten der Hunnen nicht in Europa erlebt worden

war. Diese Unmenschen mordeten oder verstümmelten unbewaffnete Leute aus satanischer Lust. Man hängte sie an Bäume auf, oder schnitt ihnen Nasen und Ohren ab; Andern wurden die Beine abgehauen, der Bauch aufgeschnitten, und das Herz herausgerissen. Sie zündeten aus rasendem Muthwillen Dörfer und Flecken an, und um die Menschen lebendig mit zu verbrennen, schlossen sie manchmal einen Kreis um den zur Verheerung geweiheten Ort, ehe sie ihn in Brand setzten. Die Gräber wurden zerstört, und die Gebeine umhergestreut, Edelleute und Prediger mit Kantschuhen zerfleischt, nackt auf glühende Kohlen gelegt und auf jede Weise gemartert. Man nahm den Aeltern ihre Kinder weg, oder ermordete sie vor ihren Augen. Mädchen und Weiber wurden geschändet. Viele Frauenspersonen brachten sich ums Leben, um dem viehischen Ungestüm zu entgehen. Eine Menge Menschen flüchtete nach Danzig, wohin auch die Königliche Schriftensammlung aus Königsberg gebracht wurde.

Friedrich erhielt diese trostlosen Nachrichten zu einer Zeit, da jeder Tag für ihn mit Unglück schwanger. Wie er sein Schwert gegen seine Feinde brauchte, bediente er sich auch seiner Feder. Ueberhaupt war die seltsame Mischung von zahlreichen Erklärungen und Mord-Scenen eine der Eigenheiten dieses außerordentlichen Krieges. Man bot gegen einander alles auf, was körperliche und geistige Kräfte zu leisten vermochten. Nie wurden in einem Kriege so viele Schlachten geliefert, aber auch nie so viele öffentliche Erklärungen herausgegeben, als in diesen Tagen des allgemeinen Jammers. Große Monarchen wollten dadurch ihre auffallenden Handlungen vor aller Welt rechtfertigen, um die Achtung selbst solcher Völker nicht zu verlieren, deren Beyfall sie leicht entbehren konnten. Dies war der Sieg

der Aufklärung, die in diesen Zeiten ihr wohlthätiges Licht über Europa zu verbreiten begann.

Der in Preußen befehligende Feldmarschall Lehwald, dem Friedrich freye Hand gelassen hatte, nach den Umständen zu verfahren, konnte den Feinden nur 24,000 Mann entgegenstellen. Mit diesen aber griff er sie den 30sten August bey Groß-Jägersdorf in ihren Verschanzungen an. Das Glück erklärte sich anfangs ganz für das kleinere Heer, das diesmal nicht um den Ehrgeitz eines Monarchen zu befriedigen, sondern gegen barbarische Völker für seinen eigenen Heerd, für Leben und Wohlfahrt stritt. Die Preußen fochten wie die Löwen; selbst ihre Dragoner und Husaren bestürmten die feindlichen Batterien, und wetteiferten mit dem Fußvolke, das trotz des sehr nachtheiligen Bodens alles besiegte. Diese braven Truppen hatten schon viele Russische Kanonen erobert, die feindliche Reiterei übern Haufen geworfen, ein Russisches Grenadier-Corps in einem Walde aufgerieben und einen Flügel des Haupt-Heeres ganz geschlagen, als ihnen der Sieg auf einmal entrissen wurde. Die Russen hatten einige auf dem Schlachtfelde liegende Dörfer in Brand gesteckt; durch die Rauchwolken irre geführt, geriethen die Preußen in Unordnung, und wurden nun von dem mehr als dreyfach stärkeren feindlichen Heer überflügelt, da sie denn in der größten Ordnung, von ihren Dragonern und Husaren gedeckt, zurückmarschirten. Das zweyte Treffen der Preußen feuerte, durch den Rauch betrogen, auf das erste, und jetzt wurde die Verwirrung außerordentlich. Lehwald hatte eben das gute Glück, wie Friedrich bey Kollin. Man ließ ihn ungestört abziehen. Sein Verlust in dieser Schlacht, die zehn Stunden gedauert hatte, war an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nur 1400 Mann nebst dreyzehn Kanonen. Die Russen hingegen hatten

ten über 7000 Mann verloren. Ihr Sieg brachte ihnen keinen Nutzen. Sie hatten keine Hoffnung, für ihre ungeheuren Heere in dem zur Einöde gemachten Preußen Unterhalt zu finden. Apraxin wurde überdieß durch Befehle aus Petersburg zum Rückzuge vermocht.

Der Groß-Kanzler Bestuchef, wie er auch, den Engländern ergeben, der nähern Verbindung Rußlands mit Oesterreich Schwierigkeiten in den Weg legte, sah doch den Krieg mit Preußen nicht ungern, weil er den König haßte, der ihn durch Spöttereyen beleidigt hatte; ein eigener Characterzug dieses Monarchen, der seinem Witz und seiner Laune immer freyen Lauf ließ, und vielvermögende Minister großer Höfe nicht selten mit lauter Verachtung behandelte, es mochte ein Fleury oder ein Choiseul, ein Bestuchef oder ein Brühl seyn. Der Haß des Russischen Groß-Kanzlers wich aber dem Englischen Golde, und Apraxin mußte Preußen verlassen. Dieser ließ daher nur 10,000 Mann zur Besatzung von Memel zurück, und zog wenig Tage nach der Schlacht mit allen übrigen Truppen davon. Der Rückzug, ganz einer Flucht ähnlich, geschah so übereilt, daß 15,000 Verwundete und Kranke, achtzig Geschützstücke, und sehr viel Kriegs-Geräthschaften zurückbleiben mußten. Der Zug ging in zweyen Massen, und beide Heereswege wurden durch Feuer, Plünderung und alle nur ersinnliche Grausamkeiten bezeichnet. Alle Städte, Flecken und Dörfer, wo diese höllischen Schwärme hinkamen, gingen in Rauch auf, und die Landstraßen waren mit Leichnamen von Menschen und Pferden bedeckt. Die zur äußersten Verzweiflung getriebenen Preußischen Bauern wehrten sich, und machten dadurch ihr Unglück noch größer. Die geschlagenen, aber nicht überwundenen Preußen verfolgten die Russen bis an die Grenze von Friedrichs Staaten.

Bei diesem Abzuge ereignete sich ein besonderer Zufall. Der König von Preußen erhielt einen Kampfgenossen, auf den er wohl nie hätte denken können. Dieser thätige Bundesgenosse, der ihm hier einige tausend Kalmücken gänzlich vom Halse schaffte, waren die Blattern. Die Kalmücken, die ohne diese schreckliche Seuche in ihrem Lande gelebt hatten, lernten sie hier zu ihrem Erstaunen kennen. Sie fand sich auch unter diesen Halbwilden ein, und mancher fiel als Opfer derselben. Selbst ihr Anführer wurde damit befallen, und nun war nichts fähig, sie länger aufzuhalten. Die ganze wilde Kriegsschaar ging nach ihrer Heimath zurück, ohne je den deutschen Boden betreten zu haben. Die Russischen Feldherren ließen sie in Ruhe ziehn. Sie waren froh, diese Unholde los zu werden, die, noch ärger als die Kosaken, durchaus nicht gebändigt werden konnten. Nur einige wenige, bey denen die Raubsucht alle andren Betrachtungen unterdrückte, verließen ihre Landsleute, blieben bey dem Russischen Heere, und kamen mit nach Deutschland.

Diese Völkerschaft, die jetzt zum erstenmahl gegen die Deutschen zu Felde zog, war von allen Feinden Friedrichs der wildeste, eben so unwürdig, wider einen gebildeten Staat geführt zu werden, als ein Heer von Zucht und Ordnung zu unterstützen. Unfähig, durch ihre Waffen ihm Siege zu erleichtern, mußte es vielmehr durch ihre Verwüstungen leiden, und den Schandfleck der begangenen Gräuel mit diesen Horden theilen, die dem Stande der Wildheit näher als dem Stande der Bildungslosigkeit sind. Sie wohnen an der Caspischen See und dem Flusse Wolga, sind ein freyes Volk, stehen aber unter Russischem Schutze, wofür sie, wenn die Beherrscher dieses Reichs es verlangen, zu Felde ziehen müssen. Sie

bekommen keinen Sold, allein jeder erhält jährlich einen Rubel und einen Pelz von Schaffellen. Eigentlich Nomaden und weder in Städten noch in Dörfern weilend, bewohnen sie Zelte von Filz. Mit diesen ziehen sie beständig herum, je nachdem sie an einem Orte für ihr zahlreiches Vieh, worin ihr ganzer Reichthum besteht, Fütterung finden. Außerordentlich häßlich, sehen sie alle einander so ähnlich, daß es schwer hält, einen von dem andern zu unterscheiden. Ihr Gesicht ist platt und beinah viereckig, die Augen, wie bei den Chinesen, sehr klein; und tief im Kopfe liegend, die Nase breit gedrückt, der Mund, wie die Ohren, außerordentlich groß, und letztere vom Kopfe abstehend. Sie führen Bogen und Pfeile, mit denen sie unglaublich weit und gewiß schießen. Ihre Religion ist die Dalailamische.

Die Kosaken sind von den Kalmücken sehr unterschieden. Man berechnet alle ihre Völkerschaften auf 700,000 streitbare Männer. Es ist eigentlich eine Gränzkriegerschaft und ihre Bestimmung, den südlichen Theil des Russischen Reichs gegen die Anfälle der Tatarn und andrer wilden Völker zu decken. Ihre Kleidung ist Polnisch, aber gewöhnlich zerlumpt; ihre Waffen sind ein halbgekrümmter Säbel, eine Kugelbüchse, ein Paar Pistolen, und eine zehn bis zwölf Fuß lange, mit einem spitzigen Eisen versehene Lanze. Religion und Sprache sind Russisch. Sie haben nur einen Stand, und sind folglich alle gleich; auch machen sie einen eigenen Staat aus, und genießen gewisse Vorrechte, die der Russischen Sclaverey seltsam widersprechend, selbst in Europa groß heißen würden. Sie wohnen in großen Dörfern, wobey sie etwas Ackerbau, vornehmlich aber Viehzucht treiben und mit Pferden handeln. Diese sind zwar nur klein, aber dauerhaft, wohlgeübt und schnell. Ein jeder Cosak hat deren zwey im Felde. Auch kriegerische Ehre herrscht

bey dieser Völkerschaft, daher sich kein Kosak mit Stockprügeln bestrafen läßt, dagegen aber Peitschenhiebe als eine ehrenhafte Züchtigung geduldig erträgt.

Diese Völker beherrschte die Kaiserin Elisabeth, eine Frau, die ihre Zeit zwischen der Liebe und der Andacht theilend, den Ministern die Regierungsgeschäfte ganz überließ. Bey den unablässigen Opfern, die sie der Liebesgöttin brachte, war ihr Character voller Sanftmuth und Menschenliebe. Sie liebte auch daher den Krieg nicht, und bloß der gekränkte Stolz und die durch Hofkünste angefeuerte Rache konnten sie zu einer Erklärung gegen den König von Preußen vermögen. Die von Oesterreich und Frankreich gewonnenen Minister besiegten noch überdieß ihre Gutmüthigkeit durch Gründe der Religion, die es ihr, wie sie sagten, zur Pflicht machte, dem unterdrückten Könige von Polen beyzustehen. Hiezu kamen die Versicherungen, daß der Krieg von den Russen ohne viel Blutvergießen geführt, und von sehr kurzer Dauer seyn würde, weil der von allen Seiten bestürmte König von Preußen durchaus bald nachgeben müßte. So sprach der Graf Schuwalow, der begünstigte Liebhaber der Kaiserin, und Bestuchef, der zwar ganz den Engländern ergeben war, allein durch Gründe berechtigt, ihre Verbindung mit Friedrich beym Anfang des Kriegs nicht für sehr ernstlich hielt. Er gab daher seinem Haß gegen Preußen nach, und nun war über dieß unglückliche Königreich das Loos geworfen.

Bestuchef hatte jedoch zu dem Rückzug des Russischen Heeres außer dem Englischen Golde noch einen andern Grund. Friedrich besaß einen mächtigen Freund in Petersburg. Es war der Großfürst Peter, der Thronfolger des Reichs, welcher den Krieg höchst ungern sah, und den König von Preußen verehrend, die Dänen haßte. Er fürch-

tete, der bedrängte Held möchte sich mit diesen seinen Feinden verbinden, und versprach ihm alle nur möglicher Weise zu leistende Hülfe, wenn er kein Bündniß dieser Art schließen wollte. Friedrich sagte es zu, und nun gewann Peter den Großkanzler Bestuchef, welcher, um sich den künftigen Herrscher, der ihn haßte, zu verbinden, für den Feldmarschall Apraxin den Kriegesplan entwarf. Das Räthsel des russischen Rückzugs aus Preußen wurde dadurch aufgelöst. Die in Petersburg befindlichen Gesandten von Frankreich und Oesterreich aber entdeckten die Umstände dieser Parteilichkeit des Großkanzlers, der von der erzürnten Elisabeth sogleich aller seiner Würden entsetzt wurde; auch Apraxin verlor seinen Posten als Befehlhaber des Heeres, und wurde als ein Gefangener nach Narva gebracht.

Friedrich, der die Russen auf immer entfernt glaubte, rief nun den Feldmarschall Lehwald aus Preußen ab, mit dem Befehl, gegen die Schweden zu rücken. Diese Nation hatte endlich die Larve abgezogen. Es waren von Zeit zu Zeit Truppen nach Stralsund geschickt worden. Auf die Anfrage des preußischen Gesandten in Stockholm, Grafen Solms, hatte man durch Ausflüchte geantwortet und die Versicherung hinzugefügt, daß man nicht einen Mann gegen den König von Preußen ziehen lassen würde. Nachdem aber das ganze Schwedische Heer nach Deutschland übergeschifft war, ging es den 13ten September über die Peene, einen kleinen Fluß, der Preußisch-Pommern von dem Schwedischen Antheil absondert, und nahm Besitz von Andam, Demmin, Pasewalk und andern Städten, die sämmtlich keine Besatzungen hatten. Ihr großes Augenmerk war jedoch auf Stettin gerichtet, auf diese wichtige, mit Truppen wenig versehene Stadt, die eine leichte Eroberung versprach. Die Schweden gaben nun Manifeste heraus, worin sie als

Eroberer des Preußischen Vorpommerns sprechend, die Unterthanen von ihrem dem König von Preußen geleisteten Eide lossagten und sie einluden, sich mit ihnen zu verbinden; dabey behaupteten sie, daß Schweden, als Bürge des Westphälischen Friedens, an diesem Kriege nothwendig Theil nehmen müsse.

Diese Französischen Bundesgenossen waren damals 22,000 Mann stark, worunter 4000 Reiter. Der Krieg war ganz wider die Verfassung des Schwedischen Reichs unternommen, da nur auf einem Reichstage ein Krieg beschlossen werden konnte. Der Französische Bothschafter Havrincourt aber spielte jetzt die erhabene Rolle eines Beherrschers von Schweden, und lenkte den Senat ganz nach seinem Willen. Der Krieg war nun von dieser Nation angefangen, und ihr Gesandter hatte Berlin, so wie der Preußische Stockholm verlassen. Dessen ungeachtet wollte der Schwedische Senat einen Geschäftswalter in der Preußischen Residenzstadt behalten, um desto bequemer alles zum Kriegesverfahren Nöthige zu erfahren; eiue fast unglaubliche politische Unverschämtheit. Der Gesandtschaftsschreiber, Baron Nolken, wurde zu diesem Geschäfte bestimmt. Friedrich aber, den ein so seltsamer Versuch sehr befremdete, schrieb, der Baron möchte sich entfernen, weil er nach ausgebrochenem Kriege keine Kundschafter in seiner Hauptstadt leiden würde. Nolken widersetzte sich, berief sich auf Befehle seines Hofes, und wollte durchaus in Berlin bleiben, da man denn gezwungen war, ihn durch Soldaten über die Preußische Grenze bringen zu lassen. Alles dies geschah in eben dem Monat, da die Unterhandlung bey Kloster-Seeven geschlossen war, so daß Friedrich zu der Zeit, da er seine Deutschen Waffengenossen verlor, an den Schweden, mit

denen sich seine gekrönten Vorfahren so oft gemessen hatten, einen neuen Feind erhielt.

Der kriegerische Muth dieses Volks drohte den Preußen einen fürchterlichen Feind. Allein nie wurde wohl die Ehre einer Krone und der Ruhm wackerer Mannschaften so vorsetzlich aufs Spiel gestellt, als bey dieser Gelegenheit. Die Ausrüstung der Schwedischen Armee in allen ihren Theilen, so wie sie damals in Deutschland anlangte, war ein wahres Spottgedicht auf die neuere Kriegskunst. Soldaten, in Reihe und Glied gestellt, wohlgeübt und voll Begierde zu fechten, waren da, allein sonst fehlte auch alles. Keine Feldbeamten; keine Feldbäckerey; keine Vorrathskammern; keine Flugbrücken; keine leichte Schaaren und keine Folgsamkeit. Hiezu kamen Anführer, die nicht unerfahren in der Kriegskunst, aber jeden Schritt vom Schwedischen Reichsrath genau vorgeschrieben erhielten; Feldherren, die mit einander nicht stimmend, bey jeder Unternehmung die drohende Verantwortung der Folgen zu fürchten hatten. Auf diese Weise ist es erklärbar, wie die Krieger eines Volks, das mehr als einmal das Schicksal von Deutschland mit dem Schwert entschied, und im Westphälischen Frieden Europa Gesetze gab, ohne ihre kriegerischen Tugenden verloren zu haben, nach fünf Feldzügen, ruhmlos und verspottet wieder in ihre Heimath zogen.

Der Mangel an leichten Truppen war Ursache, daß die Schweden oft die besten Entwürfe aufgeben mußten; denn die Preußen neckten sie mit einer Hand voll Leute auf allen Seiten, und schnitten ihnen beständig die Zufuhren ab. Tief in die Preußischen Staaten konnten sie wegen fehlender Magazine und Pontons nicht eindringen, und ihrer Vereinigung mit den Französischen, Russischen oder Oesterreichischen Heeren, woran immerfort gearbeitet ward,

standen so mancherley Hindernisse im Wege, daß sie auch nicht ein einziges Mal versucht wurde. Der Schwedische Kriegsschauplatz war daher auf einen kleinen Winkel von Norddeutschland eingeschränkt. Diese Truppen tummelten sich in Pommern und einem Theil der Mark herum, ohne irgend etwas Großes zu unternehmen, und hierbey blieb es den ganzen Krieg durch, worin sie eigentlich nur eine Scheinrolle spielten. Indeß thaten sie großen Schaden. Eine ihrer ersten Unternehmungen war ein Einfall in die Ukermark; eine arme, aus sechs kleinen Städten und 170 Dörfern bestehende Provinz, die ihnen innerhalb sechs Wochen an Kriegessteuern über 200,000 Reichsthaler zahlen mußte. Dies war doppelt so viel, als Friedrich in einem ganzen Jahre daraus zog. Die Erpressungen sollten fortgesetzt werden, allein ein Zufall befreyte dies Ländchen von den Feinden. Einige hundert Schweden, die von Prenzlow zum Futterholen ausgeschickt des Nachts durch ein Gebüsch zogen, wurden von fünf Preußischen als Husaren verkleideten Postkutschern mit Pistolenschüssen begrüßt, wodurch einige Schweden verwundet wurden. Die Feinde glaubten, ganze Regimenter Husaren wären im Anzuge; sie eilten daher nach Prenzlow zurück, und am folgenden Tage verließen alle Schweden die Provinz. Bald nachher trieb sie Lehwald unter das Geschütz von Stralsund; aber auch hier glaubten sie sich nicht sicher, sondern flohen nach der Insel Rügen. Ein großer Frost, der die dahin führende Meeresarme mit Eis belegte, ladete die Preußen zu einer ruhmreichen Unternehmung ein, deren glücklicher Erfolg nicht zweifelhaft war; allein der achtzigjährige Lehwald wollte nichts von kühnen Versuchen hören, begnügte sich mit den erlangten Vortheilen und 3000 Schwedischen Gefangenen, die binnen wenig Wochen in seine Hände gefallen waren.

Der Herzog von Richelieu verwüstete indessen mit den Französischen Truppen die Staaten von Hannover und Hessen. Seine Ausschreibungen hatten weder Maaß noch Ziel, und geschahen bloß nach Willkühr, ohne daß man den Ertrag der Ländererzeugnisse in Erwägung zu ziehen würdigte. Hessen sollte allein 100,000 Säcke Roggen liefern. Diese wilde Verfahrungsart mit Verachtung aller Erkundigung nach Oertlichkeiten zog dem Feldherrn Vorwürfe aus Versailles zu, die selbst sein Freund, der Staatsminister du Verney, ihm nicht vorenthielt. Ueberhaupt war man am Französischen Hofe mit seinem langsamen Verfahren sehr mißvergnügt, da man von dem Vertheidiger von Genua und dem Eroberer von Minorca schnelle Siege erwartete. Richelieu entschuldigte sich mit den leeren Vorrathshäusern, und schrieb den 23sten August: „Wir haben „Backöfen in Menge, aber das zum Backen nöthige Mehl „fehlt." Dabey äußerte er immer seine Besorgnisse, daß der König von Preußen sich auch gegen die Franzosen wenden dürfte. Der bekannt gewordene Briefwechsel zwischen dem Feldherrn und dem Minister zeigt, daß man diese Idee wegen der so sehr geschwächten Streitkräfte Friedrichs und der zahlreichen Oesterreichischen Heere in Versailles als lächerlich betrachtete; ja man hatte bey Hofe schon den Monat May des folgenden Jahres zur Belagerung von Magdeburg fest bestimmt.

Es kränkte Friedrich, die Franzosen, die er so sehr liebte, als seine Feinde zu betrachten. Dieser Gedanke war vielleicht bey ihm stärker als seine Besorgnisse, sie zu besiegen. Er wünschte daher sehnlich den Frieden mit dieser Nation und schrieb deshalb unter dem 6ten September an Richelieu folgenden Brief:

„Ich sehe wohl ein, Herr Herzog, daß Sie nicht um

„Unterhandlungen zu pflegen an ihren jetzigen Posten ge-
„stellt sind. Indessen bin ich sehr überzeugt, daß der Neffe
„des großen Kardinals Richelieu so gut gemacht ist, Ver-
„träge zu unterzeichnen, als Schlachten zu gewinnen. Ich
„wende mich an Sie aus Hochachtung, die Sie selbst denen
„einflößen, die Sie nicht persönlich kennen. Es ist nur
„von einer Kleinigkeit die Rede, mein Herr, nämlich Frieden
„zu machen, wenn man dazu geneigt ist. Ihre Vorschriften
„sind mir zwar nicht bekannt; da es aber seyn kann, daß
„der König, Ihr Herr, von der Schnelligkeit Ihrer Fort-
„schritte zum voraus versichert, Ihnen auch Vollmacht ge-
„geben haben könnte, an der Ruhe Deutschlands zu ar-
„beiten, so sende ich Ihnen hier den Herrn von Elchetet,
„dem Sie sich völlig anvertrauen können. Obgleich die
„Vorfälle dieses Jahres mir keine Hoffnung machen sollten,
„daß Ihr Hof noch irgend eine günstige Achtung für mein
„Wohl haben könnte, so kann ich mich doch nicht überreden,
„daß eine sechzehn Jahr lang gedauerte freundschaftliche
„Verbindung nicht einige Spuren in den Gemüthern zu-
„rückgelassen haben sollte. Vielleicht urtheile ich von an-
„dern nach meiner Empfindung. Dem sey aber wie ihm
„wolle, so wünsche ich mein Wohl lieber dem König Ihrem
„Herrn, als irgend einem andern anzuvertrauen. Haben
„Sie, mein Herr, keine Vorschrift zur Unterhandlung, so
„bitte ich, solche von ihrem Hof zu verlangen, und mir den
„Umfang derselben anzuzeigen. Derjenige, der ungeachtet
„der ungeheuren Hindernisse die Insel Minorca erobert
„hat, derjenige, der auf dem Punkt ist, Niedersachsen zu
„unterjochen, für den kann nichts glorreicher seyn, als an
„dem Frieden von Europa zu arbeiten. Gewiß wird dieser
„der schönste ihrer Lorbeern seyn. Arbeiten Sie daran,
„mein Herr, mit derjenigen Lebhaftigkeit, die Ihre Fort-

„schritte bezeichnet hat, und seyn Sie versichert, daß nie-„mand Ihnen dafür mehr verbunden seyn wird, als Ihr „getreuer Freund Friedrich."

Richelieu beantwortete diesen Brief durch ähnliche Höflichkeiten, und da er keine Vollmacht zu unterhandeln hatte, so schickte er sogleich einen Eilboten nach Versailles, um Verhaltungsbefehle zu holen. Man war jedoch hier weit entfernt an Unterhandlungen zu denken. Der Antrag blieb daher ohne Antwort.

Der König, der jetzt alle Hoffnung zu einem gütlichen Vergleich aufgab, beschloß, durch seine Thaten sich an der Seine Achtung zu erzwingen. Er suchte die vereinigten Franzosen und Reichsvölker zu einer Schlacht zu bringen, und rückte ihnen entgegen. Seine Lage war in der That schrecklich. In der Nähe und in der Ferne Feinde, die sich beständig mehrten. Vergebens waren seine Siege, und vergebens floß das Blut seiner tapfern Krieger. Die riesenhafte Macht der Gegner wuchs beständig, und trotzte den Niederlagen. Es war das Haupt der Hydra. Hatte er eine Schaar geschlagen, so rückten ihm zwey entgegen. Ein Reichsschluß hatte ihn als einen Feind des Germanischen Reichs, den man vernichten müßte, ausgezeichnet. Der Vorsatz und die Macht ihn zu Boden zu drücken, war stärker als jemals, und seine Hoffnung nie schwächer. Dennoch war seine Heiterkeit in eben diesem Zeitpunkt so groß, daß er seinen lezten Willen in französischen Versen abfassen konnte. So gerecht aber auch seine Besorgniß, der Menge zu unterliegen, so nahm er doch alle Maaßregeln zu überwinden. Sein durch so viele Treffen geschwächtes Heer war nur 22,000, die Feinde aber, die er jetzt vor sich sah, 60,000 Mann stark. Sie hatten schon in der Mitte des Septembers eine Probe der Preußischen Thätigkeit bey

Gotha erfahren. Die ganze Feldherrenschaft der Franzosen, mit ihrem Heerführer Soubise an der Spitze, und 8000 Mann hatten diese Stadt zu ihrem Erholungsort ausersehn, um sich nach den Mühseligkeiten des Krieges etwas zu erlaben. Es war beym Herzoglichen Hofe große Cour, und auf dem Schlosse hatte man gewaltige Zubereitungen gemacht, die bewaffneten hohen Gäste wohl zu bewirthen. Es war eben Mittagszeit, die Tafeln waren gedeckt, und die Franzosen zeigten die beste Eßlust, als der Preußische General Seydlitz mit 1500 Reitern vor den Thoren von Gotha erschien. Die 8000 Franzosen dachten an keinen Widerstand; sie verließen die rauchenden Schüsseln und blinkenden Schenktische, und eilten aus der Stadt. Seydlitz, der an die Verfolgung der Feinde wegen seiner äußerst ermüdeten Truppen nicht denken konnte, nahm nun mit seinen Hauptleuten die Plätze an der Herzoglichen Tafel ein; eine sonderbare, vielleicht einzige Begebenheit, daß ein großes Hof-Gastmahl von Kriegs-Befehlhabern der einen Partey angefangen, und von denen der andern Partey geendigt wurde. Nur wenige Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht, aber desto mehr Kammerdiener, Lakeyen, Köche, Haarkräusler, Buhlerinnen, Feld-Pater und Schauspieler, die von einem Französischen Heere unzertrennlich waren. Die Fuhrwerke vieler Feldherren fielen den Preußen in die Hände, worin man ganze Kisten von wohlriechenden Wassern und Duftsalben, desgleichen eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafröcke und Papagoyen fand. Seydlitz überließ seinen Husaren diese Putztisch-Beute, den galanten Troß aber schickte er ohne Lösegeld zurück.

Die Franzosen waren so zufrieden, als ob sie ein Treffen gewonnen hätten, da sie sich wieder in dem Besitz ihrer

verlornen dringenden Bedürfnisse befanden. Der Prinz Soubise brannte vor Begierde sich zu rächen; besonders nachdem er erfahren, daß Seydlitz diese Unternehmung bloß mit zwey Regimentern gewagt hatte. Der Prinz von Hildburghausen, als Reichs-Feldmarschall eben zu den Franzosen gestoßen, schlug sogleich vor, die Preußen wieder aus Gotha zu vertreiben. Man wählte zu dieser Unternehmung den Kern beider Heere, alle Grenadiere und alle leichte Truppen, wozu noch die Oesterreichische Cavallerie, und Laudon mit seinen Croaten, stießen. Dieses anrückende Heer aber sah zu seinem großen Befremden, daß Seydlitz in Schlachtordnung stand; dabey war seine Stellung so künstlich, daß die Feinde die ganze Preußische Armee vor sich zu haben glaubten, und sich ohne zu schlagen zurückzogen.

Wurde je in einem Kriege der mit Frohlocken verbundene Name Hülfsvölker entehrt, so war es in diesen blutigen Feldzügen, wo man nicht die geringste Rücksicht auf Bundesgenossen nahm, vielmehr sie verspottend ihr Elend vermehrte. Die Franzosen behandelten Sachsen wie ein feindliches Land. Lebensmittel für Menschen und Thiere, Mahlzeiten für die Soldaten mit Ueberfluß verbunden, ja selbst Geld an die Befehlhaber, wurde von diesen Verbündeten mit Gewalt erpreßt, wobey man drohte, im Weigerungsfall Städte und Dörfer zu verheeren. Es geschah ohnehin. Ganze Gegenden wurden rein ausgeplündert. Unter andern hatten die in der Nähe von Freyburg liegenden Dörfer, Branderode, Bolgstädt, Scheiplig, Gröst, Zanchfeldt, und andre, zwanzig an der Zahl, dies harte Schicksal. Im erstern Dorfe wurde das Schloß des Edelmannes, Namens Bose, auf Kosaken-Art verwüstet. Die kostbaren Zimmergeräthe, die zu schwer waren fortzubringen, wurden zerhauen, zerschnitten, die Weinfässer zerschlagen,

die schriftlichen Urkunden und Briefschaften in Stücke gerissen. Auch die Kirchen blieben nicht verschont. Altäre, Kirchstühle und Kanzeln wurden zertrümmert, und die metallenen Kelche, die für die Räuber keinen Werth hatten, durch die unfläthigsten Handlungen geschändet. Bey vielen Dörfern sahe man Bäume und Felder mit den Federn der zerschnittenen Betten bedeckt. Da die Franzosen nicht alles noch lebende Vieh essen, oder mit sich schleppen konnten, so hieben sie die Thiere lebendig in Stücke, und warfen sie als eine Beute für die Raubvögel hin. Diese von einem aufgeklärten Volke im achtzehnten Jahrhundert an Bundsgenossen verübten Greuel geschahen in Sachsen gegen Ende des Oktobers, einige Wochen vor der Schlacht bey Roßbach, und zwar zeichneten sich dabey am meisten aus: die Französischen Regimenter Piemont, Beauvoisis, Fitzjames und Deux-Pont, ferner die bey diesem Heere befindlichen Croaten, Warasdiner und Pfälzer, ja selbst einige Schweizer-Regimenter.

So bald Friedrich seine Stellung bey Erfurt verlassen hatte, um nach Sachsen zu gehen, ging Soubise über die Saale, und näherte sich Leipzig mit der Aeußerung, daß er durchaus Sachsen von den Preußen befreyen wollte. Der König rückte dem Feinde entgegen, der so übel aufgestellt war, daß die Preußischen Husaren bis mitten ins Französische Lager drangen, Pferde herausholten, die Soldaten aus ihren Zelten rissen und mit fortschleppten. Obgleich diese Verwegenheit genugsam bewies, daß sie mit keinem furchtsamen Feinde zu thun hatten, so war doch der Muth zu fechten bey den Franzosen sehr groß; sie hatten nur die einzige Besorgniß, daß der König ihnen entrinnen möchte. Einige seiner Märsche und Stellungen bestätigten diese Vermuthung. Sie kannten seine schnellen Bewegungen,

seine Manövres und seine Kriegskunst überhaupt bisher bloß aus Erzählungen, die aber so wenig Eindruck auf sie gemacht hatten, daß sie es wagten, ihn auf einem Boden anzugreifen, wo er seine Kunst in der Heeresführung entwickeln konnte. Ihre Hoffnung war nicht bloß, ihn zu schlagen, sondern seine ganze Mannschaft aufzuheben. Man warf jedoch im Französischen Lager die Frage auf: ob es einem großen Heere auch Ehre bringe, sich mit einem so kleinen zu schlagen? Nie war ein kriegerischer Eigendünkel lächerlicher, und nie wurde er besser bestraft.

Es war am 5ten November bey dem Dorfe Roßbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolph für Deutschlands Freyheit schlug und starb, daß eine der sonderbarsten Schlachten geliefert wurde. Die mit den Reichstruppen verbundenen Franzosen stellten eine Armee von 60,000 Mann dar, die Preußen waren nur 22,000 stark. Der König lockte die Franzosen durch eine zurückziehende Bewegung aus ihrer vortheilhaften Stellung. Sie glaubten, er suchte sich aus ihren Händen zu retten, und bemühten sich daher, ihm in den Rücken zu kommen. Bey diesem Marsch ertönte ihre ganze Kriegsmusik siegesmäßig. Die Preußen ergötzten sich daran, und wünschten nichts mehr, als sich sogleich zu schlagen; allein es war jetzt besser, der Französischen Lebhaftigkeit das Deutsche Phlegma entgegen zu stellen. Während ein Theil der Französischen Schaaren dem Preußischen Lager gegen über stehen blieb, bemühten sich die übrigen Truppen, Franzosen und Reichsvölker, dem Könige in die rechte Flanke zu kommen. Friedrich, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung konnten gestellt werden; er sah daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu, und ließ seine Linien nicht einmal ausrücken. Das

Preußische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittag war, waren die Soldaten mit ihren Mahlzeiten beschäftigt. Die Franzosen, die dies in der Ferne sahen, konnten kaum ihren Sinnen trauen; sie hielten es für dumpfe Verzweiflung, in welcher man selbst auf alle Vertheidigung Verzicht thut. Erst um zwey Uhr nach Mittag brachen die Preußen ihre Zelte ab, und setzten sich in Marsch, wobei der General Seydlitz mit der Reiterei voranzog. Die aufs höchste gespannte Erwartung der Franzosen, so schnell und für sie unbegreiflich vereitelt, war die eigentliche Ursache des so geringen Widerstandes und des panischen Schreckens, das diesen Tag so denkwürdig macht.

Seydlitz, dieser große Feldherr, der durch sonderbare Kunst einen Theil der Reiterei zu Centauren gebildet hatte, da Mann und Pferd sich als ein Körper bewegten, und durch Verbindung mit der ganzen Masse erstaunenswürdig sich entwickelnde Bewegungen ausführten, bewährte hier die Vortrefflichkeit seiner Erfindungen. Nachdem er, unter Begünstigung einiger Hügel, die das Unternehmen verdeckten, den rechten Flügel der Franzosen umgangen hatte, kam er mit der Preußischen Reiterei auf einmal hervor, und stürzte wie ein Donnerwetter mit künstlichen Wendungen auf den hoffnungstrunkenen Feind los, noch ehe dieser sich schlachtmäßig aufzureihen Zeit hatte. Was vielleicht nie auf einem Schlachtfelde gesehen war, geschah hier; die leichte Reiterei griff die schwere an, und warf sie über den Haufen. Die Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug, die Französische Gens d'Armerie anzufallen. Weder der angestammte Muth dieser edlen Mannschaft, noch ihre kolossalen Rosse konnten hier entscheiden; sie wurden wie Spreu aus einander gestäubt. Es waren bey dem Französischen Heere auch zwey Oesterreichische Reiter-Regimen-

ter;

ter; diese versuchten einige Augenblicke Stand zu halten, aber vergebens. Alles wurde zurückgeworfen. Soubise ließ das Reserve-Corps vorrücken; allein kaum zeigte es sich, so wurde es auch aus dem Felde geschlagen. In eben dieser Zeit rückte das vorher so ruhig gebliebene Preußische Fußvolk plötzlich in Schlachtordnung an, und empfing das Französische mit einem entsetzlichen Kanonen-Feuer. Hierauf folgte ein regelmäßiges Musketen-Feuer, wie bey Musterungen.

Die Französischen Fußleute sahen sich nun von ihrer Reiterei verlassen, und von den Preußen vermöge einer geschwinden Schwenkung in die rechte Seite angegriffen. In dieser bedrängten Lage hielten sie nur ein dreimaliges Feuer von den Preußen aus, und warfen sich dann mit Ungestüm auf ihren linken Flügel, der einen in der höchsten Unordnung befindlichen ungeheuren Menschenklumpen darstellte. In dieses Gewirre stürzten einige Preußische Reiterschaaren, und wütheten entsetzlich. Ein sonderbarer Umstand gab hiezu die Veranlassung. Man hatte diesen Reitern, die größtentheils in der Mark Brandenburg zu Hause gehörten, den Tag zuvor erzählt, daß die Franzosen sich vorgesetzt hätten, ihre Winter-Quartiere in der Mark Brandenburg zu nehmen. Die Idee eines solchen Besuchs war für sie empörend. Als daher die vor der Reiterei fliehenden Franzosen Quartier! riefen, und dies nach Deutscher Mundart aussprachen, hielten die Preußen dies Bittwort um ihr Leben für ein Gespötte, und deuteten es auf die erwähnten Winter-Quartiere in ihrem Vaterlande; sie schrieen daher bey ihren Schwertstreichen: „Ja, wir wollen euch Quartier geben!" Viele verloren durch dies Mißverständniß ihr Leben, bis andre, mit der Deutschen Sprache bekannt, und durch die Erwiederung belehrt, endlich das Wort „Par-

don brauchten, das denn auch bey den Reitern seine Wirkung that.

Es war sechs Uhr des Abends, und schon ganz dunkel. Die wohlthätige Finsterniß rettete den Rest dieser sonst dem Untergang gewidmeten großen Menschenschaar. Vergebens versuchte Soubise Französische auf falscher Lehre beruhende Versuche. Seine Folardschen Colonnen wurden mit leichter Mühe aus einander gesprengt, und nichts blieb übrig als eine Flucht. Die Franzosen sowohl als die Reichssoldaten warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können. Nur einige Schweizer-Regimenter fochten noch eine Zeitlang, und waren die letzten auf dem Schlachtfelde.

Die so furchtbare Französische Geschützmacht war auch an diesem merkwürdigen Tage sehr unthätig gewesen, ungeachtet sich ihr Oberhaupt, der berühmte Graf Aumale, und der ebenfalls berühmte Oberst Briot, persönlich bey diesem Heere befanden. Sie hatten hundert Officiere, und mehr als tausend Artilleristen bey sich, womit sie Wunder zu thun versprachen; denn sie rühmten sich, daß, wenn auch ihre große Armee die Schlacht verlöre, sie solche mit ihrem Kanonenfeuer allein wieder gewinnen wollten. Der Sieg war indessen so geschwind entschieden, daß die Ueberwundenen selbst nicht einmal auf die Ehre eines starken Widerstandes Anspruch machten, sondern sich mit einem panischen Schrecken entschuldigten; dabey unterließen die Franzosen jedoch nicht, den Reichstruppen alle Schuld beyzumessen.

Nur sieben Bataillone Preußen konnten dem Feinde ihr Feuer zeigen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der den rechten Flügel führte, und zehn Bataillone bey sich hatte, kam gar nicht zum Schlagen; denn die ihm gegenüber stehenden Reichstruppen liefen gleich bey den ersten

Kanonenschüssen davon. Durch diese mit Schande bezeichnete Flucht wichen sie der Schlacht aus, und überließen die Ehre oder Unehre dieses Tages ganz den Franzosen, die, auch abgesondert von ihren Bundesgenossen, allein fast doppelt so stark wie die Preußen waren. Die Schlacht dauerte nur anderthalb Stunden, und kostete den Franzosen 10,000 Mann, von denen auf dem Schlachtfelde 7000 zu Gefangenen gemacht wurden. Einige tausend andere fielen auf der Flucht in Preußische Hände, oder wurden niedergesäbelt. Viele sprangen in die Saale, um den sie verfolgenden Husaren zu entkommen. Das panische Schrecken war unter ihnen so groß, daß sich ganze Haufen einzelnen Reitern ergaben. In Reichartswerben nahmen zwey Dragoner über hundert Mann gefangen, die sich in einem Garten verborgen hatten. Die fliehende Reiterei warf ihre Harnische und großen Reiterstiefeln von sich, so daß man damit die Straße nach Erfurt wie besäet fand. Der Französische Hof, der dem Marschall Estrées nach seinem Siege bey Hastenbeck den Oberbefehl genommen hatte, machte das Sonderbare dieses Tages dadurch vollkommen, daß er dem Prinzen Soubise für seine Niederlage bey Roßbach den Marschallstab ertheilte.

Schwerin starb einige Monate zu früh, nicht so glücklich, diesen Preußischen Hochsieg zu erleben. Nach seiner oft geäußerten Meinung, die zum Theil auf alten Vorurtheilen beruhte, war es nur ein Sieg über die Franzosen, der den kriegerischen Ruhm der Preußen krönen konnte. — Viele einzelne Züge vermehren die Merkwürdigkeit dieses Tages. Der König fand auf dem Wahlplatz einen Französischen Grenadier, der sich gegen drey Preußische Reiter wie ein Rasender vertheidigte, und sich nicht ergeben wollte. Friedrichs Befehl machte diesem ungleichen

Kampf ein Ende. Er fragte den Grenadier, ob er sich denn unüberwindlich glaube. Dieser antwortete: „Ja, „Sire, unter Ihrer Anführung.“ Der König ging auf dem Schlachtfelde herum, und tröstete die verwundeten Französischen Officiere, von denen er viele dem Namen nach kannte. Er sagte unter den schmeichelhaftesten Lobreden auf ihre Nation: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Fran„zosen als meine Feinde zu betrachten.“ Mehr bedurfte es nicht, den Edelmuth der unglücklichen Krieger zu beleben, die, gerührt durch diese Herablassung, ihn als den vollkommensten Eroberer begrüßten, der nicht zufrieden, ihre Körper bezwungen zu haben, nun auch ihre Herzen erobert hätte. Die Beute der Preußen war sehr groß. Unter andern fielen eine Menge Ludwigskreuze den Preußischen Husaren in die Hände, die sich damit schmückten. Es wurden drey und sechzig Kanonen, und zwey und zwanzig theils Fahnen theils Standarten erobert. Die vereinigten Heere hatten 3560 Todte und Verwundete, die Preußen aber nur 91 Todte und 274 Verwundete. Unter den letztern befanden sich auch der Prinz Heinrich von Preußen und der General Seydlitz, welcher seine Person nie schonte; und so sehr wirkte das Beyspiel dieses Feldherrn, daß selbst der Feldprediger seines Regiments, Balke, mit in den Feind einhieb. Ein so wohlfeiler und dabey so vollkommener Sieg gegen ein kriegerisches Volk war in der neuern Geschichte ohne Beyspiel. Die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange; denn es war kein Rückzug, sondern eine Flucht in der höchstmöglichen Verwirrung.

Alle Deutsche Völkerschaften, groß und klein, ohne Rücksicht auf Partey, Reichsbeschlüsse und eigene Zwecke, waren mit diesem Siege über die Franzosen zufrieden, und

betrachteten ihn als einen National-Triumph. Der Haß zwischen benachbarten Völkern durch Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und Sitten, durch zahllose Eigenheiten, und noch mehr durch beständige Kriege gewöhnlich, war nicht allein die Ursache dieser Völkerstimmung, die mehr oder weniger bey allen Europäischen Nationen ohne Ausnahme, selbst den von Frankreich entlegenen, sich zeigte. Die Deutschen aber hatten außer den Gründen, die andere Völker dazu vermochten, noch weit mehr Bewegungsgründe zu diesem Nationalhaß. Die bey den Franzosen gewöhnliche laute Verachtung des Deutschen Namens, des Deutschen Verdienstes, der Deutschen Geisteskraft und der Deutschen Sprache; die Bethörung Deutscher Herrscher, großer und kleiner, von unwissenden Französischen Schwätzern, die sich in die Gemächer der Fürsten drängten, ihre Rathgeber, und dadurch nur zu oft die Geißel der Staaten wurden, sich leiten und täuschen zu lassen; dies hatte seit einigen Menschengeschlechtern den fruchtbaren Saamen des Hasses ausgestreut, der selbst bey den sanftmüthigsten edelsten Menschen tiefe Wurzel fassen mußte. Denn nichts war gewöhnlicher, als Deutsche Staatsdiener jedes Ranges zurückgesetzt zu sehen, um Französischen, der Landessprache unkundigen Landstreichern Platz zu machen, die ihre Lumpen geschwind ablegten, sich bereicherten und dann, die Deutschen verspottend, nach Hause zogen. Traten verdienstvolle Deutsche Gelehrte und Künstler mit den Ergebnissen ihres Fleißes auf, so wurden sie von Deutschlands Fürsten mit einem kalten Dank, höchstens mit einer Schaumünze, am gewöhnlichsten aber mit gar nichts belohnt, dahingegen man minder wichtige Werke dieser Art von Franzosen mit Bewunderung aufnahm, und mit ansehnlichen Geldsummen erwiederte; Französische Gaukler aber erhielten für ihre Possen

Diamanten. Selbst geizige Fürsten waren hier verschwenderisch. Auch so gar bey den Heeren eines Volks, das seit Jahrtausenden ohne fremden Beystand zu siegen wußte, und allein von allen je vorhandenen großen Nationen der Erde nie überwunden ward, hatten die Franzosen sehr oft den Vorzug. Der Deutsche Pöbel, mit den Verdiensten der Französischen Nation unbekannt, nahm nur auf diese Vorliebe ihrer Herrscher Rücksicht, auf die von den ihrigen abweichenden Sitten der Franzosen und auf die allgemeinen Klagen aller Provinzen Deutschlands. Daraus entstand natürlich ein mit der größten Verachtung gepaarter Haß. Bey den aufgeklärten Deutschen aller Stände hingegen fand man, je nachdem sie unterrichtet, nichts von dieser Verachtung, vielmehr eine entschiedene Hochachtung für die hohe Bildung dieses großen Volks; desto tiefer aber fühlten diese den Schmerz, von den Franzosen so unverdient herabgewürdigt zu werden, und dies war mehr als alles andere die Quelle ihres Hasses. So dachten in allen Kreisen Deutschlands hohe und niedrige Stände, nur eine Anzahl nachäffender Höflinge ausgenommen, obgleich sie selbst der Hauptgegenstand des Französischen Spottwitzes waren. Diese Volksstimmung äußerte sich allenthalben, und erstickte oft alle anderen Betrachtungen. Man sah ein merkwürdiges Beyspiel davon selbst auf dem Schlachtfelde bey Roßbach. Ein Preußischer Reiter, im Begriff einen Französischen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblick, da er die Hand anlegen will, einen Oesterreichischen Cuirassier hinter sich mit dem Schwert über seinem Kopf. „Bruder Deut„scher! ruft ihm der Preuße zu, laß mir den Franzosen." „Nimm ihn;" antwortete der Oesterreicher, und eilte davon.

Unter allen menschlichen Handlungen ist keine ernsthaf-

ter als eine Schlacht, wo Menschen einander zu tausenden morden; und überdies haben alle gebildete Völker längst den Grundsatz angenommen, selbst bey ihren Feinden, das Unglück im Kriege, für welches weder vortreffliche Heerführer noch tapfre Krieger sichern, ohne Spott zu betrachten. Die Schlacht bey Roßbach aber wurde von Freunden und Feinden wie eine lustige Posse betrachtet, und die Franzosen selbst waren hiebey nicht die letzten, nachdem die erste Betäubung vorüber und die Hofleute ihre Verlegenheit, die Günstlinge ihre Schaam, und alle guten Bürger ihren Unwillen gezeigt hatten. Soubise, den man zu Versailles auf Kosten seiner Truppen rechtfertigen wollte, erhielt sogar vom König Ludwig ein Trostschreiben; dennoch wurde er öffentlich verspottet, und die Pariser Witzlinge hörten nicht auf, Stichelgedichtchen und Gassenlieder auf ihn und seine Soldaten zu machen. Jedoch andere Vorfälle in dieser nach neuen Gegenständen dürstenden Hauptstadt Frankreichs verschafften dem gedemüthigten Feldherrn endlich wieder Luft. Man vergaß in Paris nach und nach die lächerliche Niederlage. In Deutschland aber blieb sie in frischem Andenken, und das Wort Roßbach tönte noch viele Jahre nachher, vom Baltischen Meer bis zu den Alpen, ohne Ansehen des Standes allen Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte.

Die große Vorliebe Friedrichs für dieses Volk, die sich bey dieser Gelegenheit so auffallend zeigte, konnte den Spott nicht schwächen. Es waren einige hundert Französische Officiere gefangen worden; diesen wurde Berlin zum Aufenthalt angewiesen, wobey man ihnen gestattete, nach Hofe zu kommen. Nur sehr wenige unter ihnen hatten den Hof von Versailles in der Nähe kennen lernen; die meisten befanden sich daher auf dem Königlichen Schlosse zu Berlin

in einer ihnen völlig fremden Region. Hiezu kam die Idee eines Marquis de Brandenbourg, dem man nach dem Ausdruck der galanten Pariser die Ehre anthat, de faire une espece de guerre (eine Art von Krieg mit ihm zu führen). Dies verursachte, daß die Französischen Officiere Roßbach und ihre Gefangenschaft vergaßen, und sich so unanständig in der Residenz betrugen, daß man genöthigt war, sie bald von da fortzuschaffen. Sie wurden nach Magdeburg gebracht.

Hieher gehört folgender Zug: Eine Preußische Hofdame, die im Gemach der Königin einen Französischen Obersten unterhielt, fragte ihn, was er von Berlin dächte. Die Antwort des Franzosen war: „Ich betrachte es wie „ein großes Dorf." Die Dame, durch diese unerwartete Grobheit beleidigt, hatte Gegenwart des Geistes genug, um folgende schöne Antwort zu geben: „Sie haben wohl Recht, „mein Herr, seitdem die Französischen Bauern in Berlin „sind, hat es mit einem Dorfe viel ähnliches; sonst aber „ist es eine recht gute Stadt."

Andere Französische Officiere von feinen Sitten litten bey dieser Aufführung ihrer Landsleute, so daß ihr eignes artiges, zum Theil edles Betragen den widrigen Eindruck nicht auslöschen konnte. Würdige Männer dieser Nation wurden jedoch von den Preußen mit Auszeichnung behandelt. Friedrich selbst gab ein großes Beyspiel davon, da er auf einem Durchmarsch durch Leipzig den schwer verwundeten Französischen General Cüstine besuchte, und ihm sein Mitleiden auf eine so rührende Art zu erkennen gab, daß der halb todte Feldherr sich im Bett emporrichtend ausrief: „Ach Sire! Sie sind größer als Alexander; er quälte „seine Gefangenen, Sie aber gießen Oel in ihre „Wunden."

Die Nachricht von der Schlacht bey Roßbach trug nicht wenig bey, den Gram der Königin von Polen, in deren Seele die stärksten Leidenschaften wütheten, auf's höchste zu steigern. Er brach ihr kummervolles Herz, und wenig Tage nachher fand man sie todt im Bette. Schon lange war sie kränklich gewesen, allein nicht so, daß man ein nahes Ende befürchtete. Sie hatte den Abend zuvor ihre Hofleute voll des tiefsten Grams entlassen, und da diese am nächsten Morgen sich wieder einstellten, war sie nicht mehr. Friedrich verlor an ihr eine unversöhnliche Feindin, die, durch falsche Glaubens-Begriffe verleitet, und ihrem Schwärmereifer Alles gern aufopfernd, nicht wenig an dem großen Kriege Schuld war, der ihre Unterthanen so unglücklich machte.

Von den geschlagenen Französischen und Reichs-Truppen, von denen die Thüringer Bauern noch eine Menge Gefangene einbrachten, war auch keine Spur mehr in Sachsen und den angrenzenden Gauen zu sehen. Den König immer hinter sich wähnend, zerstörten sie alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden, und zerstreuten sich dabey so außerordentlich, daß viele Haufen von ihnen nicht eher als am Rhein Halt machten. Friedrich aber wurde durch die glücklichen Fortschritte der Oesterreicher nach Schlesien gerufen, wohin er mit neunzehn, durch so viele Schlachten geschwächten Bataillonen und acht und zwanzig Schwadronen eilte. Er ließ zwar die Französischen Schaaren unter dem Marschall Richelieu an den Grenzen seiner Staaten zurück; allein in der Hoffnung, den Französischen Kriegsbewegungen bald durch ein Heer Einhalt zu thun, welches sich auf eine unerwartete Art zu bilden anfing.

Pitt, einer der außerordentlichsten Menschen, die je das Ruder eines mächtigen Staats führten, war jetzt in den Brittischen Königsrath getreten, welchen er durch seinen

alles umfassenden Geist, eben so wie das Haus der Gemeinen ganz nach seinem Willen lenkte. Er hielt die Uebergabe bey Kloster-Seeven für einen Schandfleck des Englischen Namens, der vernichtet werden müßte, und rieth dem Könige Georg, seine Verbindungen mit den Deutschen Fürsten genau zu erfüllen, ein Brittisches Heer nach Deutschland zu schicken, sich von Friedrich einen Heerführer auszubitten, und diesen Monarchen auch durch Hülfgelder zu unterstützen. Alles dies geschah.

Die Franzosen gaben König Georg dem Zweyten selbst die beste Gelegenheit, den berüchtigten Vertrag zu brechen, der ohnehin weder von ihm, noch vom Könige von Frankreich genehmigt worden war. Es hieß auch, da er ohne Wissen und ohne alle Theilnahme des Englischen Cabinets geschlossen worden, so könnte er nicht als ein Schritt der Krone angesehen werden. Man hatte sich nach diesem Vergleich in Hannover mit einer Art Theilnahmlosigkeit geschmeichelt, allein man fand sich sehr betrogen. Das Land wurde ganz wie ein erobertes behandelt, und auch so in den Französischen Befehlen genannt. Richelieu erpreßte nicht allein große Brandschatzungen und Lieferungen aller Art für seine Truppen, und ungeheure Summen für sich selbst, sondern man schickte sogar einen Haupt-Pächter aus Paris, um das ganze Churfürstenthum Hannover nach Französischer Art in Pacht zu nehmen, und methodisch auszuplündern. Dieser Pächter war zugleich zum Pachtmeister der andern Deutschen Länder bestimmt, die man noch erobern würde. Ein sonderbares Gebot des Königs von Frankreich vom 18ten October 1757 zeigte diese Bestimmung an, der zu Folge der Franzose Gautier seine Pachtbude in Hannover aufschlug. Alle diese Vorfälle trieben die Hannoveraner fast zur Verzweiflung. Georg aber liebte sein Churfürsten-

thum mehr, als seine Königreiche; die Großmuth des Brittischen Parlaments kam ihm zu Hülfe, und nun wurden nachdrückliche Entschlüsse gefaßt.

Man hatte immer in England den Vertrag als gebrochen betrachtet. Die Schlacht bey Roßbach gab der Sache vollends den Ausschlag. Die bisher zerstreuten Hannöverschen Schaaren wurden nun zusammengezogen, und der lang unschlüssige Landgraf von Hessen endlich vermocht, seine Mannschaften zu ihnen stoßen zu lassen, da die Franzosen ihm zu außerordentlichen Beschwerden Anlaß gaben. Er wollte anfangs dem Vertrage von Kloster-Seeven getreu bleiben, und rief seine Truppen zurück. Auch war ihr Heeresweg schon angeordnet, allein Richelieu's Forderung veränderte seinen Entschluß. Er wollte nämlich diese Truppen entwaffnet wissen, und weigerte sich, ohne diese Bedingung ihnen den Abzug zu gestatten. Vergebens berief sich der Landgraf darauf, daß seine Soldaten frey, bewaffnet, und mit allem versehen, nicht als Kriegsgefangene zu betrachten wären, denen man ihre Waffen nach Willkühr nehmen könnte. Der Herzog von Cumberland schrieb deshalb auch an den Französischen Feldherrn, und der Dänische Gesandte, Graf Lynar, unter dessen Vermittelung der besagte Vertrag geschlossen war, begab sich ins Französische Haupt-Quartier. Er schlug vor, daß zur Beruhigung des Französischen Hofes die Hessischen Truppen in Holstein, als ein neutrales Land, verlegt werden sollten. Der Landgraf war damit zufrieden, und Richelieu schrieb deshalb nach Versailles; allein die Französischen Minister schlugen diese Auskunft rund ab, und bestanden auf Entwaffnung.

Der Englische Hof machte diesem Streit durch die Erklärung ein Ende, daß er sich von dem fernern Unterhalt der Hessischen Truppen gänzlich lossagte, wenn der Land-

graf sie nicht der Verwendung des Königs von Groß-Britannien sofort überlassen wollte. Die Franzosen hoben endlich alle noch übrigen Bedenklichkeiten, da sie die Weigerung, die Hessischen Truppen zu entwaffnen, einen Bruch des Vertrages nannten; sie schrieben daher Kriegessteuern in Hessen aus, und machten ein Verzeichniß von allen dem Landgrafen zugehörigen Pallästen, Gebäuden, Landgütern, ja selbst von den beweglichen Geräthschaften; ferner mußte ihnen ein Verzeichniß aller Landes-Einkünfte übergeben werden, wobey der Herzog von Ayen, als befehligender Französischer Feldherr, ausdrücklich erklärte, daß man sich an keine Verträge weiter binden würde, und daß nichts als das Recht des Stärkern allein gelten sollte. Dieses Recht hatten die Franzosen hier längst ausgeübt, und dennoch trieb der in Marburg Befehl habende Graf Vauban seinen Spott so weit, daß er in einer Erklärung unter dem 22sten August sich der Worte bediente: „Die Hessen „haben Ursache, mit der Art, wie man mit dem „Lande zu verfahren gütig genug ist, zufrieden „zu seyn." Die demüthigsten Vorstellungen von Seiten der Regierung erbitterten diesen Feldherrn so sehr, daß er erklärte, er müsse die Minister in Cassel als Empörer gegen seinen König betrachten; ja er nannte sie in seinen gedruckten Erklärungen höchst strafwürdig, weil sie am heiligen Ludwigs-Feste ihm keine Abgeordneten zum Glückwunsch geschickt hatten.

Der Landgraf zögerte nun nicht lange, er überließ seine 12,000 Hessen Georgs Willkühr, und stellte sich dadurch ganz der Wuth der Franzosen bloß. Es wurde ein Eilbote aus dem Französischen Haupt-Quartier mit den fürchterlichsten Drohungen an ihn abgeschickt, die man erfüllen wollte, wenn die Zurückziehung nicht sogleich erfolgte. Es hieß: „das Residenz-Schloß in Cassel sollte in die Luft gesprengt,

„die Stadt in Brand gesteckt, und das ganze Land mit „Feuer und Schwert so verwüstet werden, daß es Jahr„hunderte lang eine Einöde darstellen würde." Der Landgraf verachtete diese Drohungen, und entfernte sich; und nun nahmen die entsetzlichen Erpressungen ihren Anfang. Es war dabey äußerst befremdend, daß auch ein Oesterreichischer Kriegsbeamte, Namens Christiani, in Cassel eintraf, um die Steuern mit den Französischen zu theilen. Es wurden sogar Befehle gegeben, daß jedermann innerhalb vier und zwanzig Stunden all sein gemünztes Gold und Silber ausliefern sollte. Die Zeughäuser wurden ausgeräumt, und die darin befindlichen Fahnen, Pauken und andre Siegeszeichen, die die braven Hessen in ihren mannigfaltigen Kriegen unter so vielen Himmelsstrichen erbeutet hatten, zu Asche verbrannt.

Der Vertrag von Kloster-Seeven, der nur zehn Wochen gedauert hatte, wurde nun förmlich für nichtig erklärt. Indessen bildete sich das Heer der Verbündeten. Zu den Hannoveranern und Hessen waren nun auch Braunschweigische Truppen gekommen. Da die Reiterey mit dem Fußvolk in keinem rechten Verhältniß stand, so stießen noch einige Regimenter Preußischer Reiter dazu. Friedrich konnte nur wenige Soldaten zu dieser Schaar hergeben, allein er gab ihr einen Anführer, der ein ganzes Heer werth war. Dies war der Herzog Ferdinand von Braunschweig, einer von den außerordentlichen Menschen, die erhabene Talente, Größe des Geistes und Edelmuth des Herzens in einem seltenen Grade vereinigen, und das Menschengeschlecht verherrlichen. Er langte gegen Ende des Novembers in Stade an. Hier fand er alles in großer Verwirrung; das Heer klein, an vielen Kriegsbedürfnissen Mangel leidend; der Muth der Soldaten gesunken, die Hessen zerstreut, die

Braunschweiger auf dem Punct sich zu entfernen und in Französischen Sold zu treten. Dies war der Wille des für sein Land besorgten Herzogs, der erst in ihre Entwaffnung, hernach aus dringender Furcht selbst in die Verbindung mit Frankreich gewilligt hatte. Der Beistand des Herzogs war daher immer noch sehr schwankend; denn die bestimmtesten Befehle zum Abzug seiner Mannschaft waren bereits gegeben, allein die Soldaten hatten nicht große Lust zu gehorchen, am wenigsten der Erbprinz, dem es gleich schrecklich, von der Bahn der Ehre abgerufen zu werden, oder für die Franzosen zu fechten. Er entschuldigte sich gegen den auf's höchste erbitterten Vater, der durchaus seine Truppen und seinen Sohn verlangte. Seine befehligenden Kriegeshäupter, Imhof und Behr, die des Herzogs Ungnade fürchtend, ernstlich auf die Zurückführung der Braunschweigischen Truppen dachten, wurden in Verhaft genommen, und der Marsch unterblieb. Der Vater wurde endlich besänftigt, wozu Friedrichs Siege das meiste beytrugen; denn die 7000 Franzosen, die sich im Braunschweigischen Lande befanden, zogen jetzt ab.

Diese Auferstehung eines fast vernichteten Heeres war den Franzosen höchst unerwartet. Die bisher genossene Ruhe hörte auf einmal auf. Vergebens drohte Richelieu, ganz Hannover in einen Schutthaufen zu verwandeln, und selbst die Königlichen Palläste zu verheeren, wenn man den geringsten feindseligen Schritt unternehmen würde. Ferdinand antwortete sehr lakonisch, daß er die Folgen erwarten und an der Spitze seiner Krieger ihm nähere Erläuterung geben würde. Die Kriegesbewegungen der Verbündeten nahmen gleich darauf ihren Anfang. Einige Französische Schaaren wurden sogleich zurückgetrieben, Lüneburg besetzt, und Harburg nach einer tapfern Gegenwehr erobert. Riche-

lieu ward wüthend, und befahl die Stadt Zelle zu plündern, und die Vorstädte in Brand zu stecken. Man flehte um Verschonung des Waisenhauses; umsonst! Es wurde mit in Asche verwandelt. Die strenge Jahreszeit nöthigte endlich beide Theile, die Winterwohnungen zu beziehen.

Friedrich war indessen nach Schlesien geeilt. Der Herzog von Bevern, der diese Provinz mit 50,000 Mann zu decken versuchte, war unvermögend gewesen, der ganzen Macht Oesterreichs zu widerstehen, die sich zur Eroberung dieses Landes vereinigt hatte. Ein Preußisches Corps, womit der General Winterfeld die Gemeinschaft zwischen Sachsen und Schlesien offen hielt, indem es unweit Görlitz in der Nähe des Bevernschen Heeres postirt war, hatte im September nach einem sehr hitzigen Gefecht mit der weit überlegenen Mannschaft des Generals Nadasti seine Stellung verlassen und sich zurückgezogen. Die Veranlassung dieses Gefechts war die Ankunft des Kaiserlichen Staatsministers, Grafen Kaunitz, bey dem Oesterreichischen Hauptheere im Lager bey Außig, um mit den Feldherren, Prinz Carl von Lothringen und Daun, die ferneren Kriegesplane zu entwerfen. Der General Nadasti, um dem Minister seine Thätigkeit zu zeigen, benutzte die Abwesenheit Winterfelds, der sich in das eine halbe Meile entfernte Bevernsche Lager begeben hatte, und griff dessen Streiter mit sehr überlegener Macht an. Winterfeld eilte den seinen zu Hülfe, die sich verzweifelt wehrten; die Preußen mußten aber endlich die Stellung verlassen, und verloren 1200 Mann. Was diesen Unfall erhöhete, war die tödtliche Wunde des edlen Heerführers, der Friedrichs größter Liebling, und ein Mann von seltenen Talenten war. Noch beym letzten Abschiede sprang der König vom Pferde, umarmte seinen geliebten Feldherrn und sagte: „Bald hätte ich vergessen, Ihm seine

„Vorschrift zu geben. Nur diese weiß ich für Ihn; erhalte „Er sich mir." Winterfeld besaß dabey ein edles Herz, womit er allen vornehmen Neidern trotzte, die ihm eine so ausgezeichnete Königliche Gunst nicht verzeihen konnten. Sein gekrönter Freund, das Heer und der ganze Preußische Königsstaat, alles trauerte um ihn, und betrachtete seinen Tod als einen Volksverlust. Er war es auch, besonders in dieser bedenklichen Lage. Denn Bevern verlor den Muth, vernachlässigte die zweckmäßigsten Lager zur Deckung Schlesiens, schwächte seine Armee um 15,000 Mann, womit er verschiedene Plätze besetzte, und nun zog er sich beständig zurück, mehr als einmal in Gefahr, vom Feinde mit großem Vortheil angegriffen zu werden. Er ging jedoch ohne Verlust über die Oder. Die Oesterreicher folgten diesen Preußen mit ihrer ganzen Macht auf dem Fuße durch Sachsen und Schlesien, und so ging es bis an die Thore von Breslau. In der Nähe dieser Stadt nahm der Preußische Feldherr sein Lager.

Nadasti, zu dem Bayersche und Würtembergische Truppen in Theresiens Sold gestoßen waren, ging nun auf Schweidnitz los, weil die Kaiserlichen ohne den Besitz einer Festung an keine Winterhausung in Schlesien denken konnten. Schweidnitz, durch keine Heeresschaar gedeckt, zeigte überdieß keine schwere Eroberung; auch nahm Nadasti diese Festung, die der Herzog von Bevern sich nicht zu entsetzen getraute, nach einer sechzehntägigen Belagerung, vermittelst eines auf fünf Festwerke zugleich gerichteten Hauptsturms ein, wobey zwey Redouten erobert wurden, und nun schritt der Befehlhaber, General Seers, sogleich zur Unterhandlung. Die Besatzung von 5841 Mann, und vier Feldherren wurden zu Kriegsgefangenen gemacht; dabey fiel eine große Menge von Bedürfnissen aller Art, Geschütz und Kriegs-

geräthe

geräthe, nebst einer Kriegskasse von 355,576 Gulden an baarem Gelde den Kaiserlichen in die Hände. Die Eroberung dieser Festung, die mit 8000 Mann besetzt wurde, erleichterte die Verbindung der Oesterreicher in Böhmen, und nun stieß Nadasti zu dem großen Heer bey Breslau.

Hier hatten sich die Preußen gelagert. Es schien den Oesterreichischen Feldherren rathsam, sie vor der Ankunft des Königs anzugreifen, der mit seiner siegreichen Mannschaft im Anzuge war. Die Schlacht geschah den 22sten November. Das verschanzte Preußische Lager wurde wie eine Festung mit schwerem Geschütz beschossen, das man in Schweidnitz erbeutet hatte, und an fünf Orten zugleich angegriffen. Man focht von beiden Seiten mit großer Tapferkeit. Die Nacht brach ein. Das Schicksal des Tages war unentschieden. Der Herzog, der seit Winterfelds Tode große Unentschlossenheit gezeigt und immer Fehler auf Fehler gehäuft hatte, war besonders jetzt voller Unruhe. Er verwarf den Rath eines nächtlichen Ueberfalls, so wahrscheinlich auch der glückliche Erfolg war; denn die Oesterreicher befanden sich in der größten Unordnung, der sie in der Nacht nicht abhelfen konnten; die Preußen dagegen, die wohl von Verlust, aber von keiner Niederlage etwas wußten, waren in Ordnung, und wünschten sehnlich, den Schlachtkampf zu erneuern. Bey dem ganz betäubten Herzog indessen siegte, nicht die Feigherzigkeit, sondern die berechnende Furchtsamkeit. Mit der Morgenröthe neue Angriffe erwartend, für deren Erfolg er bey der großen Ueberlegenheit des Feindes besorgt war, ging er in der Nacht durch Breslau, dessen Besatzung er verstärkte, und überließ dem Prinzen Carl von Lothringen, Oberheerführer der Oesterreicher, ganz unerwartet das Schlachtfeld. Das Heer der letztern war am Tage der Schlacht über 80,000 Mann stark, die Preußen aber nur

25,000 Mann. Diese zählten 6200 an Todten und Verwundeten, die Oesterreicher 18,000. Von den Preußen waren 3600 gefangen worden, dabey hatten sie achtzig Kanonen verloren. Zwey Tage nachher wurde der Herzog von Bevern selbst bey Untersuchung des Feindes gefangen. Er hatte keine Bedeckung bey sich, daher ein großer Verdacht auf ihm ruht, daß er sich dieses Schicksal freywillig zugezogen, um der unmittelbaren Verantwortung des Vorgefallenen zu entgehn.

Die Oesterreicher betrauerten unter ihren Todten am meisten den Obersten, Baron Veltez, einen Mann von großem Genie. Sein Verlust gab dem Feldmarschall Daun Gelegenheit, einen beym Kriegerstande höchst seltenen Edelmuth zu zeigen, der eine große Seele beurkundet. Bey der Nachricht von Veltez Tode rief dieser Feldherr wehmuthsvoll aus: „Wir haben einen Mann verloren, der zur Anführ„rung von Heeren geboren war; und ich schäme mich nicht „zu sagen, daß er mir am Tage der Kolliner Schlacht „seinen Rath ertheilt, und ein glückliches Werkzeug meines „Sieges gewesen ist.“

Der General Kyau übernahm nun die Leitung der Preußen, und führte die Reste des geschlagenen Heeres dem Könige entgegen. Die Folge dieses Rückzugs war die Einnahme von Breslau. Der Befehlhaber, General Lestwitz, hielt jetzt alles für verloren, und betrachtete daher eine gute Uebergabe als ein Glück. Die Stadt wurde also ganz ohne Vertheidigung übergeben, und der 3000 Mann starken Preußischen Besatzung ein freyer Abzug gestattet; die meisten dieser Soldaten aber traten sogleich in Kaiserliche Dienste. Friedrich war mit dem Verhalten des Befehlhabers, der sich sonst als ein tapfres Kriegeshaupt gezeigt hatte, so übel zufrieden, daß er ihn

mit Festungshaft bestrafte. Die Kaiserlichen machten hier eine ungeheure Beute an Mundvorrath und Geschütz, vorzüglich aber an Schießbedarf; denn Zeughäuser und Magazine waren hier angefüllt bis zum Ueberfluß, den der kurze Aufenthalt der Bevernschen Schaar in dieser Gegend nicht sehr vermindert hatte.

Schlesien schien nun für den König von Preußen so gut wie verloren zu seyn. Nie, in allen Preußischen Feldzügen, hatte Oesterreichs Glück auf solcher Höhe gestanden. Die Kaiserlichen glaubten sich jetzt zu den größten Erwartungen berechtigt; sie hatten eine Schlacht gewonnen, zwey Festungen erobert, die Hauptstadt des Landes im Besitz, eine ungeheure Armee, um das Eroberte zu behaupten, und daher die besten Aussichten, den Krieg in kurzer Zeit nach Wunsch zu endigen. So war die Glückslage der Oesterreicher am Ende des Novembers. Der eingebrochene Winter schien allen ferneren Unternehmungen der Preußen ein Ziel zu setzen, und man dachte schon ernstlich auf Winterwohnungen, als sich das ganze Schauspiel auf einmal zum Erstaunen Europa's veränderte. Das Anrücken Friedrichs wurde von den Kaiserlichen als der letzte ohnmächtige Versuch eines Verzweiflungsvollen betrachtet, und seine kleine Schaar von ihnen mit dem Namen der Berliner Wachtparade bezeichnet. Die Preußisch gesinnten Schlesier waren ganz ohne alle Hoffnung, und die Oesterreichisch gesinnten ohne alle Besorgniß.

Von dieser Volksmeinung gab der Fürst Schafgotsch, Bischof von Breslau, selbst ein auffallendes Beyspiel. Friedrich hatte diesen Priester zum Fürsten erhoben, zum Bischof ernannt, und überhaupt mit Wohlthaten überhäuft. Er war in Potsdam sehr oft ein Gesellschafter des Monarchen gewesen, und hatte den schwarzen

Adler-Orden erhalten, womit Friedrich von seinen ersten Regierungsjahren an bis an seinen Tod nichts weniger als freygebig war. Alles dieses vergaß der Undankbare, der seinen Wohlthäter ganz für verloren hielt, und sich bey seinen Feinden einschmeicheln wollte. Die gemeinsten Regeln der Klugheit und Anständigkeit aus den Augen setzend, schimpfte er auf den König, riß sich den Adler-Orden ab, und trat ihn mit Füßen; eine Handlung, welche die Kaiserlichen Feldherren selbst empörte, und ihm die verächtlichsten Verweise zuzog. Er flüchtete bald nachher nach den Böhmischen Gebirgen, um dort seine Schande zu verbergen. Später begab er sich nach Wien, wo ihm die Großen mit Verachtung begegneten, und Theresia sowohl als der Kaiser Franz, die sein Benehmen höchst mißbilligten, ihm nicht nicht einmal einen Zutritt gestatteten. In Rom, wo er wegen seiner freyen Sitten längst verhaßt war, fand er auch weder Schutz noch Mitleiden, und so durchlebte er den traurigen Rest seiner Tage, bis er sie einige Jahre nachher in Böhmen als ein Verbannter endigte.

Die Jesuiten betrugen sich klüger; sie schienen von Friedrichs Glück eine bessere Meinung zu haben; denn die in der Schlacht verwundeten Preußen fanden in ihnen thätige Freunde. Sie nahmen die Unglücklichen in ihr ungeheures Collegium auf, das Tausende fassen konnte, und pflegten sie mit Sorgfalt; eine Handlung, die von der Klugheit erzeugt, hier unter dem Denkmantel der Menschenliebe ausgeübt wurde. Auch hatte diese Großmuth ihre Grenzen, und wurde daher von Friedrich wenig geachtet.

Es waren von den Eroberern schon viele Verordnungen zur Regierung des Landes gemacht worden. Gefangene Preußische Soldaten, die geborne Schlesier waren, hatte man frey nach Hause gehen lassen, und eine Menge Beamten

schon der Kaiserin Maria Theresia gehuldigt, als die Berliner Wachtparade, nach dem Ausdruck der Oesterreicher, sich der Hauptstadt Schlesiens näherte.

Die immer zunehmende Kälte im Anfang des Decembers zeigte die Nothwendigkeit, in die Winterwohnungen zu gehen. Ein andrer Feldherr, als der Sieger von Roßbach, hätte sich bey dieser rauhen Jahreszeit in Erwartung des künftigen Feldzugs begnügt, das rechte Ufer der Oder zu behaupten, Glogau zu beschützen und Sachsen zu decken. Friedrichs Entwürfe aber waren ganz anders. Er wollte durchaus ohne Verzug Schlesien befreyen. In zwölf Tagen war er von Leipzig bis an die Oder vorgerückt, und hatte hier die geflohene Bevernsche Schaar auf dem Marsch an sich gezogen. Man kam dem Feinde immer näher, der sich bey Breslau verschanzt hatte. Entschlossen ihn anzugreifen, wenn er auch auf dem Gipfel der höchsten Gebirge gelagert seyn sollte, rief der König nun die Feldherren und Stabshauptleute zusammen, und hielt eine kurze, aber sehr nachdrückliche Rede. Er stellte ihnen seine unglückliche Lage vor, erinnerte sie an die Tapferkeit ihrer Vorfahren, an das Blut der gefallenen Krieger ihres Volks, das sie rächen müßten, und an den Ruhm des Preußischen Namens; dabey äußerte er sein festes Vertrauen auf ihren Muth, ihren Diensteifer und ihre Vaterlandsliebe, da er den Feind jetzt angreifen, und ihm seine Vortheile wieder entreißen wollte. Durch diese feierliche Rede flammte er den Muth seiner Krieger bis zur Begeisterung an; einigen stürzten die Thränen aus den Augen; alle wurden gerührt. Die vornehmsten Feldherren antworteten im Namen des heldenherzigen Haufens, und versprachen dem König mit kurzen aber vielbedeutenden Worten, zu siegen oder zu sterben. Diese Stimmung des Geistes verbreitete sich bald durch das ganze

Preußische Heer; und da man nun überdieß hörte, daß die Oesterreicher ihre höchst vortheilhafte Stellung, deren Angriff nur Verzweiflung rechtfertigen konnte, verlassen hätten, und den Preußen entgegen kämen, so hielten diese den Feind schon so gut als besiegt.

Dies Entgegenrücken wurde von den Oesterreichischen Feldherren in einem großen Kriegsrath beschlossen. Daun und Serbelloni hielten ein behutsames Verfahren, um die vielen wirklich erlangten Vortheile zu behaupten, jetzt für nöthiger als jemals. Die Sicherheit, die ein überaus festes Lager an der Seite einer reichlich versehenen Festung gegen eine sehr geschwächte darbende Schaar gewährte, stand mit dem ungewissen Ausgang einer Schlacht auf freyem Felde in keinem Verhältniß. Es war kein Kampf erforderlich, das Erlangte wenigstens diesen Winter hindurch zu behaupten. Nichts nöthigte zu einer Schlacht. Der Stolz der andern Heerführer aber überstimmte diese Klugheit. Sie sagten: „Es ist unter der Würde unsrer siegreichen Waffen, „stehen zu bleiben." Zu ihnen gesellten sich die Schmeichler, die dem Prinzen von Lothringen vorstellten, daß es nur von ihm abhinge, durch eine Schlacht, deren glücklicher Erfolg gar nicht bezweifelt werden könnte, den Krieg auf einmal zu endigen. Diese Meynung, die besonders Luchesi, einer der vornehmsten Generale, vertheidigte, behielt die Oberhand, und so groß war die Sicherheit des Prinzen und der andern erfahrnen Feldherren, daß man die Feldbäckerey nicht, wie gewöhnlich, im Rücken der Armee, sondern vorwärts nach der Stadt Neumark verlegte, und sie also dem König im eigentlichsten Verstande entgegen schickte. Friedrich, der schon bey Parchwitz das kleine Corps des Kaiserlichen Generals Gersdorf angegriffen und zerstreut hatte, war bey seiner Ankunft in Neumark über diesen Vortrab von Bäcke-

rey erstaunt. Um keine Zeit zu verlieren, mußten die vorziehenden Dragoner und Husaren absitzen, und die Stadt bestürmen, deren man sich auch bald bemächtigte, und 800 Gefangene machte. Nun rückte Friedrich vorwärts.

Es war am 5ten December, als bey dem Dorfe Leuthen diese Schlacht, die größte unsers Jahrhunderts, geliefert wurde. Alles war bey beyden Heeren verschieden. Die von Friedrich angeführten Preußen waren 33,000, die Oesterreicher unter Carl dem Lothringer 90,000 Mann stark. Die letztern voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr riesenhaftes Bündniß und den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die erstern aber voll Zuversicht auf ihre schlachtfertigen Künste und ihren großen Anführer. Bey dem einen Heere, durch die Vorrathskammern in Breslau und die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, herrschte Ueberfluß; bey dem andern war Mangel an vielen Bedürfnissen. Das eine hatte lange Ruhe genossen, das andre hingegen war von angestrengten Tagereisen in der rauhen Witterung abgemattet. Die Oesterreicher waren an diesem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmuth ausgerüstet, die Preußen bis zur Begeisterung gestimmt.

So trafen beide Heere auf einander in einer meilenlangen Ebene, die Friedrich nicht besser hätte wünschen können. Die Oesterreicher, die jetzt zum erstenmal das freye Feld zu einer Schlacht gewählt hatten, standen in unübersehbaren ungeheuren Linien, und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die kleine Schaar der Preußen zum Angriff daher rücken sahen. Nun aber zeigte sich das große Genie Friedrichs. Er wählte die schiefe Schlachtordnung, die den Griechen so manchen Sieg verschafft, vermittelst welcher Epaminondas die bis dahin fast unbezwingbaren Spartaner überwunden; eine Stellung, die zu den Meister-

werken der Kriegskunst gehört, und auf dem Grundsatz beruht, einen großen Theil der feindlichen Schaaren in Unthätigkeit zu erhalten, sie in Verlegenheit zu setzen, mehr Soldaten auf den Hauptpunct des Angriffs zu bringen als der Feind, und dadurch gleichsam den Sieg zu erzwingen. Friedrich machte verstellte Bewegungen gegen den rechten Flügel des Feindes, während seine Absicht auf den linken gerichtet war. Er befahl einem Theil der Linie, eine besondere Kunstbewegung zu machen, welche zwar bei andern Truppen nachgeahmt worden, aber bis auf den heutigen Tag nur von den Preußen mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden kann. Die Art dieser Heeresentwickelung besteht darin, eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben, und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Friedrich erfand diese Stellungsart; sie war durch ihre sehr geschlossenen Glieder, durch ihre Tiefe und durch die Art der Truppen-Bewegung, die nur auf großen Flächen geschehen kann, der Macedonischen Phalanx nicht unähnlich, die in sechszehn Gliedern marschirte und stritt, und viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwert der Römischen Legionen sie vertilgte, und nichts von ihr als der Name übrig blieb. Dieser so gestellte Schlacht-Körper nimmt verhältnißweise nur einen geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne wegen der vermischten Trachten und Fahnen einen höchst unordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur eines Winkes vom Heerführer, so entwickelt sich dieser lebendige Knäuel in der grösten Ordnung, und mit einer Schnelligkeit, die einem reißenden Strom ähnlich.

So griff Friedrich den linken Flügel der Oesterreicher an, und zwar zu eben der Zeit, wo die mit den Preußischen

Schlachtentwickelungen unbekannten Kaiserlichen Feldherren die Bewegungen der Preußen für einen Rückzug ansahen, daher auch Daun zum Prinzen von Lothringen sagte: „sie „marschiren fort; wir wollen sie abziehen lassen." Mehrere Regimenter trugen sicherheitsvoll ihr kleines Feldgeräthe, ihre Brotsäcke, ja selbst die mit ihren Habseligkeiten angefüllten Tornister hinter die Fronte, und legten sie in Haufen zusammen, um sich, nach ihrer Meinung, auf einige Stunden von einer unnützen Last zu befreyen. Die Täuschung aber verschwand bald; man sah mit Schrecken die kunstvolle Annäherung der Preußen, die beide feindliche Flügel zugleich bedrohten. Luchesi, der auf dem rechten die Kaiserliche Reiterei befehligte, verlor seiner Prahlereien im Kriegsrath uneingedenk, den Muth; er glaubte, daß auf ihn der Hauptangriff geschehn würde, und bat dringend um Unterstützung. Daun wollte diese nicht vor der Zeit ertheilen, und erst nachdem Luchesi sich von aller Verantwortung bey einem unglücklichen Ausgang der Schlacht lossagte, wurde ihm ein großer Reiterhaufe vom linken Flügel in vollem Trabe zu Hülfe gesandt, und Daun selbst eilte mit dem Reserve-Corps dahin. Nadasti, der erfahrenste Feldherr des Heers, der den linken Flügel der Oesterreicher anführte, war bald überzeugt, daß sein Flügel das Ziel des Preußischen Angriffs, und die Bewegungen gegen den rechten nur kriegerische Fechterkünste waren. Mehr als zehn hinter einander abgeschickte Boten mußten dem Prinzen Carl die augenscheinliche Gefahr melden. Carl befand sich in der größten Verlegenheit, da die Berichte von zwey seiner vornehmsten Feldherren einander gerade entgegengesetzt waren. Er entschied jedoch für Luchesi, der bald seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand, und Nadasti wurde erst gehört, da es zu spät war.

Indessen geschah der Angriff der Preußen mit solcher Kriegswuth, daß alles auf dem linken Flügel über den Haufen geworfen wurde. Frische Regimenter kamen den geworfenen zu Hülfe, allein man ließ sie nicht einmal sich aufstellen; kaum zeigten sie sich, so wurden sie auch zurückgeschlagen. Ein Oesterreichisches Regiment fiel aufs andre, die Schlachtreihe wurde auseinander gesprengt, und die Unordnung war unaussprechlich. Die Kaiserlichen Panzerträger stellten sich in Schlachtordnung, allein eine Geschützreihe des Feindes brachte sie bald auseinander, da denn die Preußische Reiterei auf sie fiel, und sie gänzlich aus dem Felde schlug. Viele tausend von den Kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schuß kommen, sie mußten mit dem Strom fort. Der stärkste Widerstand geschah in dem Dorf Leuthen, das mit vielen Kaiserlichen Truppen und Geschütz besetzt war. Hiezu kamen große Haufen Flüchtlinge, die alle Häuser, alle Gärten, alle Winkel des Orts anfüllten, und sich verzweifelt wehrten. Endlich aber mußten sie doch weichen. So erschrecklich auch die Unordnung bei dem geschlagenen Heere war, so versuchten dennoch ihre besten Truppen noch einmal unter Begünstigung des Bodens Stand zu halten; allein das Preußische Geschütz schlug sie bald in die Flucht, und die Preußische Reiterei, die auf allen Flügeln einhieb, machte immer Gefangene zu Tausenden. Das Dragoner-Regiment von Baireuth nahm auf einmal zwey ganze Infanterie-Regimenter mit allen Officieren, Fahnen und Kanonen gefangen. Die Oesterreichische Fußmannschaft machte noch einen Versuch, sich auf einer Anhöhe aufzureihen; allein der Preußische General Wedel griff sie in der Seite und im Rücken zugleich an, und nun hatte alle Vertheidigung ein Ende. Nur die einbrechende Nacht und die guten Anstalten Nadasti's, der den Rückzug des linken Flügels

deckte und die Preußen abhielt, sich, ehe es dunkel wurde, der Brücken über das Schweidnitzer Wasser zu bemächtigen, retteten den Rest des Heers vom gänzlichen Untergange. Bey Kollin war es nicht Kriegskunst noch Tapferkeit, sondern die eisenspeienden Schlünde, auf unzugangbare Höhen gestellt, die größtentheils das Schicksal des Tages bestimmt hatten; bey Leuthen aber entschied Kriegskunst und Tapferkeit allein den Sieg. Man machte auf dem Schlachtfelde 21,500 Gefangene, worunter 307 Offiziere waren, und eroberte 134 Kanonen nebst 59 Fahnen. Von den Oesterreichern waren 6500 todt oder verwundet, und 6000 Ausreißer gingen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der Preußische Verlust war 2660 Todte und Verwundete.

Zu der Geschichte dieses Tages gehören einige Züge, welche die Stimmung der Preußen bezeichnen, wie sie dem von allen Völkern und Zungen bewunderten Heldengeist der Griechen und Römer nichts nachgab. Der Bayersche General, Graf Kreit, damals Freiwilliger bei dem Kaiserlichen Heere, stieß auf einen Preußischen Grenadier, dem beide Füße abgeschossen waren; er lag auf der Erde und rauchte, in seinem Blute schwimmend, ganz gelassen Tabak. Der erstaunte Feldherr rief ihm zu: „Kriegscamerad! wie ist es „möglich, daß ihr in eurem schrecklichen Zustande noch ruhig „Tabak rauchen könnt? Der Tod ist euch ja nahe." Der Grenadier nahm seine Pfeife aus dem Munde, und erwiderte kaltblütig: „Was ist daran gelegen! sterb ich doch für meinen König!" Einem andern Preußischen Grenadier wurde beim Aufmarsch ein Bein abgeschossen. Er rafft sich von der Erde auf, und stützt sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke; so schleppt er sich zu einem Standplatz, wo die Heeresmassen vorbey mußten, und hier ruft er mit lauter

Stimme den Soldaten zu: „Brüder! fechtet wie brave „Preußen! Siegt, oder sterbt für euren König!"

Die unmittelbare Folge dieser Schlacht war die Belagerung von Breslau, welches, von dem geschlagenen Heere stark besetzt, jetzt seinem Schicksal überlassen wurde. Man errichtete hier Galgen für diejenigen, die von Uebergabe sprechen würden; allein dieser überspannte Muth verlor sich bald; denn in vierzehn Tagen ging auch diese Stadt über, da die Preußen schon alle Anstalten zum Sturm gemacht hatten, und die Besatzung von dreyzehn Feldherren, 700 Officieren und 18,000 Mann mußte das Gewehr strecken. Hier wurde ein ansehnliches Vorrathshaus, und außer dem zur Festung gehörigen Preußischen Geschütz noch 81 in die Stadt gebrachte Oesterreichische Kanonen und Mörser, ferner eine Menge Proviant-Wagen, 1024 Proviant-Pferde und eine Kriegskasse von 144,000 Gulden erbeutet. Die Generale Ziethen und Fouquet, die die Feinde bis in Böhmen verfolgten, hatten ausserdem noch 2000 Gefangene gemacht und über 3000 Wagen erbeutet, so daß die Oesterreicher in dem kurzen Zeitraum von zwey Wochen an 60,000 Mann verloren, und die Reste ihrer kurz zuvor ungeheuren Armee nur eine Schaar Flüchtlinge darstellten, die ohne Geschütz, Fahnen und Gepäck, von Mangel gedrückt und von Kälte erstarrt, über die Böhmischen Gebirge nach Hause zogen. Als man sie hier sammelte, fand man nur 17,000 Mann.

Der König erfuhr bald den Witz der Oesterreicher über die Ankunft der Berliner Wachtparade. Er lächelte und sagte: „Ich verzeihe ihnen sehr gerne die kleine Sottise, „die sie gesagt, wegen der großen, die sie gemacht haben." Selbst über die Größe seines Sieges verwundert, fragte er den Kaiserlichen General Beck, den er sehr schätzte, und

bald nachher gefangen erhielt, wie es zugegangen sey, daß die Oesterreicher so gänzlich geschlagen worden wären? Beck erwiederte: „Sire, es war unsre Sündenschuld, weil wir es „uns einkommen ließen, Ew. Majestät in Ihrem eignen „Lande die Winterwohnung zu verweigern." Als aber der König im Ernst die rechte Ursache wissen wollte, sagte der Feldherr: „man habe den Hauptangriff auf den rechten „Flügel erwartet, und danach die Anstalten getroffen." „Wie war das möglich?" erwiderte der König; „eine Pa„trolle gegen meinen linken Flügel würde Ihnen sehr bald „meine Absichten entdeckt haben." Auch waren diese Nadasti nicht verborgen geblieben, der von allen Kaiserlichen Heerführern sich allein an diesem Tage als ein erfahrener Feldherr zeigte, und den Rest des Heeres rettete, allein durch die niedrige Eifersucht des Prinzen Carl vom Hofe mit so großem Undank belohnt wurde, daß man nicht einmal seinen, selbst den Feinden ehrwürdigen Namen im Hofbericht von dieser Schlacht erwähnte. Dagegen wollte man, wo möglich, die Ehre des Prinzen in den Augen der Welt retten. Man zeichnete falsche Schlachtplane, legte sie der Kaiserin vor, und verbreitete sie unters Volk. Hiezu kamen die dreisten vom Hofpöbel bekräftigten Behauptungen, daß der Prinz dem König nach der Schlacht zweymal ein neues Treffen geboten, der letztere es aber nicht hätte annehmen wollen. Der Kaiser holte seinen Bruder selbst ein, als er sich Wien näherte; dabey wurde in der ganzen Stadt bekannt gemacht, daß sich niemand bey harter Ahndung unterstehen sollte, von dem Prinzen unanständig zu reden. Ungeachtet dieses Verbots aber wurden witzige und unwitzige Kupferstiche, Gemälde und Satiren auf diesen Heerführer an die Stadtthore, an die Stephans-Kirche, ja selbst an die Kaiserliche Burg angeschlagen. Diese Stimme des Volks

drang jedoch nicht bis zu der nachsichtsvollen, ganz falsch berichteten Theresia, die das Heil ihres Staats, die Ober-Befehlhaber-Würde aller Heere selbst wider den Willen ihres Gemahls von neuem diesem Prinzen anvertrauen wollte. Er selbst aber, dem der Haß und die Verachtung des Volks nicht unbekannt blieben, war gerechter gegen sich, als seine Herrscherin, und reiste nach Brüssel. Eben so gerecht aber war auch Nadasti gegen sich; er, dieser erfahrne Feldherr, den Theresia jetzt am wenigsten entbehren konnte, verließ auf immer das Kriegsheer, das ihn liebte, und den Hof, der ihn haßte, und begab sich nach Ungarn.

Die gröste Kriegsfertigkeit des Königs von Preußen war, begangene Fehler wieder gut zu machen, und erlangte Vortheile aufs möglichste zu benutzen. Die Eroberung des fast verlornen Schlesiens, und mehr als 40,000 Mann Kriegsgefangene, hätten daher dem rastlosen Feldherrn nicht genügt, noch ihn im Laufe seiner Siege aufgehalten, wenn nicht der so weit vorgerückte Winter und der tiefe Schnee seinen fernern Unternehmungen durchaus ein Ziel gesetzt hätten; selbst die Belagerung von Schweidnitz mußte bis zum Frühling verschoben werden. Indessen wurde diese Festung doch eingeschlossen. Die letzte Unternehmung in diesem Feldzug war die Wiedereroberung von Liegnitz, einer der grösten und schönsten Städte Schlesiens, welche die Oesterreicher befestigt, und die Preußen jetzt einschlossen. Eine förmliche Belagerung auf dem beeisten Boden vorzunehmen, zeigt überaus große Schwierigkeiten; hiezu kam, daß die Preußischen Truppen Ruhe und Erholung höchst nöthig hatten. Die 3500 Mann starke Besatzung erhielt daher einen freyen Abzug; allein eine große Vorrathskammer von Kriegsbedarf, eine Anzahl Kanonen und eine Menge Munition mußten sie den Preußen überlassen, die sogleich die aufgeführten

Werke zerstörten, und dadurch die Stadt in ihren vorigen Stand setzten. Die Uebergabe geschah den 29sten December, und krönte also in den letzten Tagen des Jahres diesen so thatenvollen Feldzug.

Friedrich hatte nun die Befriedigung, fast alle seine Staaten wieder von den Feinden geräumt zu sehn. Die Oesterreicher eilten nach den Kaiserlichen Erbländern, um sich von ihrer schrecklichen Niederlage zu erholen; die Russen hatten Preußen verlassen; die Franzosen waren von den Brandenburgischen Gränzen entfernt, und nur im Besitz einiger entlegener Westphälischen Provinzen; die Reichstruppen waren nach Hause geschickt, und die Schweden durch den General Lehwald aus Preußisch-Pommern vertrieben worden; dabey war sogar Schwedisch-Pommern selbst in den Händen der Preußen, die nun auch Mecklenburg in Besitz nahmen, und in Sachsen ruhig Winterwohnungen aufschlugen.

So endigte sich ein Feldzug, der in der ganzen Weltgeschichte ohne Beyspiel ist. In diesem einzigen Jahre wurden, ohne die Menge wichtiger Gefechte, Kanonaden und Scharmützel zu rechnen, sieben Hauptschlachten geliefert und zahlreiche Treffen gefochten, von denen viele in den vorigen Jahrhunderten als Schlachten betrachtet worden wären. Große Feldherren, die zu den seltensten Schöpfungen der Natur gehören, Friedrich, Ferdinand, hatten hier in sehr verschiedenen Gegenden zugleich den Schauplatz des Krieges betreten, und alle Krieger künftiger Zeitalter durch Thaten belehrt. Andre, wie Heinrich, der Erbprinz von Braunschweig, Laudon, hatten hier die Keime ihrer erhabenen Talente entwickelt; noch andre, obgleich minder groß, dennoch in jeder andern Periode allein fähig, den kriegerischen Ruhm eines Volks bey der Nachwelt zu gründen, Seydlitz,

Keith, Fouquet, Etrées, Nadasti, Haddick, Romanzow, Wunsch, Ziethen, Werner, und mehrere berühmte Befehlhaber der verschiedenen Heere hatten zuerst Gelegenheit gehabt, ihre zum Theil außerordentlichen Fähigkeiten zu zeigen. Drey andre Feldherren, jeder durch erkämpfte Siegeskränze ausgezeichnet, und in den Krieges-Jahrbüchern unvergeßlich, Schwerin, Brown und Winterfeld, waren in diesem ewig denkwürdigen Feldzuge gefallen, und hatten durch ihr edles Blut ihre Thaten besiegelt. Ueber 700,000 Krieger waren in Waffen gewesen. Und von welchen Völkern! Nicht weichliche Asiaten, die von jeher mit zahllosen Heeren die Felder bedeckten, und den Griechen, Römern und Britten Anlaß zu auffallenden Triumphen gaben; keine zusammengeraffte Kreuzfahrer, die in ungeheuren Schwärmen wie die Heuschrecken ganze Provinzen überschwemmten, sich ohne alle Kriegskunst herumschlugen, und aus glaubenswüthigem Eifer Menschen mordeten. Nein! es waren alles kriegerische Nationen, die hier auf Deutschem Boden kämpften; keine der hohen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts unwürdig, und einige derselben den tapfersten Völkern der Vorwelt gleich; mehr als eine einzeln fähig, durchs Schwert einem Welttheil Gesetze zu geben.

Die ausserordentlichen Umwälzungen, die in dem kurzen Zeitraum dieses einzigen Feldzugs geschahen, waren nie in irgend einem Kriege erlebt worden; sie boten aller menschlichen Klugheit, Vorsicht und Erfahrung troß, und schienen ganz von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge abzugehn. Man sah im Anfange des Jahres den König von Preußen triumphirend; die Macht der Oesterreicher beinahe vernichtet; ein großes Heer in einer Stadt eingesperrt, und auf dem Punct sich zu ergeben; die Kaiserstadt selbst nicht sicher, und alle Hoffnungen Theresiens fast verloren. Auf einmal sinkt Oester-

Oesterreichs Schale wieder. Die Kaiserlichen siegen, gewinnen Schlachten, und machen Eroberungen; dagegen Friedrich geschlagen, aus Böhmen vertrieben, von seinen Bundsgenossen verlassen, von seinen zahlreichen Feinden auf allen Seiten umringt, sich am Rande des Abgrundes befindet. Aber plötzlich erhebt er sich wieder, um mehr als jemals zu siegjubeln. Die Heere der Russen, der Schweden, die Reichs-Truppen, die Franzosen, die Oesterreicher, werden theils verjagt, theils geschlagen, theils zu Grunde gerichtet; ganze Kriegesmassen werden zu Gefangenen gemacht, und das schon halb eroberte, von einer ungeheuren siegreichen Schaar gedeckte Schlesien mitten im Winter durch einen Schwertstreich wieder gewonnen. Die Russen siegen in Preußen und fliehen; sie lassen viele Tausende ihrer Kranken und Verwundeten zurück, und die geschlagenen Preußen verfolgen sie bis an die Grenzen von Polen. Die kriegerischen Schweden finden bey ihrer Ankunft in Pommern keinen Feind; ihre gemeinen Soldaten geizen nach Gefahren, und ihre Anführer nach Ruhm. Das Schicksal von Berlin ist ganz in ihren Händen. Es geschieht nichts, und bald nachher müssen sie ihre Rettung, entfernt vom festen Lande, auf der Insel Rügen suchen. Das Französische Hauptheer ist im ruhigen Besitz aller Provinzen zwischen der Elbe und Weser und hat keinen Feind vor und neben sich. Auf einmal steigt das verbündete Heer gleichsam aus der Asche hervor. Die Hannoveraner ergreifen die Waffen, Ferdinand stellt sich an ihre Spitze, und der mächtige Feind wird betäubt; er flieht, läßt ansehnliche Vorräthe zurück, und wird fern vom nördlichen weit ausgedehnten Kriegsschauplatz in einen Winkel von Süd-Deutschland gedrängt.

Die Britten hatten bisher nichts von einem Landkrieg hören wollen; allein das für Britanniens Sache verheerte

Hannover und die Thaten Friedrichs, die nirgends lebhafter als bey diesem großmüthigen Volke gewürdigt wurden, veränderten ganz die vorigen Gesinnungen der Engländer. Der König von Preußen wurde ihr Abgott; sie feyerten seinen Geburtstag in London und in den Provinzen, wie die Geburtstage ihrer eigenen beliebtesten Könige; das Parlament bewilligte ihm jährlich 670,000 Pfund Sterling Hülfsgelder; man beschloß, Englische Truppen nach Deutschland zu schicken, und der große Pitt, der jetzt als Minister das Staatsruder in die Hände nahm, und durch die Macht seines Genie's das Brittische Reich als Dictator beherrschte, setzte nun den Grundsatz fest, daß Amerika in Deutschland erobert werden müßte.

Viertes Buch.

(1758.)

Eben die Thätigkeit, die man Preußischerseits im Felde gezeigt hatte, wurde auch im Winter angewandt, um die halb vernichteten Heere wieder herzustellen, und für ihre mannigfaltigen Bedürfnisse zu sorgen. Friedrich, den das Glück jetzt anzulächeln schien, hatte überdieß die Genugthuung, von der Treue der Schlesier mancherley Beweise zu erhalten. Die Einwohner von Breslau waren nicht die letzten, ihm davon Proben zu geben. Nur die Mönche einer Abtey vergaßen sich so weit, zu einer Zeit, da die Stadt nicht nur in Preußischen Händen, sondern der König sogar innerhalb ihren Mauern war, durch öffentliche Gebete den Segen des Himmels für die Kaiserlichen Waffen zu erflehen. Auf die obrigkeitliche Erinnerung an ihre Vermessenheit beriefen sie sich auf einen alten Gebrauch, den ihre mönchischen Vorfahren immer bey den Kriegen der Kaiser beobachtet hätten. Friedrich befahl, diesen alten Gebrauch nicht zu hindern, aber dem Kloster zum Besten der Invaliden-Casse 6000 Reichsthaler abzufordern. Das Geld wurde erlegt, und der Gebrauch hörte auf. Auch der geflüchtete Bischof Schafgotsch zeigte seine Unverschämtheit; sie war so groß, daß er, betroffen über den schleunigen

Glückswechsel der Preußen, der alle seine Pläne zerstörte, in einem Schreiben an Friedrich, worin er von persönlichen Feinden, von falschen Beschuldigungen und von seiner Treue sprach, sich zu entschuldigen versuchte. Der Monarch antwortete ihm unterm 15ten Februar 1758. Der Brief schloß mit folgenden Worten: „Sie werden weder der göttlichen „Rache, noch der Verachtung der Menschen entgehen; denn „so verderbt wie diese auch immer seyn mögen, so sind sie „es doch nicht in dem Grade, daß sie nicht vor Undankbaren und Verräthern einen Abscheu haben sollten."

Theresia hatte im Anfange des Decembers 1757 ganz Schlesien so gut wie erobert, und den Krieg als geendigt angesehn. Die Schlacht bey Leuthen zertrümmerte nicht allein alle diese gegründeten Hoffnungen, sondern vermehrte auch unendlich die bisher mit Mühe überwundenen Schwierigkeiten, die Oesterreichischen Truppen im Felde zu erhalten. Neue Heere mußten jetzt errichtet, von neuem zum Kriege gebildet, und wegen des großen Verlusts an Gepäck und Kriegsgeräthschaften aller Art von neuem wieder ausgerüstet werden. Hierzu waren ungeheure Summen erforderlich, und zwar zu eben der Zeit, da andre Massen von Gold nach Petersburg gesandt werden mußten, um die Russen zum zweytenmal nach dem Königreich Preußen zu bringen. Es fehlte der Kaiserin an allem, besonders an Geld, die Aussicht in die Zukunft schien ihr dunkel, und das nahe Ende des Kriegs sehr zweifelhaft. In dieser Lage wünschte sie Frieden; allein Frankreich, welches nun, von Englands mächtigen Kriegsschiffen bedroht, von allen streitenden Mächten den meisten Eifer zu diesen Mordspielen zeigte, feuerte Theresiens Muth wieder an, belebte ihre Hoffnungen und führte sie auf den verlornen Pfad des Ehrgeizes, den sie sonst so gern wandelte, zurück.

In diesem Feldzuge waren fast alle Heerführer verändert. Schwerin und Brown waren todt, Apraxin saß gefangen, und dem Prinzen Carl von Lothringen, so wie dem Prinzen von Hildburghausen, dem Herzog von Cumberland, dem Marschall Etrées und dem Schwedischen Feldmarschall Rosen, hatte man den Heeresbefehl genommen.

England war immer mit Oesterreich verbunden gewesen, und hatte mehr als einmal diese Monarchie vom Untergange gerettet. Man vergaß aber jetzt in Wien die so gerechte Dankbarkeit, so wie alle politische Rücksicht, und gab nur den Empfindungen des Hasses und der Rache Raum. Es wurde jedoch zwischen beyden Höfen, selbst nach dem Ausbruch des Krieges, noch eine Art von kalter Freundschaft unterhalten; die Vernichtung des Vertrages von Kloster-Seeven machte auch diesem Possenspiele des öffentlichen Scheines ein Ende. Der Kaiserliche Gesandte in London, Graf Colloredo, verließ England, ohne Abschied zu nehmen, und Oesterreich räumte die Niederländischen Festungen und Häfen Ostende und Nieuport den Franzosen ein. Vergebens hatte der aus Preußischer Kriegsgefangenschaft entlassene Kaiserliche Feldherr, Fürst Lobkowitz, seiner Monarchin gemeldet, wie sehr der König zum Frieden geneigt sey. Auch hatten sich in Oesterreich vergebens so viel Hindernisse zur Fortsetzung des Kriegs gezeigt; ihr Entschluß war jetzt gefaßt.

Beyde kriegführende Theile hegten nun neue Hoffnungen und neue Entwürfe; beyde hatten neue Kräfte gesammelt, und so wurde der Feldzug vom Jahr 1758 eröffnet. Die Russen waren die ersten auf der Kriegsbühne. Fermor erhielt jetzt die Anführung und gemessene Befehle, Preußen zu besetzen, welches auch noch mitten im Winter geschah. Friedrich, an dem weitern Vorrücken dieser Feinde jetzt

nicht zweifelnd, fand seine durch so viele Schlachten zusammengeschmolzenen Heere wieder im besten Stande und mit allen Bedürfnissen im Ueberfluß versehen, wünschte, ehe er sich gegen die Russen wandte, etwas Entscheidendes gegen die Oesterreicher auszuführen, und richtete deshalb sein Augenmerk auf Mähren. Man war jedoch in Wien nicht für diese Provinz, sondern für Böhmen besorgt, wo die Truppen noch nicht im marschfertigen Stande waren, und in mehreren Gegenden, besonders im Königsgrätzer Kreise, epidemische Krankheiten herrschten. Ueberhaupt hatten die Kaiserlichen Heere noch nicht die bestimmte Zahl, um mit Nachdruck gegen einen Feldherrn zu handeln, dessen Unternehmungen aller Vorsicht Trotz boten. Die wenigen Oesterreichischen Truppen, die sich bey der Französischen Kriegsmacht befanden, wurden daher zurück berufen, und 10,000 Mann Sachsen, die gleichfalls dahin bestimmt waren, mußten zur Bedeckung von Oesterreich zurück bleiben. In Toscana und in den Niederlanden blieben nur geringe Besatzungen zurück; alle andre Haufen mußten schleunig zum Hauptheere aufbrechen. Im ganzen Kaiserreiche ergingen Befehle zu schleunigen, sehr starken Aushebungen; ja die Besorgnisse in Wien, den König von Preußen trotz den anrückenden Russen vor den Mauern der Kaiserstadt zu sehen, waren jetzt wieder so groß, daß die Einwohner der Distrikte an der Mährischen Grenze Befehl erhielten, beym weitern Vordringen Friedrichs sich zu bewaffnen, wobey der ganze Adel dieses Landes aufsitzen sollte.

Außer allen diesen Maaßregeln waren auch in Mähren die Schwierigkeiten eines Feldzugs weit größer, und der Erfolg weit ungewisser. Friedrich aber wählte diesen Plan vorzüglich. Er machte jedoch den Anfang seiner Unternehmungen mit der Belagerung von Schweidnitz, die er selbst

mit dem Hauptheere deckte. Die Oesterreichische Besatzung dieser Festung, die man den ganzen Winter eingeschlossen gehalten, war bis auf 5200 Mann geschmolzen. Die Laufgräben wurden nun in den ersten Tagen des Aprils bey noch sehr rauher Witterung eröffnet. Die Belagerungsmannschaft, welche der General Treskow kommandirte, war nur 6000 Mann Fußvolk und 4000 Mann Reiterei stark, die wirkliche Dienste thun konnten. Diese geringe Anzahl Soldaten erschwerte die Unternehmung außerordentlich. Es war überhaupt nicht in Belagerungen, worin die Preußischen Waffen den Glanz ihres Ruhmes bewährten; denn Friedrich liebte diese Gattung von Kriegsunternehmungen nicht sehr; hiezu kam seine Sparsamkeit; daher seine geringe Achtung gegen die Ingenieure, von denen der geschickteste Mann kein großes Vorrücken zu hoffen hatte, und wie in andern Dingen dem unwissendsten Infanterie-Officier nachstehen mußte; ferner die unbedeutende Zahl seiner Mineure, die bey seinen Belagerungen nie große Geschützmenge, und der den Artilleristen sparsam zugemessene Schießvorrath. Der Preußische Ingenieur-Oberst Balby führte hierüber in einem Briefe an den König die traurigsten Klagen. Er stellte ihm vor, daß die ganz entkräfteten Soldaten, wenn sie ferner Dienste thun sollten, unumgänglich durch Wohlthaten aufgemuntert werden müßten, und bat daher, ihnen täglich Bier und Fleisch reichen zu lassen. Balby fügte die Worte hinzu: „Um Gottes willen, Sire, sehen Sie hie„bey etwas Geld nicht an." Nach geschehener Erholung rieth er zum Sturm. Friedrich bewilligte beydes. Der Sturm ging vor sich, mit geringem Verlust und dem besten Erfolg. Man erstieg die vornehmsten Forts, und nun wurde die Festung nach einer sechzehntägigen Vertheidigung

den Preußen überlassen, wobey sich die Oesterreichische Besatzung zu Kriegsgefangenen ergab.

Nun kam die Reihe belagert zu werden an Olmütz. Diese Festung war mit einer Besatzung von 8000 Mann und mit allen Bedürfnissen versehen, eine Belagerung lange auszuhalten; hiezu kam ein Befehlhaber, der General Marschall, ein Mann von Erfahrung, von Muth und Entschlossenheit. Man mußte also eine tapfere Gegenwehr erwarten.

Die vielen Schwierigkeiten, die mit einem Einfall in Mähren verbunden waren, wurden noch dadurch vermehrt, daß die nächsten Preußischen Vorrathshäuser achtzehn Meilen von Olmütz entfernt waren; dessenungeachtet wurden alle Hindernisse überstiegen. Der König machte Miene nach Böhmen zu gehen, betrog aber den Feind, und drang in Mähren ein. Die feindlichen Schaaren, welche die Unternehmung hemmen wollten, wurden zurück geschlagen, die besten Stellungen von den Preußen genommen, und die Belagerung förmlich angefangen. Der Commandant machte die wirksamsten Vorkehrungen zur Vertheidigung, verbesserte in der Geschwindigkeit die Festungswerke, vermehrte seinen Vorrath, schaffte die unnützen Einwohner aus der Stadt und ließ die Vorstädte niederreißen. Der Feldmarschall Keith befehligte das Belagerungsheer. Gleich die ersten Maaßregeln der Belagerer aber deuteten auf einen unglücklichen Erfolg. Der Ingenieur-Oberst Balby, ein Franzose, der, wie bey Schweidnitz, so auch hier die Belagerung anordnete, machte dabey die außerordentlichsten Fehler und zog dadurch die ganze Unternehmung in die Länge. Der erste Laufgraben der Belagerer war 1500 Schritt von der Festung; eine Entfernung, die alles Schießen unnütz machte. Man rückte nach und nach, trotz der Ausfälle und des heftigen

Feuers der Belagerten, näher und beschoß die Stadt aus achtzig Stücken Geschütz. Daun kam indessen an, und da die Preußen wegen des Flusses Morava die Festung nicht völlig einschließen konnten, so fand der Oesterreichische Feldherr Mittel, noch 1200 Mann hinein zu werfen. Der König hatte die Ankunft dieses Heeres so bald noch nicht erwartet; daher er bey dessen Anblick voll Verwunderung ausrief: „Da sind ja die Oesterreicher! Sie lernen marschiren."

Die Erfordernisse, eine Belagerung anzufangen und fortzusetzen, sind nach der heutigen Kriegskunst außerordentlich; bey der gegenwärtigen bedurfte man täglich bloß zu Pulver und Kugeln die Ladung von mehr als vierhundert Wagen. Die Zufuhr des Mundvorraths und andrer Bedürfnisse für die Preußen wurde auch beständig in kleinern und größern Sendungen fortgesetzt. Sie kamen fast alle glücklich an; allein die Belagerung erforderte weit mehr; besonders war bald an Schießbedarf Mangel, da man ihn bei den fehlerhaften entfernten Laufgräben so unnütz verschwendet hatte; daher beruhte alles auf einer großen Ladung von mehr als 3000 mit Munition und Proviant beladenen Wagen, die aus Schlesien über Troppau erwartet wurden. Die Ankunft derselben zu verhindern war Launs Hauptaugenmerk, da er Olmütz retten wollte, ohne mit dem König zu schlagen; denn zum Schlagen war er vermöge seines vorsichtigen Characters sehr selten geneigt, und hatte daher auch durch gut gewählte Stellungen sich gegen jeden Angriff gesichert. Er benutzte die Stärke seines Heeres, verschiedene Streithaufen auszuschicken, und die Landstraßen und Gegenden wohl zu besetzen, wo der Lastzug durchkommen mußte. Es fielen große Scharmützel vor; das

Glück trat bald auf diese, bald auf jene Seite, allein in der Hauptsache wurde dadurch nichts geändert.

Friedrich wandte alles an, was ihm, als dem Belagerer, seine Lage und die Schwäche seines Heers nur erlaubte, um den so entscheidenden Transport glücklich in die Hände zu bekommen. Der Oberst Mosel, ein erfahrner Officier, befehligte die Bedeckung desselben. Seine Mannschaft war 9000 Mann stark, und mit diesen trat er den Marsch an, der aber wegen des erstaunlichen Wagenzuges sehr langsam und beschwerlich war. Ueberdieß waren die Wege, die zum Preußischen Heere führten, wegen der beständigen Zufuhr und des eingefallenen Regenwetters so sehr verdorben, daß die Fuhrwerke alle Augenblicke stecken blieben, und der Zug dadurch aufgehalten und getrennt wurde. Mosel mußte daher von Zeit zu Zeit Halt machen; dennoch blieb ein Drittel des ganzen Zuges zurück. Er konnte auf diesen nicht warten, sondern setzte unter beständigen Angriffen seinen Marsch fort, der durch Hohlwege und bey feindlichen Batterien vorbey ging. Hier erwartete Laudon den Transport. Seine Croaten, in einem Walde aufgestellt, griffen die Preußen mit großer Hitze an; diese aber drangen in den Wald, schlugen den Feind zurück, und machten noch dazu einige hundert Gefangene.

Während dieses Gefechts war der Zug selbst in die größte Verwirrung gerathen. Die Bauern, welche die Wagen führten, geriethen gleich bey den ersten Kanonenschüssen in ein solches Schrecken, daß sie alles zurückließen und sich zerstreuten. Viele machten ihre Vorspannpferde los und eilten davon. Ein großer Theil derselben kam nicht mehr zum Vorschein, sondern floh geradezu nach Hause; ja viele Wagen kehrten ohne weiteres Bedenken um, und fuhren nach Troppau zurück. Mosel half dieser greulichen Unord-

nung ab, so gut es ihm möglich war, und setzte seinen Marsch fort. Der König schickte ihm den General Ziethen entgegen, der sich auch glücklich mit ihm vereinigte; allein es waren nicht mehr die Hälfte der Wagen vorhanden, und von diesen konnten aus Mangel an Knechten, die zerstreut waren, viele nicht fort. Ein neuer Halt war durchaus nöthig. Diese kostbare Zeit benutzten die Oesterreicher, um 25,000 Mann auserlesener Truppen in den Gebüschen bey Domstädtel aufzustellen. Die drey ausgezeichneten Befehlhaber, Laudon, Janus und Ziskowitz, waren ihre Anführer. Kaum hatte der Zug diese Gebirgspässe erreicht, so wurde er von allen Seiten angegriffen. Man feuerte mit Kanonen auf die Wagenburg, schoß die Pferde todt, sprengte die Pulverwagen in die Luft, und setzte alles in die schrecklichste Verwirrung. Die Preußen verloren jedoch den Muth nicht, sondern wehrten sich zwey Stunden lang in der allernachtheiligsten Lage. Sie waren in einzelnen Haufen, und überdieß zu sehr zerstreut, um die ungeheure Wagenlinie zu decken; der Feind aber konnte sich nach Gefallen zusammenziehen, und griff daher in ganzen Massen an. Durch dieses Mittel wurden die Preußen endlich überwältigt, und der ganze Lastzug aus einander gesprengt. Ziethen, mit einem Theil der Bedeckung abgeschnitten, war gezwungen, sich unter beständigem Fechten nach Troppau zurückzuziehen. Der General Krokow sammelte nun die übrigen Truppen und 250 Wagen, mit denen er glücklich ins Königliche Lager eintraf. Unter diesen befanden sich 37 Wagen mit Gelde beladen, wovon kein einziger eine Beute der Feinde geworden.

Alle Tapferkeit von Seiten der Preußen war bey einem so ungleichen Gefecht fruchtlos gewesen; denn es war nicht schwer, einen Transport zu zerstreuen, der eine Wagenreihe

von drey bis vier Deutschen Meilen bildete, während die Truppen durch ungeheure Zwischenräume von einander abgesondert waren. In dieser Lage thaten die Preußen alles, was man nur von den tapfersten Kriegern erwarten konnte. Es waren bey dem Transport eine Menge Rekruten, Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren, aus den Regiments-Kantonen in der Mark und Pommern ausgehoben, die nie einen Feind gesehen hatten, und hier wie Römer fochten. Von 900 derselben wurden nur 65 gefangen, und einige verwundet, die übrigen deckten mit ihren Körpern die Wahlstatt.

Die unmittelbare Folge dieses Verlusts war das Ende der Belagerung von Olmütz, die nie hätte unternommen werden sollen. Dies war die unerklärbarste Handlung Friedrichs; denn selbst bey dem glücklichsten Erfolg blieb wegen des Anzuges der Russen eine Behauptung dieser Festung unmöglich, und der Verlust der darin gelassenen Besatzung nach Entfernung der Preußischen Schaaren ganz unvermeidlich. Der Verlust des Transports wurde daher auch von den Preußen wenig beklagt, da jedermann die Aufhebung der Belagerung wünschte. Dies führte der Feldmarschall Keith mit der größten Klugheit und Behutsamkeit aus, so daß er ungehindert alles Geschütz, alle Wagen mit Lebensmitteln, ja selbst die Kranken fortschaffte; nur dreyßig der schwächsten wurden der Großmuth des Feindes überlassen. Auch zwey Mörser und eine unbrauchbare Kanone blieben zurück, gleichsam zum Andenken, daß Olmütz belagert worden war. Friedrich machte abermals seinen Feldherren durch eine Rede seine mißliche Lage und das große Vertrauen bekannt, welches er auf die Tapferkeit seiner Krieger setzte, von denen er hoffte, daß sie den Feind zurückschlagen würden, und wenn er auch auf den höchsten

Bergen aufgestellt, und in Geschützwälle vergraben seyn sollte. Daun wollte dem König den Rückzug versperren, der wegen der Menge Geschütz, wegen der unwegsamen steilen Gebirge, der Hohlwege, und der vortheilhaften Stellungen des sehr überlegenen Feindes, ganz unübersteigliche Schwierigkeiten zeigte. Es war nicht denkbar, daß auf einem solchen Wege ein Heer mit Belagerungsgeschütz, Pontons und 4000 Wagen beladen, fortkommen könnte. Daun besetzte alle Pässe, die aus Mähren nach Schlesien führen, und glaubte die Preußen schon alle gefangen zu haben; allein Friedrich, der immer Cäsar beym Anmarsch und Fabius beym Rückmarsch war, wandte sich plötzlich, nahm seinen Lauf nicht nach Schlesien, sondern nach Böhmen, vertheilte seine Krieger in verschiedene Haufen, lebte allenthalben auf Kosten des Feindes, und so kam er nach Uebersteigung der größten Hindernisse in furchtbaren Gebirgen, und nach vielen lebhaften Scharmützeln, über Glatz nach Schlesien. Laudon besonders hatte ihn unaufhörlich verfolgt; allein dieser Feldherr, durch seine Hitze verleitet, fiel eines Tages bey Königsgrätz in einen Preußischen Hinterhalt, wobey er viel Leute verlor. Keith deckte das Belagerungsgeschütz und die 4000 Wagen. Auch dieser ungeheure Zug gelangte, ungeachtet der verfolgenden Feinde, glücklich durch die hohen Gebirge und eine Kette von Hohlwegen. Nichts ging verloren, auch nicht ein einziger Wagen. Diese Kriegshandlung, vielleicht die einzige ihrer Art, war allen Nationen unbegreiflich; die Oesterreicher besonders setzten ihrem Mißvergnügen über Daun keine Grenzen; nur der angenehme Gedanke: „Mähren und Böhmen „sind befreyt, und der Feind ist weit entfernt!" beruhigte endlich die Gemüther.

Der Angriffskrieg gegen die Oesterreicher hatte für jetzt

ein Ende; denn die Russen, nun in den Mittelpunkt von Friedrichs Staaten eingedrungen, erforderten die schleunigsten Maaßregeln, wenn man sie zurück treiben wollte. Sie waren bereits im Januar unter des Generals Fermor Anführung nach Preußen zurückgekehrt, und da sie das Königreich ganz leer an Truppen fanden, so hatten sie es jetzt ohne Schwertschlag in Besitz genommen.

Fermor hielt einen siegprangenden Einzug in Königsberg. Es wurde, wie an einem Freudenfeste, mit allen Glocken geläutet, Trompeten und Pauken ließen sich von den Kirchthürmen den ganzen Tag hören. Die betäubten Einwohner, denen die vorjährigen Russischen Greuel noch in frischem Andenken waren, flehten nun um den Schutz der Kaiserin. Die Antwort des Feldherrn ist merkwürdig. Er sagte: „Es ist ein Glück für Sie, meine Herren, „daß meine allergnädigste Monarchin dies Königreich in „Besitz genommen hat. Es kann Ihnen unter Ihrem „sanften Scepter nicht anders als glücklich ergehen, und ich „werde mich bemühen, alle hiesigen Verfassungen, die ich „vollkommen und unverbesserlich finde, in ihrem Gange zu „erhalten." Er fertigte sofort einen Eilboten mit den Schlüsseln der Stadt nach Petersburg ab, und gab dem Adel öffentliches Gehör; hierauf folgten prächtige Gastmahle. Von nun an betrachteten die Russen das Königreich Preußen als ihr Eigenthum, das sie im Frieden zu behalten hofften, und man muß gestehen, daß sie es den ganzen übrigen Krieg durch mit einer nachahmenswürdigen Schonung behandelten. Es wurde sogar im ganzen Königreich von den Kanzeln herab verkündigt, daß, wer über die Russischen Soldaten nur irgend eine Klage zu führen hätte, solche bey der Kriegskanzley in Königsberg anbringen sollte, wo die schleunigste Genugthuung erfolgen würde.

Die Glieder aller Königlichen Collegien mußten nun in der Schloßkirche einen Eid schwören, daß sie wider das Wohl der Kaiserin von Rußland weder öffentlich noch heimlich etwas vornehmen wollten. Den Kranken wurde der Eid in ihren Wohnungen abgenommen. Das Consistorium erhielt Befehl, für die Kaiserin in den Kirchen beten zu lassen, und selbst das Formular wurde dazu gegeben. Endlich mußte der Adel sowohl als die Bürgerschaft auch den Eid in dazu bestimmten Kirchen leisten. Russische Officiere führten sie dahin, und hatten bey der Zeremonie den Vorsitz. Man machte die Russischen Staatsfeste bekannt, die durch Gottesdienst und Unterlassung der Arbeit gefeiert werden sollten; dabey wurden aber auch alle Verfügungen getroffen, um den Verkehr, die Posten, und andre gemeinnützige Gegenstände ungestört zu lassen. Diese Huldigung, die keine bloße Besitznehmung, sondern eine förmliche Eroberung bezeichnete, beleidigte den König, daher der Magistrat von Dresden, von Pirna, von Freyberg und andern Städten ihm nun auch den Huldigungs-Eid schwören mußten.

Die Russen erbeuteten in Königsberg und Pillau acht und achtzig eiserne Kanonen, nebst einer beträchtlichen Anzahl Kugeln und Bomben, desgleichen einige hundert Fässer Pulver. Nie wurde ein Königreich leichter erobert als jetzt Preußen, aber auch nie betrugen sich barbarische Krieger im Taumel ihres Glücks mit mehr Mäßigung. Der Wiener Hof, um diese mühlose Eroberung zu belohnen, ernannte Fermor zum Reichsgrafen, und die Russische Monarchin bestätigte alle seine Verfügungen.

Die Einwohner von Preußen schienen bey dieser unerwarteten Schonung ihren König zu vergessen, und schmiegten sich ruhig unter das Joch seiner Feinde. In Königsberg besonders that man mehr, als erforderlich war. Am

21sten Februar, als dem Geburtstage des Großfürsten Peter, wurde die Stadt erleuchtet, ein Feuerwerk abgebrannt, und die Universität bat um Erlaubniß, im öffentlichen Hörsaal eine Rede auf diesen Russischen Thronerben zu halten. Dergleichen Erleuchtungen, auf Kosten der Königsberger mit Ehrengerüsten und andern Schaugeprängen verbunden, wurden von nun an bey den Russischen Staats-Festen hier gewöhnlich, und obgleich politische Rücksicht und Befehle weit mehr Antheil daran hatten, als der gute Wille, so konnte Friedrich doch dies Betragen nicht vergessen, und nie in seinem ganzen übrigen Leben betrat er sein Königreich Preußen wieder. Alles ging jetzt ruhig. Die Verwaltung aller Zweige der Staatswirthschaft und der Landesregierung wurde unverändert fortgesetzt. Die Einkünfte fielen den Eroberern zu; jedoch wußten die Häupter der Collegien eben so wie in Sachsen Mittel zu finden, ihrem Monarchen von ihrer Treue und ihrem Dienst-Eifer thätige Beweise zu geben. Diese Mittel blieben den Russen ein Geheimniß. Fermor verließ endlich Preußen mit seiner Mannschaft, der auf 30,000 Schlitten der Mundvorrath zugeführt wurde, und nahm seinen Zug nach Pommern und der Mark. Jetzt aber, so bald sie über die Grenzen des Königreichs Preußen kamen, nicht mehr durch höhere Befehle im Zaum gehalten, bezeichneten diese Eroberer, wie im vorigen Jahre, durch Blut und brennende Dörfer ihren Pfad in diesen beiden unglücklichen Landschaften.

Die Dohnasche Schaar, zur Vertheidigung von Pommern bestimmt, hatte vor Ankunft der Russen die Schweden ganz in die Enge getrieben, und hielt selbst Stralsund eingeschlossen. Alle diese Vortheile aber wurden vernichtet, da die neuen Feinde aus Norden anrückten. Die Operationen dieses Russischen Heers waren wegen Herbeyschaffung

der

der Lebensmittel und der Anlegung der Vorrathshäuser sehr verzögert worden. Es reichte nicht hin, daß die Russen Meister der Weichsel waren, sie mußten es auch von der Warthe seyn. Posen, die Hauptstadt Groß-Polens wurde von ihnen in Besitz genommen; ein gleiches geschah mit Elbing und Thorn; auch Danzig wollten sie besetzen und zum Haupt-Waffenplatz machen, allein der Versuch mißglückte. Die Einwohner dieser damals sehr Preußisch gesinnten Stadt erklärten sich förmlich wider das Ansinnen, den Russen ihre Außenwerke zu überlassen, und machten Anstalten, sich im Nothfall der Gewalt zu widersetzen. Es kam jedoch nicht dazu. Die Russen hatten keine Zeit zu verlieren. Ihr Augenmerk war auf das Innere der Preußischen Staaten gerichtet, wohin Fermor seinen Marsch fortsetzte. Er drang mit 80,000 Mann in Pommern und in die Neu-Mark ein, und fing an Cüstrin zu belagern.

Dohna, der die Blokade von Stralsund aufgehoben, um sich den Russen zu nähern, konnte mit seiner schwachen Schaar die Belagerung nicht hindern. Der Grundsatz der Russischen Truppen war, nach barbarischer Hordenart, zu sengen und zu brennen. Die unglückliche Stadt wurde daher gleich den ersten Tag in einen Aschenhaufen verwandelt. Die Bomben und glühenden Kugeln fielen in solcher Menge, als ob es Feuer vom Himmel regnete. Von allen Seiten stürzten die Häuser zusammen, und erschlugen Menschen. Kein Löschen war denkbar, und kein Rettungs-Mittel übrig, als die schleunigste Flucht. Alles, was nur kriechen konnte, machte sich auf den Weg; die Säuglinge an der Brust ihrer verzweiflungsvollen Mütter, die Kranken in Betten gehüllt; denn kaum hatten diese Unglücklichen Zeit, von allem entblößt, das Feld zu erreichen. Sie flohen über die Oder unter lautem Jammer und Wehklagen, und sahen traurig

den Rauch an, der von ihren verbrannten Habseligkeiten in die Wolken stieg. Viele kamen in den Flammen um; andre wurden von den Trümmern zerschmettert, oder erstickten in den Kellern, wo sie von Furcht gedrängt Schutz suchten. Eine große Anzahl Bewohner der umliegenden Gegenden, ja selbst entfernte wohlhabende Edelleute und Bürger hatten in dieser Festung ihre besten Sachen vor der Raubsucht der Kosaken in Sicherheit gebracht; es waren deren eine erstaunliche Menge und von großem Werth, die aber jetzt auch von den Flammen verzehrt wurden. Auch ein ungeheures Vorrathshaus ging dabey in Rauch auf, und so gräßlich wüthete das Feuer, daß die Kanonen in den Zeughäusern schmolzen, wobey die gefüllten Patronen für Musketen und Kanonen, nebst den geladenen Bomben und dem großen Pulver-Vorrath, mit dem entsetzlichsten Getöse in die Luft gingen. Ein Schauspiel dieser Art, wo in wenig Stunden alles in der Natur Schreckliche zusammengehäuft wurde, war bis zu diesem Tage, dem 15ten August, vielleicht noch nie in einem Kriege gesehen worden; auch verloren mehrere Einwohner ihre Besonnenheit, und glaubten im Ernst den jüngsten Tag erlebt zu haben. Die Absicht der Feinde war, daß durchaus nichts vom Eigenthum der armen Einwohner gerettet werden sollte; denn sie fuhren mit dem Werfen der Brand-Granaten fort, da das Feuer schon in allen Winkeln des Orts wüthete. Endlich hörte man gegen Abend mit dem unnützen Bombardement auf. Fermor selbst aber befahl in der Nacht, die noch vorhandenen Granaten auch in die Stadt zu werfen, weil, wie er selbst sagte, man sie in diesem Feldzuge doch nicht mehr brauchen würde; die Kanonen-Kugeln aber sollte man bis zur Schlacht sparen.

Die Russen schienen weniger auf Eroberung als auf Verheerung zu denken; denn nur die Stadt war von ihnen

so grausam beschossen worden, aber nicht die Festung, in die man erst zwey Tage nachher Kugeln zu schicken anfing. Auch wurde der Befehlhaber, der Oberst Schack, erst am vierten Tage zur Uebergabe aufgefordert, weil es dem Russischen Feldherrn zu Zeiten einfiel, nach gesitteter Völker Weise zu handeln; allein selbst diese Aufforderung bezeichnete den Barbaren. Er drohte zu stürmen, und die ganze Besatzung niedersäbeln zu lassen, wenn man die Festung nicht so fort übergebe. Die Antwort des Obristen war: „Die Stadt „ist zwar nichts mehr als ein Steinhaufe; die Vorraths„häuser verbrannt; aber die Festung selbst noch im besten „Stande, und die Besatzung hat nichts gelitten, ich werde „mich daher bis auf den letzten Mann wehren." Er vertheidigte sich auch auf dem Schutthaufen, allein ohne große Einsicht zu zeigen. Als er sich deshalb bey dem König entschuldigen wollte, antwortete dieser: „Ich bin selbst „schuld; warum habe ich ihn zum Commandanten gemacht?"

Der gedrohte Sturm auf Cüstrin unterblieb jedoch; denn alle Aufmerksamkeit der Russen war auf den heranahenden König gerichtet. Dohna, der die bedrängte Festung nicht hatte entsetzen können, kam ihr jedoch noch vor Friedrichs Ankunft zu Hülfe, ließ eine Schiffbrücke über die Oder schlagen, und eröffnete dadurch eine Verbindung, so daß die Besatzung beständig abgelöst werden konnte.

Der König hatte den Feldmarschall Keith mit dem größten Theil seines Heeres bey Landshut in Schlesien zurückgelassen, um diese Provinz zu decken; er nahm bloß 14,000 Mann von den zum Kern seiner Schaaren gehörigen Kriegern, und mit ihnen ging er in sehr angestrengten Tagereisen, wohin das hohe Schicksal ihn rief. Dieses kleine Heer brannte vor Begierde, sich an einem Feind zu rächen, den es zwar noch nie gesehn hatte, dessen Grausamkeiten

und Verwüstungen aber, durch den Ruf sattsam bekannt, Blut in Strömen forderten. Ihre Kriegswuth wurde noch größer, da sie die verheerten Provinzen betraten, die Schutthaufen sahen, und die Aschenhügel noch rauchend fanden. Kaum kannten sie ihr verödetes Vaterland noch. Man eilte, sich dem Feinde zu nähern. Alle Mühseligkeiten wurden von diesen Preußen verachtet, die ihrer erhabenen Bestimmung als Retter des Vaterlandes eingedenk, alles ertrugen, und bey der heißen Jahreszeit das Wasser aus Pfützen tranken. In vier und zwanzig Tagen machte Friedrich einen Zug von sechszig Deutschen Meilen; und so langte er den 21sten August bey Cüstrin an, wo er die Besatzung verstärkte, und zur Dohnaschen Schaar stieß. Die Husaren brachten ihm hier zwölf gefangene Kosaken, die er als die ersten, welche sein Auge sah, wegen ihrer besondern Gestalt und ihres elenden Aufzugs sehr ernsthaft betrachtete, und sodann zum Garde-Major Wedel sagte: „Sehe er hier, „mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen." Er war bey dem Dorf Güstebiese, an einem Ort, wo man es nicht erwartete, über die Oder gegangen, und vereitelte dadurch Fermors Entwürfe ganz und gar. Nun wurde die Belagerung von Cüstrin aufgehoben; beide Heere näherten sich einander, und alles rüstete sich zur Schlacht. Nie war bey einer Armee der Durst nach einem Blutkampf größer, als diesmal bey der Preußischen. Der Dämon des Kriegs schien das ganze Heer begeistert zu haben. Selbst Friedrich, durch den Anblick der verwüsteten Fluren, der zahllosen Schutthaufen und der gänzlich beraubten herumirrenden Flüchtlinge aufs lebhafteste gerührt, schien alle Philosophie zu vergessen, und jede andre Leidenschaft der Rache unterzuordnen. Er befahl, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. Alle Anstalten wurden gemacht, dem Feind

den Rückzug zu hemmen, ihn nach den Morästen der Oder zu drängen, und dort zu vernichten; sogar die Brücken, die ihm zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Diese Wuth der Preußen wurde den Russen bekannt, da eben die Schlacht anfangen sollte. Ein Zuruf lief durch die ganze Linie: „Die Preußen geben kein Quartier!" „Und wir auch nicht!" war der weitschreckende Wiederhall der Russen.

Die Lage Friedrichs war abermals verzweiflungsvoll, und hing von dem Ausgang einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere standen nun im Begriff sich zu vereinigen, und ihn von der Elbe und der Oder abzuschneiden. Die Franzosen und Reichs-Truppen waren auf dem Marsch nach Sachsen, wohin Daun mit der Hauptarmee der Oesterreicher auch gezogen war. Die von den Preußen befreyten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor sich, und rückten auf das unbefestigte Berlin los; und überdieß nun noch die Russen, deren Wahlspruch Verheerung war, in dem Herzen seiner Staaten!

Die tief durchdachte Anordnung Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen Heeres gerichtet, wobei aber doch dem Könige bey einem widrigen Schicksal der Rückzug nach Cüstrin frey blieb. Es war am 25sten August, als diese große Schlacht bey Zorndorf geliefert wurde. Sie fing des Morgens um acht Uhr an. Die Russen waren 50,000, die Preußen 30,000 Mann stark. Diese, abermals so wie bey Leuthen in schiefer Schlachtordnung gestellt, machten den Anfang mit einem großen Geschützdonner. Die Stellung der Russen war ein in ihren Türken-Kriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, ihr Gepäck, und das Reserve-Corps befand; eine

Stellungsart, die bey einer Schlacht die schlechteste unter allen ist, da sie dem Heere sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung alle Thätigkeit raubt, und vor 1800 Jahren den Römern unter Crassus Anführung in der schönsten Ebene eine Niederlage von den Parthern zuzog. So wie die Bogenschützen dieses letztern Volks ihr Ziel auf die zusammengedrängten Legionen nicht verfehlten, so thaten auch hier die Kanonenkugeln eine schreckliche Wirkung auf die so unschicklich gestellten Russischen Menschenmassen. Bey einem Grenadier-Regiment traf eine einzige Kugel 42 Mann, die theils getödtet, theils verwundet wurden *). Ueberdies richteten sie eine grausame Verwirrung unter dem Gepäck an; die Pferde rissen mit ihren Wagen aus und brachen durch die Glieder, so daß man diesen Troß bald aus dem Viereck hinausschaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen schritt indessen so hitzig vor, daß er eine Seite bloß gab. Diesen Umstand benutzte die Russische Reiterei, in das Preußische Fußvolk einzudringen, und einige Bataillone aus dem Felde zu schlagen. Fermor glaubte schon völlig gesiegt zu haben; er ließ das Viereck von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen. Dies geschah auch mit einem lauten Siegsgeschrey; allein die Russen waren noch nicht weit gekommen, als sie schon in große Unordnung geriethen. Das Hintertreffen, vor Staub und Dampf nichts erkennend, feuerte auf das Vordertreffen.

Der General Seydlitz rückte indessen mit der Preußischen Reiterei in drey Colonnen an, und warf die Russische

---

*) Der durch seine militairischen Schriften bekannte Sächsische Artilleriehauptmann Tielke, der damals bey der Russischen Armee diente, und sich bey der Schlacht befand, erzählt diesen fast unglaublichen Umstand, so wie andere die Russen betreffende Vorfälle dieser Zeit.

über den Haufen, die jetzt auf ihr eignes Fußvolk getrieben wurde. Ein anderes Corps Preußischer Reiter stürzte zu gleicher Zeit auf die Russische Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwert nur erreichen konnte. Einige Regimenter Preußischer Dragoner ließen sich durch das brennende Zorndorf nicht abhalten, sondern trabten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seydlitz, der mit der feindlichen Reiterei ganz fertig geworden, und was noch nie erhört war, mit seinem Cuirassier-Regiment, den Degen in der Faust, eine Batterie von schweren Kanonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das Russische Fußvolk wurde nun von allen Seiten bestürmt, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlachterscheinungen dar. Hatten sie gleich, als Haufen betrachtet, ihre Stellungen in ihren Linien und Abtheilungen verlassen, so standen sie doch als einzelne Menschen wie die Steinbilder in ihren Gliedern, nachdem sie ihre Patronen verschossen hatten. Es war jedoch nicht jene bewunderungswerthe Tapferkeit, die aus Ruhmbegier oder Vaterlandsliebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick behauptet; denn sie wehrten sich fast nicht in dieser Lage; vielmehr war es ein Stumpfsinn, sich da, wo sie standen, erwürgen zu lassen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Schatten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen; selbst ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend, sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als niederzumetzeln, was nicht weichen wollte. Der ganze russische rechte Flügel wurde also theils niedergehauen, theils in Moräste getrieben. Eine Menge

dieser Flüchtlinge gerieth unter das Gepäck; die Marketenderwagen wurden geplündert, und der Branntwein viehisch gesoffen. Vergebens schlugen die Russischen Officiere die Fässer in Stücken, die Soldaten warfen sich die Länge lang auf den Boden, um den geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten im stumpfsinnigsten Rausche die Seele aus, andre tödteten ihre Officiere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlhaber zu achten.

So ging es auf dem rechten Flügel der Russen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geschehen. Nunmehr aber wurde auch dieser von den Preußen angegriffen; allein die Regimenter, die hier dem größtentheils bereits errungenen Siege vollends das Siegel aufdrücken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des Preußischen Namens, verkannten ihre Kräfte, wie die Macht ihrer Kriegeskunst, in dem entscheidendsten Augenblick, und wichen im Angesicht ihres Königs vor den geschwächten schon halb geschlagenen Russen zurück. Die Unordnung war groß, und alle Heldenthaten des Preußischen linken Flügels schienen verloren zu seyn; allein Seydlitz kam mit seiner Reiterei von diesem siegreichen Flügel herangeflogen, rückte in die vom weichenden Fußvolk gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartätschenfeuer aus, und nun drang er nicht allein auf die Russische Cavallerie, sondern auch auf den bisher noch feststehenden Theil der Infanterie ein, und trieb den vorgerückten Feind, der schon einige Batterien erobert hatte, in die Moräste. Dieses große Manöver der Reiterei wurde von dem Kern der Preußischen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Kalkstein, Asseburg, und einigen Grenadier-Bataillonen, sämmtlich Truppen, die der

König mitgebracht hatte, vortrefflich unterstützt. Ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Haufen, das ihre ganz entblöste Seite in Gefahr setzte, zu achten, waren diese alten Krieger beständig im Vorrücken geblieben, und jetzt fielen sie zugleich mit der Cavallerie gefällten Bajonets die Russische Infanterie an, und zeigten Wunder der Tapferkeit. Diese Angriffe waren so lebhaft, daß in dem Zeitraum einer Viertelstunde der größte Theil des Schlachtfeldes von den Feinden verlassen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Orten auf. Die Munition fing an zu fehlen. Man schlug und stieß nun mit Flintenkolben, Bajonetten und Säbeln auf einander los. Die Erbitterung beider Theile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigene Erhaltung, und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Russen. Man fand einen von diesen, der tödtlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; der Preuße, mit dem Tode ringend und unfähig sich zu bewegen, mußte dieses Nagen dulden, bis seine Mitstreiter herbeykamen, und den Canibalen durchbohrten.

Die Regimenter Forcade und Prinz von Preußen stießen bey ihrem Vordringen auf die Russische Bagage und Kriegskasse. Der größte Theil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beyder Theile und die Nacht machten endlich dem Morden ein Ende, das zwölf Stunden gedauert hatte; nur die Kosaken schwärmten noch auf dem Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um die Erschlagenen auszuplündern, und die wehrlosen Verwundeten umzubringen. Allein dieser Mordlust wurde bald gesteuert, da man die Beschäftigung der Unholde ausspähte. Ueber tausend Mann dieses Gesindels, die von den alles niederhauenden Husaren

sehr gedrängt wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen sich in die Schäferey von Quartschen, ein großes steinernes Gebäude; hier schossen sie aus allen Löchern, und wollten sich nicht ergeben. Das Dach, worunter viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, stürzte ein, und fast alle diese Kosaken erstickten, verbrannten, oder wurden niedergehauen.

Beyde Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Russen befanden sich in der schrecklichsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Gern hätten sie den Preußen die Ehre des Siegs unbedingt überlassen, allein der Rückzug war ihnen versperrt, da alle Brücken über die Flüsse abgebrochen waren. In dieser Verwirrung hielt Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenstillstand auf zwey bis drey Tage an. Sein Vorwand war, die Todten zu begraben. Auf dies sonderbare Ansuchen antwortete Dohna: „Da der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen, so werden „auf seinen Befehl die Todten beerdigt und die Verwundeten verbunden werden.” Er belehrte ihn dabey, daß ein Waffenstillstand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache sey. Den folgenden Tag geschah nichts als Kanonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Schießvorrath beym Fußvolke, und die große Abmattung der Reiterei, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende, und verschafften den Russen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen sich über Landsberg an der Warte zurück. Diese Niederlage kostete ihnen 19,000 Todte und Verwundete, nebst 3000 Gefangenen; dabey verloren sie 103 Kanonen, viele Fahnen, ihre Kriegskasse und eine Menge Bagage.

Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete; desgleichen 1400 Gefangene oder Vermißte; auch hatten sie beym Weichen ihres rechten Flügels 26 Kanonen eingebüßt.

Diese kleine Kanonenzahl, die wenigen Gefangenen und der Umstand, daß ein Theil des Russischen Heeres in zerstreuten Haufen die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, veranlaßte die Russen, sich den Sieg zuzuschreiben. Der Russische General Panin war jedoch so aufrichtig zu sagen: „Wir haben zwar den Wahlplatz behauptet, allein „todt, verwundet und besoffen." Ob es gleich Fermor selbst gewesen war, der um Erlaubniß gebeten hatte, die Erschlagenen zu begraben, so sandte er doch Eilboten mit der Nachricht des Sieges an alle verbündeten Höfe und Heere, daher man auch in Wien feyerlich das Te Deum anstimmte. Nie wurde dieser kriegerische Fechterstreich häufiger gebraucht, als in diesem Kriege. Die Preußen allein verachteten dergleichen Künste. Wurden sie wirklich geschlagen, so gestanden sie es frey, in der festen Hoffnung, durch künftige Thaten das Verlorne wieder zu gewinnen. So dachte Friedrich, und so dachten alle Befehlhaber seiner Heere. Man überließ es den Besiegten, sich durch Einbildungen und falsche Berichte zu vergnügen, und benutzte indessen den Sieg. Der König, Herr des Wahlplatzes von Zorndorf, verfolgte den fliehenden Feind bis Landsberg. Er war so sehr von dessen gegenwärtiger Unmacht überzeugt, daß er ihn bloß durch einen Theil der Armee unter dem General Dohna beobachten ließ; ein andres Corps sandte er nun wieder gegen die Schweden, und mit den übrigen Truppen ging er nach Sachsen, wo seine Gegenwart höchst nöthig war.

Der König war so großmüthig, das außerordentliche Verdienst des Seydlitz zu erkennen; er gestand öffentlich, daß die Schlacht durch diesen Feldherrn gewonnen worden.

Friedrich hatte jedoch selbst seine eigne Person nicht geschont, sondern war so tief ins Russische Feuer gedrungen, daß seine Adjutanten und Pagen um ihn her verwundet und getödtet wurden. Der Englische Gesandte Mitchel, der ihn in allen Feldzügen dieses Krieges begleitete, war auch hier an seiner Seite und setzte sich der größten Gefahr aus. Friedrich sagte: „Mein lieber Mitchel, dies „ist nicht Ihr Platz." Der Minister erwiederte: „Sire, „ist es der Ihrige? Ich bin zu Ihrer Person gesandt und „mein Platz ist allenthalben, wo sich Ew. Majestät befinden."

Die Erinnerung an die von den Russen verübten Greuel erstickten bey den Preußischen Soldaten und Bauern auf einige Augenblicke alle Empfindungen der Menschlichkeit, so daß manche schwer verwundete Russen, die hülflos auf dem Schlachtfelde lagen, mit den Todten zusammen in Gruben geworfen, und also lebendig begraben wurden. Vergebens krümmten sich diese Unglücklichen unter den Leichen, und suchten sich empor zu arbeiten; neue Leichname wurden auf sie geworfen, die bald ihre schwachen Bewegungen hemmten. Unter den gefangenen Russen befanden sich die Feldherren Czernischef, Soltikow, Fürst Sulkowsky und andere, die dem König nach der Schlacht vorgestellt wurden. Friedrich konnte die grausame Verheerung seines Landes nicht vergessen. Er warf daher verächtliche Blicke auf die vorgeführten Befehlhaber und sagte, indem er sich von ihnen wegwandte: „Ich habe kein Siberien, wohin „ich Sie schicken könnte. Sie sollen in die Casematten „von Cüstrin gesteckt werden, haben Sie sich gute Quartiere zubereitet, so mögen Sie solche nun auch beziehen." Dieser Befehl wurde auch vollzogen, so sehr der General Czernichef dem Commandanten darüber seinen großen Un-

willen zeigte. Er fragte, ob Casematten eine Wohnung für Feldherren wären? Die Antwort des Befehlhabers war: „Sie, meine Herren, haben ja in der Stadt kein „Haus übrig gelassen, wo Sie untergebracht werden könn„ten. Nehmen Sie also diesmal nur so fürlieb." Man achtete nicht auf ihren Zorn, und so mußten die gefangenen Heerführer in die unter dem Festungs-Wall gewölbten Keller kriechen. Sie blieben jedoch nur einige Tage hier; denn der König erlaubte ihnen gleich darauf, sich in der nicht abgebrannten Vorstadt von Cüstrin einzumiethen.

Die Oesterreicher hatten indessen die Abwesenheit des Königs aufs beste zu benutzen gesucht. Jetzt konnten sie angriffsweise verfahren, und die Ueberlegenheit ihrer Heere versprach ihren Unternehmungen den glücklichsten Erfolg. Alles kam auf die Geschwindigkeit der Ausführung an. In Schlesien zeigten die besetzten Pässe und die vielen Festungen, deren Wegräumung lange Zeit erforderte, peinliche Hindernisse. Die Kriegsbewegungen in dieser Landschaft wurden daher nur untergeordnete Entwürfe. Sachsen versprach schnellere Lorbeern. Daun eilte deshalb mit der Hauptschaar dahin, und ließ bloß den General Harsch mit 20,000 Mann in Schlesien zurück, um wo möglich Neisse zu belagern. Dieser Marsch des Oesterreichischen Feldherrn veranlaßte Keith, mit seiner Mannschaft nach Sachsen zu gehen, um den Prinzen Heinrich zu unterstützen. Auch der Herzog von Zweybrücken war mit den Reichs-Truppen in Sachsen angelangt. Alles drohte nun den Preußen den Verlust dieser so nützlichen Kriegs-Provinz. Der Prinz Heinrich, der das Land mit einer kleinen Schaar bisher gedeckt hatte, mußte der Uebermacht weichen, und zog sich nach Dresden. Diese Königsstadt zu erobern, die Preußen in Sachsen wo nicht aufzureiben, doch gänzlich aus dem

Lande zu vertreiben, und den König von der Elbe völlig abzuschneiden, dies war Dauns Entwurf. Es kam nur darauf an, den furchtbaren Feldherrn lange genug in seinen eignen Staaten aufzuhalten. Daun warnte daher den General Fermor, sich nicht mit dem Könige, diesem (nach seinem Ausdruck) schlauen Feind, den er noch nicht kenne, in ein Treffen einzulassen; er sollte vielmehr so lange vertheidigungsweise verfahren, bis man Sachsen befreyt hätte. Der Eilbote fiel dem König in die Hände, der dies Schreiben nach der Zorndorfer Schlacht in Fermors Namen auf folgende Art beantwortete: „Sie haben Ursache gehabt, „den General Fermor zu warnen, daß er vor einem schlauen „Feinde sich hüte, den Sie besser kennen, als er; denn er „hat Stand gehalten, und ist geschlagen worden."

Prinz Heinrich, sich auf Friedrichs Thätigkeit verlassend, bemühte sich indessen, durch mannigfaltige Kriegeskünste seine Stellung gegen die zahlreichen Feinde zu behaupten, und es gelang ihm. Der Sonnenstein wurde von den Reichs-Truppen belagert und eingenommen. Der Preußische Befehlhaber verlor den Muth, und ergab sich mit 1400 Mann zu Kriegsgefangenen. Daun machte nun einen Versuch, Dresden zu erobern. Er näherte sich dieser nur schwach besetzten Königsstadt mit geringen Festungswerken. Doch die Klugheit und Entschlossenheit des Befehlhabers, Grafen Schmettau, ersetzte alles. Er machte Miene, die prächtigen Vorstädte abzubrennen, die Häuser von sechs auch sieben Stockwerken hatten, und über die Wälle hervorragten. Dieser Vorsatz setzte den Hof und die Stadt in die äußerste Bestürzung. Die Königliche Familie glaubte, daß dadurch sowohl das Schloß als sie selbst der grösten Gefahr ausgesetzt wären. Das Wehklagen war allgemein, da man anfing, die Häuser mit brennbaren Stoffen zu füllen. Die

Einwohner, der Magistrat, der Hof, alles flehte um Schonung; auch die Landstände sandten Abgeordnete mit Vorstellungen und Bitten. Schmettau, auf die Nothwendigkeit sich berufend, auf die Pflicht, sich zu vertheidigen, führte an, daß die Sachsen von ihm als Feind keine Achtung für die Königliche Residenz erwarten könnten, wenn selbst ihre Bundsgenossen sie absichtlich aus den Augen setzten, und rieth daher, sich mit ihren Vorstellungen nicht an ihn, sondern an diese ihre Verbündeten zu wenden. Es geschah auch, aber Anfangs ohne Erfolg. Daun hatte sich mit einer leichten Eroberung geschmeichelt, und wollte diese angenehme Idee, die so große Vortheile versprach, nicht gerne aufgeben. In der Hoffnung, daß der Preußische Befehlhaber sich vielleicht durch Worte schrecken ließe, drohte er das Abbrennen der Vorstädte auf das grausamste zu rächen, und nach Eroberung der Stadt keines Preußen zu schonen. Schmettau erklärte, sich im äußersten Fall von Straße zu Straße zu vertheidigen, das Königliche Schloß zu seiner letzten Feste zu machen, und sich unter dessen Trümmern zu begraben. Es war der Entwurf, Pulver ins Schloß zu führen, die Vornehmsten des Hofes und des Adels dort mit Gewalt zu versammeln, und sodann wollte der Preußische Feldherr im Gemach des Churprinzen, mitten unter der zagenden Königlichen Familie, die letzten Unternehmungen der Feinde abwarten. Eine solche Drohung, so ungewiß auch ihre Ausführung immer seyn mochte, war so wohl überdacht, und den Umständen so angemessen, daß die Wirkung damals nicht fehlen konnte. Daun gab seinen Anschlag auf Dresden auf, und Schmettau ließ die Vorstädte stehen. Die brennbaren Sachen wurden sofort aus den Häusern genommen, und die Einwohner waren für jetzt beruhigt.

Indessen fiel Laudon in den Cottbusser Kreis ein, und

erpreßte von diesem armen Lande übergroße Brandschatzungen. Die Einwohner wurden unter den schrecklichsten Drohungen gezwungen, alles was sie an Geld und von einigem Werth hatten, selbst ihre Eßlöffel, ihre Schuhschnallen, ja sogar ihre Trauringe herzugeben; und da alles noch nicht zureichte, so wurden die Magistratspersonen von Cottbus, Köhler und Asterath, als Geißeln mit fortgeschleppt. Es schien, als ob die Oesterreicher in der Grausamkeit dem Beyspiel der Russen folgen wollten; denn nicht Plünderungen, sondern auch das Anzünden der Dörfer, und überhaupt die größten Gewaltthätigkeiten bezeichneten diesen Einfall. So wurde ein Edelmann, Namens Pannewitz, auf seinem Gute überfallen, und nach geschehener Ausplünderung, da er große Geldsummen schaffen sollte und nicht konnte, mit Säbeln zerhauen, aus dem Bette gerissen, und halb nackt und blutend an den Schweif eines gallopirenden Pferdes gebunden, neben welchem er athemlos hertraben mußte.

Die ungeheure Ueberlegenheit der Oesterreicher und Reichs-Truppen in Sachsen gab indessen den Verbündeten Anlaß zu neuen und großen Entwürfen. Der Prinz Heinrich sollte, auf einmal von vorn und im Rücken angegriffen, gänzlich aufgerieben werden. Die Feldherren der verschiedenen Heere hatten deßhalb Zusammenkünfte gehalten, und alle Anstalten waren gemacht, als das Donnerwort: Friedrich kommt! den ganzen Plan auf einmal vernichtete. Er kam, und vereinigte sich mit dem Prinzen Heinrich. Sein Wunsch war eine Schlacht, um die Oesterreicher nach Böhmen zu treiben, und Schlesien, das nur schwach besetzt und in großer Gefahr war, zu Hülfe zu kommen. Die Feinde brandschazten in dieser Provinz und belagerten Neiße; auch Cosel hatten sie berennt. Fouquet, mit einer Schaar Preußen von 4000 Mann bey Landshut verschanzt, konnte die

Unter-

Unternehmungen der so überlegenen Feinde zwar erschweren, aber nicht hindern. Daun vermied nun sorgfältig ein Treffen, und suchte den Marsch Friedrichs nach Schlesien durch wohlaufgestellte Haufen zu verzögern. Sein Hauptlager bey Stolpen war eins der festesten in Sachsen, steile Anhöhen, durch Teiche, Moräste, Wälder und Hohlwege gedeckt. Der Feldherr sowohl als seine Truppen waren muthig, fröhlich und andächtig. Der eingebildete Sieg ihrer Bundsgenossen bey Zorndorf gab Gelegenheit zur Anstimmung des Ambrosianischen Lobgesangs unter Trompeten- und Paukenschall; hierauf wurde aus allen Kanonen und Musketen Victoria geschossen, und Jubel geschrien. Nur die Vernünftigen dieses Heers bezweifelten einen Sieg, den die Ankunft des Königs und die Abänderung aller ihrer großen Entwürfe hinreichend widerlegten. Verschiedene Haufen Oesterreicher wurden aus ihren Stellungen vertrieben, und häufige Scharmützel fielen vor. Der Weg nach Schlesien wurde frey, allein Daun blieb unbeweglich stehen. Indessen gab Friedrich die Hoffnung, ihn durch Abschneidung der Zufuhren und Zerstörung der Vorrathshäuser nach Böhmen zurück zu drängen, noch nicht auf. Wegen der Reichs-Truppen, auf deren Abmarsch er ohnehin rechnete, da sie schon Mangel zu leiden anfingen, war er unbesorgt. Er lagerte sich daher bey Bautzen. Seine Truppen, seit acht Wochen täglich in Bewegung, bedurften einiger Ruhe. Die Jahreszeit fing schon an rauh zu werden; das Fußvolk mußte deßhalb auf seinen Befehl Brandhütten, und die Reiterei Ställe von Strauchwerk bauen. Man kann den damaligen Zustand des Königs und seiner Streiter am besten aus einem Briefe beurtheilen, den er im Anfang des Octobers an Lord Marshall schrieb. Es heißt darin: „Bis der Schnee fällt, werde ich auf dem „Seil tanzen müssen. Wie oft gäbe ich gerne die Hälfte

„des Ruhms, von dem Sie mir schreiben, für ein wenig „Ruhe hin."

Beide Heere änderten endlich ihre Stellung. Daun nahm abermals ein festes Lager in einer geringen Entfernung von seinem vorigen, und die Preußen lagerten sich bey Hochkirch. Die Sicherheit dieses Lagers hing von der Behauptung der sogenannten Steinberge ab, die der Preußische General Retzow den Auftrag hatte zu besetzen; er fand sie aber schon im Besitz der Oesterreicher. Der König sandte ihm durch den Flügel-Adjutant Götzen Befehl zu, diese zu vertreiben, in der Meinung, es sey die Nachhut des Feindes. Allein das Kaiserliche Grenadier-Corps stand auf diesen Bergen; und zwar in einer kleinen Entfernung vom rechten Flügel der Haupt-Armee. Dieser Umstand machte den Angriff dieses Postens mit einigen wenigen Bataillonen schlechterdings unausführbar. Friedrich war jedoch mit solchen Beweisen der Unmöglichkeit nicht zufrieden, und wiederholte den Befehl mit dem Zusatz: Retzow sollte ihm mit seinem Kopf für den Angriff haften. Dieser Feldherr, in der Potsdamschen Kriegs-Schule gebildet und grau geworden, hatte von dem Gehorsam eines Kriegers sehr hohe Begriffe; er glaubte aber hier in einem der seltenen Fälle zu seyn, nicht gehorchen zu dürfen. Seine Antwort war: seinen Kopf lege er zu des Königs Füßen, dessen Befehle ihm heilig wären, aber noch heiliger wäre ihm sein Gewissen; er könne es nicht vor Gott und vor der Welt verantworten, ohne den mindesten Nutzen so viele tapfere Menschen aufzuopfern; er würde nicht angreifen, und überließe alles übrige dem Willen Sr. Majestät. Hierauf wurde ihm als Gefängling der Degen abgenommen.

Der mangelnde Besitz dieser Berge machte das Preußische Lager ganz unhaltbar. Der König aber, der noch nie

angegriffen worden, und Dauns übertriebene Behutsamkeit kannte, wollte selbst in dieser gefährlichen Stellung dem Feinde trotzen, und blieb stehn. Dieser verwegene Entschluß war die Quelle einer großen Begebenheit, welche den König seinem Untergang nahe brachte, seinen Heldengeist im glänzendsten Lichte zeigte, und zu den außerordentlichsten Ergebnissen dieses Kriegs gehört. Die gefährlichen und hier entscheidenden Anhöhen wurden von den Oesterreichern sorgfältig verschanzt; und zwar waren die dadurch gewonnenen Vortheile so groß, daß sie bey dem sonst so vorsichtigen Kaiserlichen Feldherrn die Idee erzeugten, den König in seinem Lager zu überfallen. Der Plan dazu wird dem General Laudon zugeschrieben. Er war mit Klugheit entworfen, und wurde mit Muth und Nachdruck ausgeführt. Alles bot dazu die Hand. Die Heere standen so nah, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Kanonen-Schuß vom feindlichen Lager entfernt war; ein in den Kriegs-Jahrbüchern höchst seltner Fall. Die Kaiserlichen betrachteten diese kühne Annäherung als eine Geringschätzung ihres Heers; sie hielten sich beleidigt, und wünschten eine Schlacht mit Sehnsucht. Die Menge der leichten Truppen beym Oesterreichischen Heer war vorzüglich zum Ueberfall geschickt, und da ihre Scharmützel Tag und Nacht nicht aufhörten, so konnten größere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beständig gewohnt selbst anzugreifen, träumten kaum die Möglichkeit eines Angriffs von dem behutsamen Daun, dessen Lager nie genug befestigt werden konnten, wenn er sich in der Nähe des furchtbaren Feldherrn befand. Daun kannte dessen unternehmenden Geist, dem nichts unmöglich schien, und die Schnelligkeit, womit Preußische Truppen geordnet, und gegen den Feind geführt werden konnten. Bey allen gut gewählten Maaß-

regeln war daher dennoch sein grôstes Vertrauen auf die eingebildete Sicherheit Friedrichs und seines Heers gesetzt.

Das Nachtheilige seiner Stellung war jedoch dem Kö-nig nur zu wohl bekannt; er hielt es aber für schimpflich, sich zurückzuziehen; dabey hatte er einen Entwurf gemacht, den Prinzen von Baden-Durlach zu überfallen, wozu die gegenwärtige Stellung günstig war. Der in den Waffen grau gewordene Feldmarschall Keith, der nicht ohne Besorg-nisse war, sagte scherzhaft zu seinem gekrönten Freunde: „Wenn die Oesterreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, „so verdienen sie gehängt zu werden." Friedrich erwiederte in eben dem Ton: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr „vor uns, als vor dem Galgen fürchten." Endlich aber beschloß er doch das Lager zu verändern, so bald die Krie-ger aufs neue mit Lebensmitteln versehen seyn würden. Die Stärke derselben war 30,000 Mann. Die Nacht vom 14ten zum 15ten October war zu diesem Aufbruch, und zugleich zu einem Angriff auf den bey Reichenbach stehenden Haufen des Prinzen von Durlach festgesetzt. Das Leben vieler tausend Menschen also beruhte auf dem Unterschied eines einzigen Tages.

Es war aber schon am 13ten in der Nacht, als alle Massen des Oesterreichischen Heeres ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Der General Odonel führte die Vorhut, die aus vier Bataillonen und sechs und dreißig Schwadronen bestand; ihm folgte der General Sincere mit sechszehn, und sodann der General Forgatsch mit achtzehn Bataillonen. Das Corps des Feldherrn Laudon, das in ei-nem Walde und dem Preußischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit vier Bataillons und funfzehn Schwa-dronen verstärkt, wozu hernach noch die ganze Oesterreichische Reiterei des linken Flügels stieß. Das Fußvolk dieses Flü-

gels aber führte der Feldmarschall Daun selbst an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Haufen waren bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, vorn, und im Rücken anzufallen; dabey sollte der Herzog von Aremberg mit drey und zwanzig Bataillonen und zwey und dreyßig Schwadronen den Preußischen linken Flügel beobachten, und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen Orten vollendet, denselben angreifen. Es befanden sich auch bey dem Vortrab freywillige Grenadiere, die hinter den Cuirassieren aufsaßen, vor dem Preußischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten, und so vorwärts drangen.

Die Zelte blieben im Oesterreichischen Lager stehen, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht Bäume zu einem Verhack fällen, wobey sie sangen, und einander beständig zuriefen. Durch dies Getöse wollten sie die Preußischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamen Preußischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes, und gaben dem König sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederholten Berichte sie bestätigten, so vermuthete er jede andre Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seydlitz und Ziethen befanden sich eben beym Könige, und erschöpften ihre Beredsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde, aufzustehen, wobey mehrere Regimenter Reiterei ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen und im Dorfe Hochkirch schlug es fünf, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bey den Preußischen Vorposten an, und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Das Oesterreichische Heer, in verschiedene Haufen getheilt, folgte der Vorhut auf dem Fuß nach, und nun rückten sie colonnenweise von allen Seiten ins Preußische Lager ein. Viele Regimenter der Königlichen Armee wurden erst durch ihre eignen Kanonenkugeln vom Schlaf aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen.

Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklichern Lage, als die unter der Aegide Friedrichs sorglos schlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen, und durch Feuer und Stahl zum Todesschlaf geweckt wurden. Es war Nacht, und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für diese Krieger, einer nächtlichen Geistererscheinung ähnlich! Die Oesterreicher gleichsam wie aus der Erde hervorgestiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers! Einige hundert wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andre liefen halb nackt zu ihren Waffen. Die wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen. Ein jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel, und flog damit in Reihe und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Mannszucht auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr Ver-

messenheit schien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bey allen Soldaten natürlich aufsteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsloos eines jeden andern Heeres gewesen; selbst die besten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsers Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Thaten und das Grab ihres Ruhms gefunden; denn Muth allein galt hier wenig, Mannszucht alles.

Das Kriegsgeschrey verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager; alles stürzte aus den Zelten, und in wenig Augenblicken trotz der unaussprechlichen Verwirrung stand der größte Theil des Fußvolkes und der Reiterei in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter, einzeln zu handeln. Sie warfen sich dem Feind überall entgegen und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehrern aber mußten sie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um die Feinde zu fühlen. Die Oesterreicher griffen nach den Blechmützen der Preußischen Grenadiere, und diese nach den Bärenmützen der Kaiserlichen, um sich einander zu erkennen und zu ermorden. Der anbrechende Tag diente nicht, die Verwirrung zu mindern; denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die Preußische Reiterei, von Seydlitz angeführt, flog umher und schnaubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte. Fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Das Cuiraßier-Regiment von Schönaich warf allein eine ganze Linie Oesterreichischer Infanterie über den Haufen und machte an 500 Gefangene.

Das Dorf Hochkirch stand in Flammen und diente in der Dunkelheit zum Leuchtthurm des Mordspiels. Das Feuer wüthete in allen Häusern und Scheunen dieses Dorfs; dennoch wurde es von den Preußen aufs tapferste

vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitz desselben wegen der Lage auf einer Anhöhe und einer großen hier befindlichen Batterie abzuhängen; daher Daun immer frische Truppen anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich, es zu bewirken; das Loos aller übrigen aber war Tod, Wunden oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an und schlugen den Feind wieder aus dem Dorf. Der Zugang zu demselben war so schmal, daß nur sieben Mann neben einander marschiren konnten. Es war daher unmöglich, sich bey den mit bewaffneten Schaaren besetzten Ausgängen mitten unter den Flammen in Reihen aufzustellen. Dennoch wurde alles versucht. Hier ward sodann der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden und gab ohne einen Laut seinen Heldengeist auf; auch der General Geist und der Feldmarschall, Fürst Moritz von Dessau, wurden schwer verwundet zur Erde gestreckt. Die Preußen, von vorn und im Rükken angegriffen, mußten weichen, und die Oesterreichische Reiterei hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des Preußischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde. Die Oesterreichische Reiterei vernichtete jedoch wieder diese Vortheile der Preußen. Das Dorf wurde von den Kaiserlichen behauptet, nachdem sie bey diesem immer erneuerten Gefecht den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten.

Der König befahl nun, daß der in Unordnung gera-

thene rechte Flügel sich zurückziehen sollte, und schickte den General Saldern mit einigen Bataillonen Veteranen ab, den Rückzug zu decken. Dieser mit seltenen Talenten begabte Feldherr, in der Kunst, mit dem Fußvolke kluge Bewegungen zu machen, so einzig wie Seydlitz es bey der Reiterei war, nahm seine Maaßregeln in diesen großen Augenblicken mit solcher Klugheit, daß er, ohne einen Musketenschuß zu thun, mit seinen wenigen Kriegern das siegende Heer am weiteren Vordringen hinderte.

Der Nebel verzog sich endlich, und beyde Heere übersahen nunmehr den mit Leichen besäeten Wahlplatz, und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Mannszucht der Preußen Ordnung schuf, so war ihnen dennoch die Dunkelheit und das Erdreich entgegen gewesen, ihre Kriegeskunst zu gebrauchen und zweckmäßig zu kämpfen. Man bildete nun von beyden Seiten neue Schlachtordnungen. Die Oesterreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den Anhöhen bey Hochkirch in dicken Haufen zu Tausenden herumschwärmten. Daun, ungeachtet aller erlangten Vortheile, glaubte nicht ein Heer besiegt zu haben, welches alle menschliche Erwartungen betrogen hatte; welches, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dennoch so viel Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gestritten, die mehresten seiner Heerführer verloren hatte und doch jetzt im Begriff stand, den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Aremberg, der mit seinem starken Corps unter Begünstigung des Nebels dem König in die Seite gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen und eine große Preußische Batterie erobert. Dies waren aber auch die Grenzen des Siegs. Der Kö-

nig, der jetzt feindliche Truppen vorn und im Rücken hatte, zog seine tapfern Schaaren mitten unter diesem Mordgetümmel zusammen und machte nach einem fünfstündigen verzweifelten Gefecht einen Rückzug, dem nichts als ein zweytausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. Er wurde durch ein starkes Geschützfeuer und durch Reiterreihen gedeckt, die in der Ebene von Belgern in großen Zwischenräumen aufritten, damit hinter ihnen das Fußvolk sich stellen konnte. Die Oesterreicher waren in zu großer Unordnung, um einen solchen Rückzug zu stören; überdieß hatte Daun auch schon bey Kollin zu erkennen gegeben, sein Grundsatz sey, daß man einem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen müsse. Bloß die Reiterei machte einen Versuch, die Preußen zu verfolgen; allein Seydlitz trieb sie bald wieder zurück. Das Heer zog ungestört fort und schleppte über 1000 Gefangene mit.

Friedrichs Zug ging nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Wahlplatz, auf den sogenannten Spitzbergen, lagerte er sich mit seinen Streitern, die den größten Theil ihres Geschützes und Gepäckes verloren, den kurzen Rock in der rauhen Jahreszeit zur Decke und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen sogar an Pulver und Kugeln, diesem großen Bedürfniß der Europäischen Heere. Ein neues Treffen in dieser Lage hätte die alten Schlachten erneuert, wo Mann gegen Mann focht, und jeder sich auf seine Faust verließ. Die Stellung des Königs war indeß so vortheilhaft, die Mittel, allen Gefahren Trotz zu bieten, bey ihm so mannigfaltig und seine Krieger selbst in ihrem geschlagenen Zustande noch so furchtbar, daß Daun keinen neuen Angriff wagen wollte. Retzow, der als Gefängling bey seiner kleinen Mannschaft war, und immer noch als ihr Anführer betrachtet wurde, eilte mit ihr dem König zu

Hülfe, und half ihm seinen Rückzug decken. Er erlangte Friedrichs Huld wieder, und starb einige Wochen nachher. Die Preußen verloren an diesem unglücklichen Tage nebst dem Gepäck hundert und eine Kanone, 30 Fahnen und 9000 Mann; die Oesterreicher 8000 Mann.

Fast alle Preußische Feldherren, welche den Tag überlebten, waren verwundet. Selbst der König hatte eine obwohl leichte Wunde. Er hatte sich ins stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, und zwey Pagen stürzten todt an seiner Seite nieder. Er war in der größten Gefahr, gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde beym Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Husaren. Aller Orten gegenwärtig, wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für nichts zu achten. Nie zeigte sich sein Geist und seine großen Fähigkeiten in einem so glänzenden Lichte, als in dieser Nacht, die, anstatt seinen Ruhm zu schwächen, ihn vielmehr außerordentlich erhöhte. Nicht der König, der mitten im Kriegsgetümmel alle Regierungsgeschäfte besorgt und seine Staaten wie im Frieden durch eigne Verordnungen beherrscht; der in gefahrvollen Stunden die Flöte spielt, und gleich darauf die tief durchdachtesten Befehle ertheilt; der am Tage vor einer entscheidenden Schlacht Französische Verse macht, Gesetze entwirft und Rechnungen durchsieht; nicht der Sieger von Leuthen, der auf Schlesiens Feldern Griechische Kriegeskunst durch Thaten lehrt, und ein ungeheures Heer streitbarer Völker vernichtet; nicht dieser außerordentliche Mann ist dem Weisen, dem Geschichtsforscher, dem Denker jedes Standes und jedes Volks, so bewundrungswürdig, als der bey Hochkirch überfallene, geschlagene, aber dennoch nicht besiegte König, wie er seine schlafenden Krieger zusammenrafft und sie ei-

nem tapfern, weit stärkeren Feinde entgegen stellt, der mit allen Vortheilen versehen sich schon mitten im Lager befindet, und selbst durch Preußische Kugeln Preußen tödtet; der König, welcher in diesen schrecklichen Augenblicken seinen Busenfreund fallen sieht, alle seine vornehmsten Feldherren verliert, und nun, sich ganz allein überlassen, durch die Kraft seines Geistes die zweckmäßigsten Maasregeln ergreift, das ordnungslose Gewühl seines Heers im verworrensten Schlachtgedränge mitten unter Blut und Tod zur gegenseitig übereinstimmenden Masse umschafft, fünf Stunden lang kämpft, und sich mit großer Ordnung zurückzieht; der in dieser verzweifelten Lage ohne Kanonen, ohne Schießvorrath und Gepäck dem Feind noch Furcht einflößt, und gleich darauf fähig ist, durch den Entsatz entlegener belagerter Festungen seine Niederlage eben so wie einen großen Sieg zu benutzen, ein solcher Fürst erzwingt die Bewunderung aller Nationen und aller Zeitalter.

Verschiedene alte Regimenter, die bisher nichts als Siege erfochten, und nie einer Niederlage beygewohnt hatten, waren nun gezwungen, dem Feind den Rücken zu kehren. Ohne diesen Tag, so sehr er auch die Preußischen Truppen mit einem Ruhm bedeckte, den ihnen zehn Siege nicht verschafft haben könnten, würden diese Regimenter noch immer die unüberwundenen seyn*). Viele alte Officiere dieses sieggewohnten Haufens hatten so hohe Begriffe von kriegerischer Ehre, daß sie durchaus der Uebermacht nicht weichen

*) Das Regiment von Forcade, Fußvolk, zur Garnison von Berlin gehörig, worunter auch der Verfasser die Ehre gehabt zu dienen, war eine dieser Kriegsschaaren, die seit ihrer Stiftung im Jahre 1713, bis zum October 1758, verlorne Schlachten blos aus Erzählungen kannten. Der König sagte einst, indem er im Lager bei diesem Regiment vorüber ritt, zu seinen Begleitern das große Wort: „Wenn ich Soldaten sehen will, so muß ich dies Regiment sehen.“

wollten, und unter das Schwerdt des Feindes fielen; andre mußte man halb mit Gewalt vom Schlachtfelde schleppen, weil sie einen so unglücklichen Tag nicht zu überleben, sondern lieber als Kriegsopfer zu fallen wünschten.

Der gefährlich verwundete Feldmarschall, Fürst Moritz von Dessau, war auf dem Wege nach Bautzen, als er auf einen Trupp feindlicher Husaren stieß, die mit dem Säbel in der Faust den Wagen anfielen. „Ich bin stark verwun„det, sagte er zum Anführer, dem Kaiserlichen Rittmeister „Velten, und ergebe mich zu Ihrem Gefangenen, bitte aber „auf Ehrenwort, mich nach Bautzen zu bringen; Ihre „Husaren sollen hundert Ducaten Lösegeld haben." Der Anführer, damit zufrieden, schloß sich mit den Seinigen an den Wagen an. Bald darauf aber zeigte sich ein großer Trupp Preußischer Husaren, die sich zum Angriff in Verfassung setzten. Der Rittmeister zeigte dies dem Fürsten an und bat ihn, sein Ansehen zu gebrauchen, weil er sonst sein eignes Leben in Gefahr setzen würde. Moritz that dies, und rief, so schwach er auch war, den anrennenden Preußischen Husaren mit starker Stimme zu, daß er der Gefangene sey, und sich auf Ehrenwort ergeben habe. Die Preußen nahmen jedoch hierauf nicht Rücksicht; sie wollten den Fürsten befreyen, und sein gegebenes Wort mit dem Daseyn derer, die es erhalten, zugleich vernichten. Nun aber sprengte Velten mit der Pistole in der Hand an den Wagen, und sagte dem Fürsten diese sonderbare Artigkeit: „Ich muß Ew. Durchlaucht sogleich todtschießen, wenn Sie „Ihren Leuten nicht Einhalt thun, und Ihre Parole er„neuern." Dies Einhalten geschah endlich, obwohl mit großer Mühe, weil die Preußen behaupteten, daß der Fürst durch ihr Erscheinen aufgehört habe, ein Kaiserlicher Gefangener zu seyn. Der König mußte den Streit entschei-

den, und sein Ausspruch erklärte das Ehrenwort des Fürsten für gültig. Dieser muthvolle Feldherr aber starb, noch ehe er ausgelöst werden konnte.

Friedrich bemühte sich, den Verlust bey Hochkirch zu vergessen, und die üble Folgen zu schwächen. Er scherzte selbst über den harten Unfall wenige Stunden nachher, da er den General Goltz sah, und seinen Morgengruß mit den Worten begleitete: „Mein lieber Goltz, man hat uns „nicht gut geweckt.“ „Man pflegt gewöhnlich, antwortete „Jener, diejenigen im Schlaf zu stören, die man am Tage „nicht sprechen kann.“ — „Er hat recht, erwiederte der „König, aber ich werde den Herren, die uns so geweckt „haben, am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen.“ Den Artilleristen, die sich sammelten, gab er eine ähnliche Antwort. Er fragte: „Wo habt ihr eure Kanonen?“ Einer nahm das Wort, und sagte: „Der Teufel hat sie „in der Nacht geholt.“ Friedrich erwiederte: „Nun so „wollen wir sie ihm bey Tage wieder abnehmen.“

Dieser Sieg der Oesterreicher wurde am Namenstage der Kaiserin Maria Theresia erfochten, und da in katholischen Ländern Geschenke an diesem Tage gebräuchlich, so beschenkte Daun seine Monarchin mit der Nachricht von den erkämpften Vortheilen. Sie dankte ihm für das sogenannte Bouquet in einem Briefe voll der gnädigsten Ausdrücke. Die Kaiserin von Rußland beschenkte ihn mit einem Degen. Der Magistrat von Wien ließ ihm eine Ehrensäule errichten, und die Oesterreichischen Landstände machten ihm ein Geschenk von 300,000 Gulden, um die von seiner Familie veräußerte Herrschaft Ladendorf wieder an sich zu kaufen.

Auch Papst Clemens der Dreyzehnte, Rezzoniko, der eben erst den Päpstlichen Stuhl bestiegen und der Beherrscherin der Oesterreichischen Monarchie den Titel, Apostolische

Majestät, beygelegt hatte, nahm an dem Siege Theil, und da die vormaligen Statthalter Christi in den finstern Jahrhunderten, um die Türken und Sarazenen zu vertilgen, die Befehlhaber der christlichen Heere mit geweiheten Waffen ausrüsteten, glaubte Clemens, daß solche von ihm geschaffne Heiligthümer auch jetzt in Schlesien ihre Dienste thun würden, und übersandte dem Feldmarschall Daun einen geweiheten Hut und Degen, um die Ketzer desto nachdrücklicher zu bekämpfen; eine Handlung, welche zwar nicht des 18ten Jahrhunderts, doch des sonderbaren Krieges würdig, und dem so heilig ausstaffirten Feldherrn viele Spöttereyen zuzog. So nannte ihn Friedrich in den Briefen an seine Freunde oft die geweihete Creatur und den Mann mit der Päpstlichen Mütze. Auch war dieser Römische Fechterstreich nichts weniger als staatsklug, da der König so viele katholische Unterthanen hatte, und es folglich in seiner Macht stand, dem Papst auf mannigfaltige Weise zu schaden. Es schien, als ob man in Wien nicht den erwarteten Werth auf dies Geschenk legte; auch unterblieb die mit der Ueberlieferung gewöhnlich verbundene Feyerlichkeit. Als dreißig Jahre nachher in den Oesterreichischen Staaten die Morgenröthe der höhern Cultur angebrochen, und man von der Päpstlichen Gewalt wie von den sogenannten Ketzern richtigere Begriffe hatte, schämte man sich hier dieses unwürdigen Geschenks so sehr, daß sogar Wiener Schriftsteller versuchten, eine so bekannte historische Thatsache geradezu zu verneinen, und sie für eine Erfindung Friedrichs auszugeben, weil dieser Monarch in einer launigen Stunde selbst ein erdichtetes Päpstliches Breve im römischen Curial-Styl entworfen hatte, und dieses hernach der Marquis d'Argens, um den Scherz zu vollenden, ins Lateinische übersetzte und drucken ließ; eine ironische Schrift, die von einfälti-

gen Menschen als die echte Urkunde betrachtet hernach den Beschämten zum Vorwande diente, die Sache ganz zu läugnen. Diese Päpstische Handlung geschah von demselben Oberpriester, der wenige Jahre nachher den Herzog von Parma in den Bann that. Eine Ceremonie war der andern würdig, und beyde dürften wahrscheinlich als die letzten dieser Art in der Geschichte bemerkt werden.

Daun erwartete von Friedrich einen verzweifelten Angriff, so bald die Nachricht von der Belagerung von Neiße angelangt seyn würde; deshalb schrieb er auch an den General Harsch: „Setzen Sie nur ruhig Ihre Belagerung „fort. Ich habe den König fest; er ist von Schlesien ab„geschnitten, und wenn er mich angreift, so sollen Sie gute „Nachrichten von mir hören." Diese Zuversicht Dauns war desto auffallender, da er aus mannigfaltiger Erfahrung das an Hülfsquellen fruchtbare Genie Friedrichs kannte. Bey diesem Monarchen waren Glücks- und Unglücksfälle immer gepaart. Gleich nach der Schlacht bey Kollin verlor er seine zärtlich geliebte Mutter; am Unglückstage von Hochkirch starb seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, die er bis zur Anbetung liebte, und wegen der seltenen Eigenschaften ihres Verstandes und Herzens nach seinem eignen Ausdruck würdig hielt, durch Tempel und Altäre verewigt zu werden.

Nie war Daun behutsamer, als nach einem glücklichen Vorfall. Jetzt bezog er ein unbezwingbares sehr verschanztes Lager bey Cannewitz und vernachlässigte alle Maaßregeln, dem König zu schaden. Man hätte ihm sagen können, was ein Carthaginensischer Feldherr nach der Schlacht bey Cannä zu Hannibal sagte: „Du weißt zu siegen, „aber Deinen Sieg zu benutzen, das weißt Du nicht." So auch Oesterreichs Feldherr, den seine Anhänger höchst un-

unschicklich mit dem großen Römer Fabius verglichen. Friedrich aber benutzte diese kostbare Zeit mit desto größerm Eifer, verschaffte sich in der Geschwindigkeit theils aus Dresden, theils von dem Heinrichschen Heere die fehlenden Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel, gab Befehl zu neuen Zufuhren, zog eine Verstärkung von 6000 Mann an sich, die ihm der Prinz Heinrich zusandte, und rüstete sich, nach Schlesien zu ziehen. Er sagte: „Daun hat uns aus dem „Schach gelassen; das Spiel ist nicht verloren; wir wollen „uns einige Tage erholen, und alsdann aufbrechen, Neiße „zu befreyen." Es waren aber noch manche Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Das Lager war voller Kranken, und in Bautzen befanden sich alle in der Schlacht verwundete Preußen. Diese mußten erst fortgebracht, für die Bäckerey gesorgt, das nöthigste Feldgeräthe angeschafft, Sachsen gedeckt und der Feind, der die Straße nach Schlesien besetzt hielt, durch verstellte Märsche hintergangen werden. Alles wurde glücklich ausgeführt, und den 25sten October, eilf Tage nach der Schlacht, war Friedrich schon im vollen Zuge nach Schlesien, und zwar mit solchen Vortheilen, daß Daun selbst alle Hoffnung aufgab, es zu verhindern. Ueberall gingen die Preußen nun angreifend zu Werke, und machten Gefangene. Dies Schicksal hatten auch bey Rauchwalde 800 von einem Spanier angeführte Grenadiere zu Pferde. Daun schickte jedoch unter Anführung der Feldherren Aremberg, Lascy und Laudon starke Haufen ab, um wenigstens den Marsch des Königs zu erschweren. Laudon zeigte hiebey seine ganze Thätigkeit. Bald warf er leichte Truppen in Hohlwege, um die Preußen aufzuhalten; bald drängte er sie durch sein Geschütz aus vortheilhaften Stellungen; bald brach er aus Waldungen wie ein Strom hervor, und stürzte auf die wandernden

Feinde. Es war ein täglich erneuertes Treffen, wobey die kämpfenden Parteyen beständig fortrückten. Durch alle diese Versuche aber wurde nichts ausgerichtet, bloß einige Preußische Pontons und Bagagewagen wurden erbeutet.

Der Oesterreichische General Harsch setzte indessen, beruhigt durch Dauns Zusicherungen, die Belagerung von Neiße fort, die, wie alle Preußische Festungen, wegen der im Felde nöthigen Truppen nur schwach besetzt war. Die Hoffnung, diesen wichtigen Ort zu erobern, war wegen der Entfernung des Königs, und da sich keine Preußische Kriegesschaar in der Nähe befand, gleich Anfangs groß. Durch die Schlacht bey Hochkirch schien vollends Neiße in den Augen von ganz Europa so gut wie verloren zu seyn. Der Entsatz belagerter Festungen ist gewöhnlich die Frucht des Sieges, oder doch sonst glücklicher Begebenheiten; daß aber der geschlagene, von starken Heeren umgebene, und vierzig Meilen entfernte Friedrich der bedrängten Festung zu Hülfe kommen könnte, dies war kaum denkbar, und täuschte die Erwartung aller Menschen. Nach einem dreyzehntägigen Marsch indessen traf er den 5ten November drey Meilen von Neiße ein. Mehr bedurfte es nicht, um den Endzweck zu erreichen; denn an eben diesem Tage hob Harsch, obgleich er ansehnlich verstärkt worden, die Belagerung auf, ließ eine große Menge Schießvorrath und Kriegsgeräthe im Stich, und zog sich nach Mähren zurück. Er hatte den Ort seit dem 4ten August berennt und seit dem 5ten October beschossen; durch die tapfere Gegenwehr der Besatzung aber, die noch beym Abzug der Oesterreicher einen Ausfall that und 800 Gefangene machte, waren alle Angriffe vereitelt worden.

Hieher gehört in mehr als einer Rücksicht der großmüthige Zug einer edlen Deutschen Frau, der ganz unbekannt

geblieben und höchst wahrscheinlich dem Könige selbst nie zu Ohren gekommen. Der Befehlhaber von Neiße, General Treskow, hatte ein Gut unweit der Stadt. Auf diesem befand sich seine Gemahlin, als die Oesterreicher die Belagerung anfingen. Sie besorgten gleich Anfangs, daß die Unternehmung sich in die Länge ziehen würde und der entfernte Friedrich dennoch Mittel finden dürfte, ihren Entwurf zu vernichten. Eine Verrätherey schien also auf jeden Fall die sicherste und geschwindeste Maaßregel. Treskow war kurz zuvor ein Kriegsgefangener gewesen. Man hatte ihm in Oesterreich mit vieler Achtung begegnet, und seine Gattin, die, um das Schicksal ihres Gemahls zu versüßen, selbst nach Oesterreich reiste, war mit ausgezeichneter Höflichkeit am Kaiserlichen Hofe behandelt worden. Die angenehme Erinnerung an das Betragen der Kaiserin mußte noch bey ihr in frischem Andenken seyn. Hierauf wurde ein Entwurf gegründet. Ein Kaiserlicher Officier stattete der Frau von Treskow einen Besuch ab, und brachte ihr Schutzbriefe vom Oesterreichischen Feldherrn *). Er wurde wie ein Wohlthäter empfangen und behandelt. Es war Abend, da er ankam; er mußte also auf dem Gut übernachten. Bey der Tafel ohne Zeugen ist das Gespräch von der Kaiserin der Nachtisch. Das edle Herz der Kriegerfrau kann mit Theresiens Lobe nicht fertig werden. Nun erfolgt ein förmlicher Antrag: Große Summen, Würden, ein verstellter Angriff zur Ehrenrettung, eine Uebergabe und ein

*) Diese Nachricht ist von dem Baron Eichberg, eben dem Officier, der bey diesem Geschäft gebraucht wurde. Er war damals Kaiserlicher Rittmeister, und that bey den Generalen Laudon und Harsch gewöhnlich Adjutanten-Dienste. Er lebte nach beendigtem Kriege in Italien, wo er diese Geschichte dem Verfasser umständlich erzählt hat.

unverbrüchliches Geheimniß. Frau von Treskow wird aufs innigste bewegt; kaum faßt sie sich so lange, bis alles vorgetragen ist. Nun sprang sie auf, rang wehmüthig die Hände, und bejammerte die ihr widerfahrne Erniedrigung, wobey sie immer ausrief: „Ist es möglich! Mir einen „solchen Antrag!" Alle Beruhigungsgründe des Officiers, der den Vorgang so gut als nicht geschehen betrachten wollte, und ein heiliges Stillschweigen gelobte, waren bey der tiefgekränkten Dame fruchtlos. Der Plan, auf ihrem geschützten Landsitz das Ende der Belagerung abzuwarten, wurde nun auf einmal vernichtet. Sie entsagte allen Schutzbriefen, aller Bequemlichkeit, aller Ruhe, um mit den Belagerten Unruhe, Mangel und Gefahren zu theilen. Ihr Dorf, das einzige Eigenthum ihrer Familie, der Erwerb funfzigjähriger Kriegsdienste, wurde dabey großmüthig preisgegeben. Sie sagte dem Abgeordneten: „Wir sind arm. „Dies ist unser Alles. Durch die Ehre gezwungen, über„lasse ich es Ihren Händen. Wollen Sie sich rächen, so „thun Sie es." Vergebens stürzte der durch diesen Edelmuth äußerst gerührte Officier zu ihren Füßen, und beschwor sie, ihren Vorsatz aufzugeben. Sie verzieh ihm die Beleidigung, allein sie wollte durchaus nicht länger in der Gewalt von Preußens Feinden seyn. Noch in derselben Nacht fuhr sie ab. Sie nahm keine Lebensmittel mit sich, ob sie gleich den Mangel in der bedrängten Festung kannte. Der Officier begleitete sie bis an die äußersten Linien, und verließ sie sodann voll Bewunderung.

Die bisher von den Oesterreichern umzingelte Festung Cosel wurde jetzt auch befreyt, und Schlesien ganz von feindlichen Schaaren geräumt. Der Feldzug war nun in dieser Provinz zu Ende; allein im schwachgedeckten Sachsen, wo Daun mit dem großen Heere zurückgeblieben, hoffte dieser

Feldherr noch auf ansehnliche Eroberungen vor Ende des Winters. Ganz Europa erwartete die Früchte des Hochkircher Sieges, wovon sich noch keine Spur zeigte. Es fehlte jedoch nicht an Entwürfen. Dresden, Leipzig und Torgau sollten in der Geschwindigkeit, und zwar zugleich, von verschiedenen Mannschaften weggenommen werden. Daun selbst ging auf die Hauptstadt los, mit dem Entschluß, sich nicht so, wie vorhin, von seinem Vorsatz abbringen zu lassen. Es befand sich nur ein kleines Corps Preußen in Sachsen; allein bey demselben herrschte große Thätigkeit. Der General Fink war dessen eigentlicher Anführer, ob es gleich unter dem scheinbaren Oberbefehle älterer Feldherren stand. Diese wackeren Befehlhaber, Hülsen und Itzenplitz, setzten jedoch hier alle Eifersucht bey Seite, suchten den wahren Weg zur Ehre in dem Ruhm ihres Volkes, und in der Beförderung von Friedrichs Absichten; sie ehrten den Willen ihres Königs, und huldigten den größeren Talenten des jüngern Kriegshauptes. Man nahm die zweckmäßigsten Maaßregeln gegen die so große Uebermacht des Feindes, und verstärkte die Besatzung von Dresden. Der Befehlhaber dieses Herrschersitzes, General Schmettau, sah sich nun in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, die Vorstädte abbrennen zu lassen, da die Königliche Familie, durch eitle Hoffnungen getäuscht, sich diesmal bey der Gefahr leidend verhielt. Es hieß: man müßte sich in gegenwärtiger Lage alles gefallen lassen; auch die Landstände schwiegen still. Selbst die Obrigkeit, die sich von der Oesterreichischen Besitznehmung der Stadt die vortheilhaftesten Begriffe machte, und von dem Ende aller Kriegsdrangsale träumte, begnügte sich jetzt, durch Achselzucken die Aeußerung des Befehlhabers zu beantworten, und das Schicksal ihrer Mitbürger zu beklagen. So sehr hatten sich die Gesinnungen in einigen

Monaten geändert, und so groß war die Täuschung! Nun war über die unglücklichen Bewohner der Vorstädte der Stab gebrochen.

Diese Vorstädte waren durch ihre Bauart den schönsten Städten in Europa gleich. Die hier befindlichen weitläuftigen, zum Theil ungeheuren Gebäude waren entweder Palläste und Gartenhäuser der Großen und Reichen, oder der Sitz einer Menge Fabrikanten, die hier die Größe der Sächsischen Betriebsamkeit durch zierliche Arbeiten zeigten. Alle Anstalten wurden zum Brande gemacht. Schmettau wiederholte nochmals seine Vorstellungen; er betheuerte bey Annäherung des Feindes unfehlbar zu diesem grausamen Mittel zu schreiten, und der Hof — — blieb gleichgültig. Der Feind näherte sich; die Preußen zogen ihre Vorposten zurück, und nun wurde den 10ten November früh Morgens durch drey Kanonenschüsse das schreckliche Zeichen zum Brennen gegeben. In allen Zimmern, Kammern oder Räumen jedes Gebäudes lagen Haufen brennbarer Stoffe mitten unter den schönsten Möbeln, den Kunstwerkzeugen und Manufactur-Producten. Die Einwohner waren entflohen, und nur sehr wenige hatten die ihnen verstattete Frist benutzen können, ihre umfangreichen Habseligkeiten zu retten, da es an Wagen, an Pferden und Lastträgern fehlte. Auf diese Art wurden in wenig Stunden 266 Gebäude ein Raub der Flammen. Ein altes Ehepaar verbrannte dabey lebendig; außerdem verloren drey andere Menschen ihr Leben. Dies gräßliche Brandschauspiel wurde von Friedrichs Feinden mit zahllosen Zusätzen geschildert, deren Wahrheit den Preußischen Namen geschändet haben würde. Schmettau aber erhielt von der Obrigkeit in Dresden ein ehrenvolles Zeugniß seines Betragens, wodurch die ihm zur Last gelegten Grausamkeiten völlig widerlegt wurden.

Daun schien über diesen Brand bestürzt, und ließ Schmettau fragen, ob es auf Befehl seines Königs geschehen sey, daß er in der Residenz eines Monarchen eine bisher unter Christen unerhörte That begangen, wobey er ihm drohte, für alles verantwortlich zu werden. Schmettau bezog sich auf seine Pflicht, die ihm anvertraute Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und auf die bekannten Kriegsgrundsätze. Er versicherte dem Feldmarschall so wie vormals, daß er gegen seine ganze Macht von Straße zu Straße fechten, und sodann unter den Ruinen des Königlichen Schlosses sterben würde. Daun machte nun Anstalten, Dresden förmlich zu belagern; allein die üblen Nachrichten aus Schlesien von dem Entsatz der Festung Neiße, von dem Rückzug des Kaiserlichen Heeres nach Mähren, und dem neuen Marsch Friedrichs nach Sachsen, vereitelten abermals seinen Plan. Er zog ab, versicherte aber dabey nach Hofsitte, daß es bloß aus Achtung für die Königliche Familie geschähe. In dem Oesterreichischen Kriegsbericht heißt es, daß eine gewisse wichtige Rücksicht den Abzug veranlaßt habe. Diese wichtige Rücksicht war aber nichts anders, als die Annäherung des Königs. Die Entwürfe auf Torgau und Leipzig liefen eben so unglücklich ab. Beide Städte wurden fast zu gleicher Zeit von den Preußischen Feldherren Dohna und Wedel entsetzt. Nichts blieb nun den Kaiserlichen und Reichs-Truppen übrig, als nach Böhmen zu ziehen; selbst die eroberte Feste Sonnenstein wurde wieder verlassen. So wie der Prinz Soubise nach dem Treffen bey Lutternberg das Te Deum singen ließ, und dann über den Rhein zurückging, so zogen sich auch die Oesterreicher nach dem Siege bey Hochkirch in ihre Länder zurück, ohne in dem ganzen Feldzug einen Fuß breit Landes erobert zu haben. Daun bemühte sich, seine Heere in ih-

ren Winterlägern so zu vertheilen, daß daraus eine ungeheure Truppenkette entstand, dergleichen noch nie in Deutschland, ja noch nie in Europa gezogen worden war. Mehr als 300,000 Soldaten bildeten diese gewaltige Reihe, die sich vom Riesen-Gebirge bis zu den Alpen erstreckte; sie ging, durch Oesterreicher gebildet, längs den Gränzen von Schlesien und Sachsen, die Reichs-Völker setzten sie durch Thüringen und Franken fort, und schlossen sich sodann an die Französischen Schaaren an, die längs dem Main und dem Rhein gelagert, die Ufer dieses großen Flusses bis an die Gränzen der Schweitz beherrschten.

Die Russen, die nach der Schlacht bey Zorndorf durch den Abmarsch des Königs wieder etwas Freyheit bekommen, ihre Unternehmungen fortzusetzen, beschlossen jetzt, Colberg zu belagern, um einen Waffenplatz und eine Hauptvorraths-kammer in den innern Preußischen Provinzen zu haben. Der Hafen dieser Stadt zeigte ihnen wegen der Zufuhr die größten Vortheile, und die sehr schwache Besatzung eine leichte Eroberung. Das Schicksal Pommerns hing nun von 700 Mann Land-Miliz, einigen Invaliden, und funfzehn Artilleristen ab, die unter dem Befehl eines invaliden Majors die Besatzung von Colberg ausmachten. Dieser Befehlhaber, Namens Heyden, gehörte aber ganz und gar nicht zu der gemeinen Classe von Kriegern. Er machte die besten Anstalten zur Vertheidigung, und zeigte dabey den größten Muth, viel Kriegskenntniß und eine seltene Entschlossenheit. Der General Palmbach belagerte die Festung mit 10,000 Russen, bemächtigte sich des Hafens, und in fünf Tagen war auch der bedeckte Weg bereits in seinen Händen. Die Eroberung schien nun gewiß zu seyn, allein die Tapferkeit des Befehlhabers, der Muth seiner Soldaten und der wackeren bewaffneten Bürger, die wie alte Krieger fochten, setzten

allen weitern Fortschritten ein Ziel. Ein großer Nachtheil für die Belagerten waren die Vorstädte, deren Häuser den Russen zum Schirm dienten; Heyden wollte sie nicht abbrennen, um die Bürger zu schonen, auf deren Beystand er bey seiner schwachen Besatzung vorzüglich rechnen mußte. Diese im Scheibenschießen geübten Bürger kamen nicht von den Wällen, und schossen alles todt, was sich vom Feinde blicken und durch ihre Kugeln nur erreichen ließ. Palmbach war über diese Bürger-Vertheidigung sehr aufgebracht; er ließ sich aber besänftigen, als er hörte, daß ein jeder Bürger die Vertheidigung der Festung in seinem Bürger-Eide angeloben müßte.

Es ereignete sich bey dieser Belagerung ein höchst sonderbarer Vorfall. Palmbach erhielt am sechsten Tage den ganz unerwarteten Befehl, sie aufzuheben. Es geschah so fort; allein er war nur anderthalb Meilen weit zurückgezogen, als ein neuer Befehl kam, wieder umzukehren, und die Belagerung aufs eifrigste fortzusetzen. Heyden, dem dieser Rückzug bedenklich geschienen, hatte sich aus Vorsicht nicht übereilt, die Thore zu öffnen, um die Laufgräben wie gewöhnlich zuwerfen zu lassen, wozu bey einem wirklichen Abmarsch immer noch Zeit war, daher die am folgenden Tage zurückkehrenden Russen alles fanden, wie sie es gelassen hatten. Die Aufforderung wurde erneuert. Heyden antwortete, er habe nicht die geringste Ursache sich zu ergeben, da die Festungswerke noch in dem besten Zustande wären, wobey er hinzufügte, man würde ihn durch Feuer so wenig zwingen, als man Cüstrin dadurch erobert hätte. Um diesen guten Zustand der Festung zu beweisen, befahl er, daß der auffordernde Russische Offizier mit unverbundenen Augen durch alle Werke geführt werden sollte. Er machte nun die zweckmäßigsten Anstalten zur weitern Vertheidigung. In

Ermangelung der Artilleristen wurden 120 Mann von der Miliz Tag und Nacht geübt, das Geschütz zu bedienen; man verpflegte sie aufs beste; das Essen wurde ihnen täglich gekocht, und auf die Batterien gebracht. Ueberhaupt erhielt die Besatzung nebst dem Brot auch Fleisch, Speck und Gemüse, wovon man einen guten Vorrath gesammelt hatte; eine Anstalt, die nicht wenig diente, den Muth der Soldaten zu beleben, und sie gesund und bey gutem Willen zu erhalten.

Die Belagerer wurden beständig von ihrem Hauptheere verstärkt, und erneuerten dann ihre Angriffe mit frischen Truppen. Am funfzehnten Belagerungs-Tage geschah abermals eine Aufforderung, worin der Befehlhaber erinnert wurde, das Elend der Einwohner zu bedenken, wenn die Stadt mit Sturm überginge. Es hieß: er sey durch seine Lage und tapfre Gegenwehr bey einer so schwachen Besatzung, zumahl da kein Entsatz zu hoffen, vor Gott, vor dem Könige und der Welt gerechtfertigt. Heyden antwortete, wenn es auf ihn ankäme, würde er gewiß nach Möglichkeit Blut schonen; als ein Offizier aber müßte er, seiner Pflicht eingedenk, das äußerste abwarten. Der Sturm unterblieb jedoch; desto eifriger aber wurde die Beschießung fortgesetzt; man warf Bomben und Granaten, und da diese anfingen zu mangeln, auch Steine in die Stadt. Endlich kam die Nachricht von dem Anzuge eines Preußischen Haufens ins Russische Lager, da dann die neun und zwanzig Tage lang gedauerte Belagerung sogleich aufgehoben wurde. Nach diesem mißlungenen Versuch räumten die Russen ganz Pommern und Brandenburg, und gingen theils nach Polen, theils nach Preußen in die Winterläger. Dohna bekam dadurch Gelegenheit, mit seiner Schaar nach Sachsen zu gehen, und Leipzig zu entsetzen, das der Herzog von Zwey-

brücken mit den Reichs-Truppen belagert hatte, jetzt aber eilig verließ und nach Hause zog; auch der Kaiserliche General Haddick zog sich geschwind in die Reichs-Länder, nachdem der aus Pommern kommende Wedel ansehnliche Vortheile über ihn errungen hatte. Der König, der nach dem Entsatz von Neiße wieder nach Sachsen gekommen war, ging nun abermals, nachdem er die Festungswerke von Sonnenstein schleifen lassen, nach Schlesien zurück, woselbst er sein Hauptheer in die Winterwohnungen verlegte, und die seinige in Breslau nahm.

Die Unternehmungen der Schweden waren in diesem Feldzuge eben so unbedeutend, wie im vorigen, obgleich sie mit 5600 Mann Fußvolk und 2000 Reitern verstärkt wurden, und Frankreich die bestimmten Hülfsgelder, nämlich 200,000 Reichsthaler ordentliche, und 400,000 außerordentliche Beisteuern richtig gezahlt hatte. Sie begnügten sich, die von Truppen entblößten Preußischen Districte zu brandschatzen und zu plündern, und wenn es hier an Unterhalt fehlte, so mußte Mecklenburg aushelfen, wo die Schweden starke Abtheilungen hinschickten, um hier in dieser mitverbündeten Provinz, wie in einem feindlichen Lande, Getreide-Lieferungen zu erpressen, die sie jedoch zu bezahlen versprachen. Die Landstände des Herzogthums widersetzten sich anfangs dieser Verfahrungsart, und verwiesen die Schweden auf die Märkte, wo sie zu den gewöhnlichen Preisen das Nöthige kaufen könnten; allein man drohte mit gewaltsamem Zwange, und nun geschahen die Lieferungen. Der Anführer des Haufens, Graf Löwenhaupt, begehrte auch Geld für sich und seine Soldaten, unter dem Vorwand, daß sie gekommen wären, das Land zu beschützen; auch dies mußte ihnen gegeben werden. Im August entfernten sich diese Truppen; sie verlangten aber beim Abmarsch von den

Landständen eine schriftliche Erklärung, daß sie dem König von Preußen aus ihrem Herzogthum keine Gelder zukommen lassen wollten. Dies Zumuthen war lächerlich, da die zwar manchmal unterbrochene, aber nie unterdrückte Kriegesgewalt der Preußen die Einkünfte von Mecklenburg größtentheils bestimmte. Auch wollten die Landstände diese Zusage nicht leisten; daher der Oberst Drieberg und der Bürgermeister von Rostock, Mantzel, als Geißel zum Schwedischen Hauptheer abgeführt wurden.

In diesem Monat August ging der Bundesvertrag zwischen Schweden und Rußland zu Ende. Man erneuerte ihn ohne Abänderung auf zwölf Jahre. Die Kriegsunternehmungen dieser Hülfsvölker aber blieben immer die nämlichen. Die Unthätigkeit ihrer Soldaten im Felde, und die damit verknüpfte Schande machten sie in den Augen der Bundesgenossen, der Feinde, ja bey ihren eigenen Landsleuten verächtlich. Die eigentlichen Ursachen dieser Unthätigkeit, die bereits oben erklärt sind, waren nur sehr wenigen bekannt. Man spottete dieser unmächtigen Krieger eben so sehr in Stockholm als in Wien und Berlin. Dies veranlaßte bey ihnen nach und nach eine herzlichere Theilnahme am Kriege. Sie verleugneten nun ganz den seit Jahrhunderten behaupteten Character eines großmüthigen Feindes, und entehrten ihren heldensinnigen Geist durch niedrige Handlungen. So bald die Preußen sich ein wenig entfernten, überließen sie sich dem zügellosen Plündern und allen ersinnlichen Ausschweifungen. Das Brennen und Morden wehrloser Bürger ausgenommen, gaben sie jetzt bey ihren Verheerungen selbst den Kosaken nicht viel nach. Die Städte und Dörfer, wo sie hinkamen, wurden bis auf den Grund ausgeleert, kein Mundbissen und keine Klaue den unglücklichen Einwohnern übrig gelassen, selbst die Saat im Schooß

der Erde vernichtet. Kein Nationalhaß vermochte sie zu diesen Grausamkeiten; vielmehr waren sie anfangs mit den Ansichten ihrer Regierung sehr unzufrieden, und der Preußischen Sache geneigt; allein die Lust zum Raube stellte sich bald bey ihnen ein. Diese stählte ihre Herzen gegen fremdes Elend; hiezu kamen die Macht der Gewohnheit und die allgemein angenommenen Soldaten-Grundsätze, die im Kriege die Menschen verhärten und zu Tigern machen. Daher sah man diese Schweden, die täglich in geschlossenen Kreisen zu Gott beteten, ihre Andachtszirkel verlassen, um zu Verbrechen zu eilen, nach deren Vollendung sie sodann das Gebetbuch wieder ergriffen.

Die Einnahme von Berlin war der große Entwurf der Schweden im October, da Brandenburg so sehr von Truppen entblößt war; auch befanden sie sich nur noch fünf Meilen von diesem Königssitze, als Wedel mit seinem Haufen vorrückte, und sie zurücktrieb. Die Preußen ließen nicht eher nach, bis sie den Feind unter das Geschütz von Stralsund verwiesen hatten. Fehrbellin in der Mark war die einzige Stadt, die sie auf der Flucht stark besetzten, um ihren Rücken zu decken; allein dieser Ort, den Schweden wegen einer vor hundert Jahren unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm erlittenen Niederlage so denkwürdig, wurde ohne Verzug von den Preußen angegriffen, mit Sturm eingenommen, und die Besatzung theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht.

Nunmehr hatte der Feldzug überall ein Ende. Der im October geschlagene Friedrich war jetzt Meister von der Elbe und der Oder. In dem kleinen Zeitraum von sieben Wochen war er aus Sachsen nach Schlesien, dann wieder nach Sachsen zurück, und nun abermals nach Schlesien marschirt. Dabey waren in dieser kurzen Zeit Neiße, Cosel,

Dresden, Leipzig, Torgau und Colberg befreyt worden. Waren diese Thaten den Nichtkundigen in der Kriegeskunst erstaunenswürdig, so waren sie es den Kriegern noch weit mehr, welche die Schwierigkeiten der fortdauernden Bewegungen großer Heere in ihrem ganzen Umfange kannten. Der Marschall Belleisle, damals der herrschende Französische Staatsminister, ehedem selbst Heerführer, und folglich mit kriegerischen Unternehmungen vertraut, schloß daher auch diese ihm prophezeyten Märsche der Preußen wegen ihrer scheinbaren Unmöglichkeit ganz von seinem Kriegsplan aus. Er sagte: „Was auch immer der König von Preußen zu „thun vermag, so ist doch sein Heer kein Weberschiff." Die Oesterreicher machten nun in Böhmen und Mähren neue Plane zum künftigen Angriff; die Russen in Preußen und Polen dachten auf Füllung ihrer Vorrathskammern; die Reichs-Truppen auf die Ruhe in ihren Winterwohnungen im Mittelpuncte Deutschlands; und die Schweden, die sogar ihr eigenthümliches Pommern in Preußischen Händen sahen, waren jetzt für ihre eigne Sicherheit unter den Kanonen von Stralsund besorgt.

Fünftes Buch.

(1758.)

Der diesjährige Feldzug der Verbündeten gegen die Franzosen war gleichfalls sehr merkwürdig. Schon im Anfange des Jahrs wurde Richelieu zurückberufen, und mußte den Oberbefehl der Französischen Truppen dem Grafen von Clermont abtreten. Dieser auserkohrne Befehlhaber war ein Geistlicher, und hatte nie ein Heer, selbst nicht einmal bey einer Musterung, versammelt gesehen. Die Marquise von Pompadour aber, die damals, als Königliche Buhlerin, Ludwig den Funfzehnten und die Franzosen uneingeschränkt beherrschte, war von seinen Hoftalenten eingenommen, und um diese zu belohnen, schuf sie ihn zum Feldherrn, und sandte ihn nach Deutschland, um Frankreichs Ehre gegen einen großen Heerführer zu behaupten. Die Wahl setzte alle Welt in Erstaunen, und Friedrich sagte bey der Nachricht: „Ich „hoffe, daß ihn nächstens der Erzbischof von Paris ablösen „wird."

Der Französische Hof wetteiferte mit dem Wiener Hofe, in Bezeigung seines Eifers, um Preußen zu Grunde zu richten. Man schien in Versailles die schon halb vernichtete Französische Seemacht und die drohenden Fortschritte der Britten zu vergessen, um alles, was nur Umtriebe,

Gold und Staatskunst vermochten, auf jenen Endzweck zu leiten. Die Französischen Gesandten in Wien, Petersburg und Stockholm lenkten die dortigen Cabinette gewöhnlich ganz nach ihrem Willen. Ferner wurden der Graf von Montazet und der Marquis von Montalembert als Französische Abgeordnete, ersterer zu dem Kaiserlichen Heer, der andere zum Schwedischen, hernach zum Russischen Heere geschickt, um auch hier wo möglich die Bewegungen der Bundsgenossen nach Frankreichs Entwürfen zu bestimmen. Diese Abgeordneten waren Officiere, Männer von großen Talenten und Kriegserfahrung. Sie studirten die innere Stärke oder Schwäche der Heere und die Charactere der Feldherren, die der Französische Hof, nach Maaßgabe ihrer Leidenschaften und ihres individuellen Geschmacks, sich durch prächtige Geschenke verband. Zu diesen Künsten kamen oft wichtige, für das Beste der Verbündeten sehr weise Rathschläge, wie Montalemberts durch Verrath bekannt gewordener Briefwechsel beweist. Diese Officiere waren ungemein thätig, sie wechselten mit den herrschenden Ministern in Versailles, mit den Befehlhabern der Französischen Heere und mit den Gesandten ihrer Nation bey allen kriegführenden Mächten Briefe. Verließen die Heere das Feld, so reisten sie in Person von einem Hof zum andern, um Entwürfe vorzulegen, und die Hindernisse durch die wirksamsten Mittel zu überwinden.

Vor Richelieu's Abreise erhielt Halberstadt von den Franzosen noch einen sehr bösen Besuch. Dieser Heerführer hatte die Stadt und das ganze Fürstenthum am Tage nach der Roßbacher Schlacht verlassen, nachdem er in dieser aus zehn Städten und hundert Dörfern bestehenden Provinz innerhalb sechs Wochen über anderthalb Millionen Reichsthaler erpreßt hatte. Er allein hatte für Geleit

oder

oder Schutzbriefe, 40,000 Reichsthaler erhalten. Eine Summe von 200,000 Reichsthalern war noch von der versprochenen Brandschatzung unbezahlt geblieben; da sich nun 3000 Mann Preußischer Truppen im Lande befanden, so verweigerten die ohnehin ganz entkräfteten Halberstädter auf Befehl ihres Königs diesen Rest. Richelieu beschloß, sie dafür zu bestrafen. Ein 12,000 Mann starker, im Braunschweigischen aufgestellter Haufe rückte unter Anführung des Marquis von Voyer im Januar auf Halberstadt los. Man wollte die hier befindlichen Preußen aufheben, die sich aber ohne Verlust zurückzogen. Nun wurden die Erpressungen mit verdoppelter Härte erneuert, und mit der Drohung begleitet, daß diejenigen Häuser, worin man bey der Durchsuchung mehr als vier Reichsthaler an Geld, und mehr als drey Scheffel Getreide antreffen würde, geplündert und angezündet werden sollten; dabey wurden die Pechkränze in Bereitschaft gehalten. Auf die beweglichsten Vorstellungen ertheilte Voyer immer die kurze Antwort: „Geld und „Korn, oder Feuer!" Durch diese Drohung vermocht, brachten die Einwohner 4000 Scheffel Getreide, und 121,000 Reichsthaler an Geld und Silberzeug zusammen, die Armen mit Thränen zu sechzehn und acht Groschen; für das übrige gaben sie Wechsel. Dennoch geschah eine Durchsuchung der Häuser durch Soldaten, wobey man schrecklich plünderte. Nun wurden die Stadtthore verbrannt, die Pfeiler abgeworfen, und die Mauern niedergerissen. Der letzte Antrag dieser Feinde war, daß die Einwohner von Halberstadt sich anheischig machen sollten, jedesmal, wenn Preußische Truppen in ihre Stadt einrücken würden, als Strafe dafür 100,000 Reichsthaler zu bezahlen. Die Abgeordneten weigerten sich jedoch standhaft, diese Forderung einzugehen. Endlich zogen die Franzosen ab, und nahmen

die sechs Geißeln mit sich. Quedlinburg, woselbst der Graf Turpin befehligte, hatte ein ganz anderes Schicksal als Halberstadt. Man erwartete große Steuerforderungen, allein dieser großmüthige Befehlhaber, der keine tyrannische Aufträge hatte, oder sie nicht ausführen wollte, sagte, daß er nichts weiter als den nöthigen Unterhalt für seine Truppen und eine Anzahl Wagen verlange, mit welchen er von Segenswünschen begleitet abzog.

Die Besitznehmung der großen Deutschen Reichsstädte war besonders das Augenmerk der Französischen Befehlhaber. Schon im vorigen Jahre hatten sie sich gleich bey ihrem Einmarsch in Deutschland der Reichsstadt Cöln bemächtigt, unter dem Vorwand, daß der König von Frankreich Bürge des Westphälischen Friedens wäre. Die Reichsstadt Bremen hatte im August 1757 ein gleiches Schicksal, wovon die hier für Rechnung des Königs von England befindlichen Vorrathshäuser mit Kriegsbedürfnissen als Ursache angegeben wurden. Man versprach dabey, weder in der Regierung, noch in den Gesetzen der Stadt etwas zu ändern, und drohte im Widersetzungsfall mit Gewalt. Die Einwohner nothgedrängt bewilligten das Ansuchen, und der General, Marquis von Armentieres, nahm sofort Besitz von der Stadt, der er durch sein edelmüthiges Betragen und gute Mannszucht das Unangenehme ihrer Lage sehr milderte. Der Aufenthalt der Franzosen allhier war jedoch diesmal nur von kurzer Dauer; denn vierzehn Tage nachher verließen sie Bremen wieder. Nach vier Monaten aber, noch vor Eröffnung des Feldzugs, erneuerten sie diesen Entwurf der Besitznehmung, da sie von einer ähnlichen Absicht des Herzogs Ferdinand von Braunschweig hörten. Es zeigten sich jedoch einige Schwierigkeiten bey der Ausführung; denn der Pöbel umringte das Rathhaus mit großem Tumult,

und drohte dem versammelten Magistrat, wenn man die Franzosen einlassen würde. Das Volk wollte keine Vorstellungen anhören, und der Französische Befehlhaber keinen Aufschub gestatten. Er ließ die Kanonen aufführen, und seine Truppen mußten sich dem Wall mit Sturmleitern nähern. Man säumte nun nicht, mit diesem Befehlhaber, Herzog von Broglio, einen Vertrag zu schließen, der für die Stadt gar nicht demüthigend war. Er bewilligte alles, was die Obrigkeit forderte. Das Volk war dennoch mit dieser Maaßregel höchst unzufrieden, besonders da die Nachricht kam, daß 3000 Hannoveraner im Anzuge wären. Der Pöbel rottete sich nun zusammen, bewaffnete sich mit Beilen und andern Werkzeugen, und wollte das Zeughaus aufsprengen, um sich mit Waffen zu versehen, und die schon anrückenden Franzosen wieder hinauszutreiben. Es kam auch zu Thätlichkeiten, wobey mehrere Einwohner erschossen und verwundet wurden; und nun hatte der Auflauf ein Ende. Mit der Besitznahme dieser Stadt wurden die Unternehmungen unter dem Befehl des Marschalls von Richelieu beschlossen, der nun nach Paris ging, um auf seinen Lorbeeren auszuruhen.

Der neue Feldherr Clermont traf die ihm anvertrauten Truppen in dem elendesten Zustande an. Der Französische Botschafter in Stockholm, Marquis von Havrincour, drückt sich in einem Briefe an den Marquis von Montalembert darüber folgendermaßen aus; „Clermont hat das Heer in „einer unbegreiflichen Unordnung gefunden; da ist keine „Einrichtung, keine Zusammenstimmung bey der Verlegung „der Truppen in die Quartiere, keine Sorge fürs künftige, „keine Anstalt zu Vorräthen und Unterhalt, kurz Mangel „an allem.“ Dieser neue Heerführer machte daher auch seinem Könige folgenden sonderbaren Bericht: „Ich habe

„Ew. Majestät Armee in drey sehr verschiedene Haufen „abgetheilt gefunden. Der eine ist über der Erde, aus „Dieben und Marodeurs zusammengesetzt und in Lumpen „gehüllt; der zweyte ist unter der Erde und der dritte „in den Hospitälern.” Er wünschte daher Verhaltungsbefehle, ob er den ersten zurückführen, oder so lange verziehen sollte, bis er mit den beiden andern Haufen vereinigt wäre.

Der Herzog Ferdinand gab ihm keine Zeit, seine Lage zu bessern. Er eröffnete den Feldzug schon im Februar, machte sich Meister von der Weser, und rückte auf Hannover los. Wo sich nur seine Vorposten zeigten, floh der Feind, und zwar so übereilt, daß alle Kranke, so wie eine Menge Geschütz und Gepäck zurückblieben. Selbst die in so vieler Rücksicht wichtige Stadt Bremen, wo St. Germain befehligte, wurde abermals von den Franzosen verlassen, desgleichen Lipstadt, Hamm, Münster und andere wichtige Plätze. Nur in Hoya an der Weser behauptete sich Graf Chabot, bis ihn der Erbprinz, jetziger Herzog von Braunschweig, nach einem lebhaften Widerstande vertrieb, und 1500 Gefangene machte. Dies waren die Erstlinge jener Thaten, die diesem jungen Prinzen, vom Schicksal bestimmt, Oraniens Rächer zu seyn und fast ohne Schwertstreich das stolze Holland zu demüthigen, in kurzer Zeit einen Rang unter den größten Feldherren unseres Zeitalters erwarben.

Die Einnahme von Hoya bahnte den Weg nach Zelle, Hannover und Braunschweig. Die leichten Truppen der Verbündeten trieben alles vor sich her. In dieser Bestürzung, wo die Franzosen überall in der größten Unordnung sich zu retten suchten, wurden viele hundert von ihnen Opfer jener Wuth, welche bey den Hannöverischen Bauern die

vielfachen Gewaltthätigkeiten erzeugt hatten. In einem Zeitraume von acht Tagen war ganz Hannover von den Feinden geräumt, die unaufhaltbar nach dem Rhein zogen, und alle ihre Vorräthe im Stich ließen. Diejenigen, die sie nicht Zeit hatten zu zerstören, fielen den Siegern in die Hände. Um diesen so verwirrten Rückzug zu sichern, opferte Clermont 4000 Mann auf, die er in Minden zurückließ. Dieser Ort wurde nun förmlich belagert. Der Befehlhaber, Marquis von Morangiés, verlangte nach fünf Tagen einen freyen Abzug, und da man dies nicht bewilligte, so drohte er, die Weser-Brücke zu sprengen, die Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln, und sich nebst seiner Besatzung unter den Trümmern zu begraben. Allein es blieb bey diesen Drohungen, die von den Belagerern verspottet wurden. Morangiés änderte nun geschwind seinen Entschluß; denn schon am nächstfolgenden Tage geschah die Uebergabe des Orts, wobey man die noch aus 3500 Mann bestehende Besatzung zu Gefangenen machte, und ein großes Magazin erbeutete. In Hessen war nur Marburg allein noch in Französischen Händen. Der Erbprinz von Braunschweig aber vertrieb sie auch hieraus, so daß sich jetzt in ganz Nieder-Sachsen und Westphalen kein Feind mehr befand. Erst in Wesel machten die Franzosen Halt, nachdem von ihnen 11,000 Mann auf dieser Kriegsjagd in die Hände der Verbündeten gerathen. In dieser Preußischen Festung nahm der Französische Feldherr das Hauptquartier, und sandte den größten Theil seiner Truppen über den Rhein.

Ferdinand hatte Mangel an Cavallerie. Einige Regimenter Hannöverscher und Hessischer Reiterei, und einige tausend Preußische Dragoner und Husaren, die sich bey seinem Heere befanden, waren zu dem großen Dienst im Felde nicht hinreichend. Das Brittische Parlament beschloß

daher, Reiterei aus ihrer Insel nach Deutschland zu senden, und auch mit Englischem Fußvolk Ferdinands Heer zu verstärken. Emden war dazu der bequemste Landungsplatz. Dieser Ort war aber in den Händen der Franzosen; sie hatten ihn wegen des Hafens zu einem Waffenplatz und Hauptmagazin bestimmt, und ihn mit 3800 Mann besetzt. Auch dieser Entwurf wurde vernichtet. Zwey Englische Kriegsschiffe erschienen, und hielten den Hafen verschlossen. Ein Schrecken überfiel die Besatzung; sie fürchtete zu Wasser und zu Lande zugleich angegriffen und abgeschnitten zu werden. Nichts blieb übrig als ein Abzug, der auch sogleich unternommen wurde. Dieser aber geschah mit großem Verlust. Die bewaffneten Böte der Engländer, die Preußischen Husaren, die Hannöverschen Jäger, alles wetteiferte in Thätigkeit. Viele von diesen abziehenden Franzosen wurden getödtet, und noch mehrere gefangen genommen; dabey wurden alle Verwundete und Kranke ihrem Schicksal überlassen. Man erbeutete eine Menge Gepäck, Schießvorrath und Lebensmittel; auch die mitgenommenen Geißeln wurden befreyt. Bey dieser übereilten Flucht vergaßen die Franzosen die Besatznng der Vechte, eines benachbarten Forts, abzurufen, die sich gleich darauf mit einem Zug von hundert Stücken Geschütz zu Kriegsgefangenen ergab.

Alle kriegführenden Heere, Preußen, Oesterreicher, Russen, Schweden und Reichs-Völker, lagen in ihren Winterlägern, als im Monat März diese große unerwartete Umgestaltung vorging, wo die siegtrunkenen Französischen Heere wie das Wildpret in den beschneieten Wäldern gejagt, ganz Nord-Deutschland von ihnen gereinigt, und der Kriegesschauplatz völlig geändert wurde. Bloß Wesel war noch in ihren Händen. Diesen Ort zu erobern, und sie vollends über den Rhein zu treiben, war Ferdinands Ent-

wurf. Erst aber bezog er mit seiner Schaar in Westphalen die Winterläger, und erwartete die Brittischen Reiter.

Die Französische Nation, die noch die Schande des Roßbacher Tages nicht vergessen, war durch diesen neuen höchst unerwarteten Auftritt aufs tiefste gebeugt. Ein großes Heer Franzosen auf der Flucht vor einer Hand voll Deutschen, die in Eil zusammengezogen und nicht einmal Reiterei bei sich hatten, vor eben den überwundenen Deutschen, über die sie wenig Monate zuvor den Stab gebrochen, die sie mit Verachtung und Spott behandelt, in einen Landwinkel eingezwängt, und genöthigt hatten, ihre Rettung in einem erniedrigenden Vertrage zu suchen; dies war mehr als der Gallische Stolz ertragen konnte. Man glaubte schon den unternehmenden Ferdinand über dem Rhein, im Herzen Frankreichs, ja vor den Thoren von Paris zu sehn. Diese Begebenheit schien den Preußischen Gegnern so außerordentlich, daß selbst die Höfe von Wien und Petersburg ein Verständniß zwischen Frankreich und Preußen muthmaßten, und nur mit vieler Mühe gelang es den Franzosen, diesen Verdacht zu vernichten. Der Hof zu Versailles zeigte bald seinen Ernst. Es wurden die lebhaftesten Maaßregeln genommen, und alle Truppen aus den innersten Theilen des Königreichs in Bewegung gesetzt. Diese mußten in größter Eil das Heer am Rhein verstärken; die Gränz-Festungen wurden schleunig in den besten Vertheidigungsstand gesetzt, und um den Muth der Nation zn beleben, die jetzt mehr Frieden als Krieg wünschte, ward das Gerücht verbreitet, daß nächstens durch Spaniens Vermittelung der Friede erfolgen würde.

Der Herzog von Belleisle, jetzt in Versailles das Wort führend, wandte seine Aufmerksamkeit auf die Quelle der Misbräuche. Er machte Verordnungen, deren Nothwendig-

keit, besonders in Kriegszeiten, bey allen wohlgeordneten Heeren Verwunderung erregen mußte. Es hieß: daß die Hälfte der Officiere bey ihren Regimentern bleiben sollten; daß sie sich nicht ohne Urlaub vom Heere entfernen sollten; geschähe es, so wurde ihnen dafür die Strafe zuerkannt, ihre Besoldung zu verlieren. Auch schickte Belleisle eine Anzahl Officiere nach der Bastille, und schrieb Briefe an alle Regiments-Befehlhaber bey den Französischen Schaaren voll strenger Befehle und Drohungen. Diese wurden jedoch wenig geachtet. Das Uebel hatte tiefe Wurzel geschlagen, und ohne eine völlige Umschmelzung der ganzen Krieges-Verfassung der Franzosen war es nicht zu hemmen. Es herrschte bey ihren Heeren auf Märschen, in Lägern, ja selbst auf dem Schlachtfelde kein Gehorsam, keine Mannszucht, keine Ordnung; dagegen desto mehr barbarische Gebräuche, willkührliche Gesetze und Ausschweifungen. Selbst niedere Officiere hatten Buhlerinnen bey sich. Diese fuhren auf Märschen in Wagen, oft in Gesellschaft des Liebhabers, der seine Schaar verließ und der Liebe lebte. Man fand alles in den Französischen Lägern, was nur die Aufwandssucht in den glänzendsten Königsstädten zur Schau auskramen kann. Alle Bedürfnisse, von den einfachsten bis zu den künstlichsten, waren hier vorhanden. Kramläden ohne Zahl, ganze Vorrathskammern von seidenen Stoffen, Galanterie-Waaren, wohlriechenden Essenzen, Sonnenschirmen, Haarbeuteln und Schminkdosen. Einst befanden sich bey der Armee des Prinzen Soubise, die nicht über 50,000 Mann zählte, 12,000 Wagen, die Krämern und Marketendern gehörten, ohne den Troß der Officiere zu rechnen. Bey der Garde du Corps hatte die aus 139 Reitern bestehende Schwadron des Herzogs von Villeroy allein 1200 Pferde in ihrem Gefolge. Ein kleiner Theil derselben diente zum

Reiten, die übrigen mußten Wagen schleppen. Diese ungeheure Menge Fuhrwerke erschwerte die Unterhaltung der Truppen außerordentlich, vermehrte die Unordnung in Lägern und auf Märschen, und hemmte die Bewegungen der Heere. Man gab Bälle im Lager, und nicht selten verließ der Französische Officier seine Feldwacht, um in der Nähe eine Menuet zu tanzen. Man spottete über die Befehle der Heerführer, und gehorchte ihnen nur, wenn man es bequem fand.

Von diesem gänzlichen Mangel an Folgeleistung gab einer ihrer vornehmsten und besten Feldherren, Graf St. Germain, nachher Dänischer Feldmarschall und zuletzt Französischer Kriegs-Minister, ein auffallendes Beyspiel. Der Vorfall gehört zwar zum folgenden Feldzug, steht aber hier passender an seinem Orte. St. Germain war Französischer General-Lieutenant, und befehligte eine abgesonderte Schaar von 10,000 Mann. In Uneinigkeit mit dem Marschall Broglio kündigte er diesem ganz den Gehorsam auf, und endlich verließ er gar das Corps, ohne seinem Ober-Befehlhaber zuvor davon die geringste Nachricht gegeben, und für die Sicherheit so vieler tausend Soldaten seiner Nation gesorgt zu haben. Es schien ihm hinreichend, durch einen Brief seinem Ober-Feldherrn anzuzeigen, wo er die ihm anvertraute Schaar gelassen hatte. Dieser militärische Hochverrath wurde weder bey den Französischen Truppen, noch bey der ganzen Nation als etwas besonderes angesehn. Man sagte in Paris: Il a *donné* sa démission. Keine Lage, keine Verbindlichkeit gegen Ehre, Stand und Vaterland, kam bey diesem sonst so ehrsüchtigen Volke hier in Betrachtung. Man begnügte sich am Hofe und in der Hauptstadt, einen Entschluß zu tadeln, der, nur geträumt,

bey Römischen und Preußischen Heeren ein todeswürdiges Verbrechen gewesen wäre.

Diese Französische Sinnes- und Handlungsart, die auf so mancherley Weise mit den kriegerischen Gebräuchen und Grundsätzen der Deutschen im Widerspruche stand, erzeugte bey den Deutschen Truppen eine Verachtung gegen die Franzosen, die weder der dieser Nation eigene Muth, noch ihr thätiger Ehrgeiz zu schwächen vermochte. Hiezu kamen die großen Vorfälle. Kaum zeigt sich Friedrich den Franzosen, so gewinnt er einen Sieg, und zwar auf die leichteste Weise. Ferdinand zieht zerstreute Truppen mitten im Winter zusammen, und jagt die siegträumenden Franzosen in wenig Wochen fast ohne Schwertstreich bis an den Rhein. Der zweymal so starke Feind flieht aller Orten, giebt seine Vorräthe preis, und denkt bloß auf Rettung des Lebens. In der That war der Zustand dieser Truppen, da sie am Rhein anlangten, bedauernswürdig; es war ein colossales Bild des menschlichen Elends; abgemattet, abgehungert und abgerissen. Die nothwendigsten Bedürfnisse, die mannigfaltigen Kaufartikel ihrer Marketender und Krämer, waren eine Beute für Ferdinands leichte Truppen geworden. Es fehlte den Franzosen an Brot, und was ihnen eben so schrecklich war, an Haarpuder. Die Lustigkeit verließ sie jedoch nicht; sie sangen, sie hüpften und erschienen auf ihren Märschen in komischen Aufzügen. Man gestattete ihnen Freyheiten, die man bey andern Truppen für unanständig gehalten hätte. Oft steckten sie auf dem Marsch die Brote auf die Spitze ihrer Bajonette, und trugen sie hoch in der Luft; das Fleisch hängten sie an das Gefäß ihres Degens. Viele von den gemeinen Soldaten hatten keine Strümpfe, daher die Beine bloß mit den Stiefeletten bedeckt waren. Papierne Manschetten waren bey ihnen nichts ungewöhn-

liches. Bey keiner Armee herrschte solche Fröhlichkeit, die sowohl auf Märschen als im Lager, bey Tag und bey Nacht, bey guten und üblen Vorfällen, ununterbrochen fortdauerte. In Ermangelung anderer Schauspiele entblößte man liederliche Weibspersonen bis auf den Gürtel und ließ sie so Spießruthen laufen; eine Strafe, die zur Belustigung diente, und desto sonderbarer war, da die Französischen Soldaten selbst nie, weder auf diese noch auf eine andre Art, fühlbar gezüchtigt wurden.

Alle diese Dinge vermehrten die Verachtung bey den Deutschen Kriegern, die nie gegen ein wahrhaft tapfres Volk größer gewesen ist. Man verbarg sie nicht einmal in den nachtheiligsten Lagen. Hier ist davon ein sonderbares Beyspiel: Ein Preußischer Husar wurde von den Franzosen gefangen, und ins Haupt-Quartier gebracht. Clermont selbst wollte ihn sprechen; denn die Gefangennehmung eines Preußischen Husaren war hier ein seltner Vorfall. Dieser Krieger gehörte zu dem schwarzen Regiment. Ein jeder Reiter desselben, seinen Leib in Kleidungsstücke gehüllt von der Farbe des Trauerns, trug überdieß einen Todtenkopf, das Sinnbild der Verwesung an der Stirn; er war ein lebendiges memento mori; und schon der bloße Anblick eines solchen Todes-Predigers mit einem scharfen Säbel in der Faust, um dem Sittenspruch den stärksten Nachdruck zu geben, flößte Schrecken ein; auch waren diese schwarzen Husaren den tapfersten Regimentern des Französischen Heers furchtbar. Man hatte die Sage verbreitet, daß sie bey Widersetzung nie Pardon gäben, und die Husaren bestätigten dies Gerücht, um desto leichter zu siegen. Es wirkte auch über allen Glauben. Ganze Schaaren flohen vor wenigen Husaren, und nicht selten brachten einzelne dieser schwarzen Reiter ganze Haufen von Gefangenen ins Lager

der Verbündeten. Sie gingen zum Gefecht wie zum Tanz, und kehrten nie ohne Beute zurück. Diese schwarzen Reiter zeichneten sich unter den leichten Truppen der Preußen sowohl durch Edelmuth als durch eine heldenmäßige Unerschrockenheit aus, wovon folgende Züge verdienen aufbehalten zu werden. Ein Husar nahm einen Oesterreichischen Officier gefangen, der ihm der Kriegssitte gemäß, sofort seinen Geldbeutel und seine Uhr überreichte. Der Preuße gab beides zurück, und sagte: „Sie sind ein Gefangener und „brauchen Ihr Geld. Dieser hier," indem er auf seinen Säbel schlug, „giebt mir alle Tage dergleichen." Dies schwarze Regiment mußte bey einem Gefecht unter einem heftigen Kanonenfeuer unbeweglich halten. Ein Officier raucht gelassen seine Pfeife, und ruft, als zwey Husaren von Kugeln zerschmettert von ihren Pferden stürzen, den andern seines Zuges zu: „Nur ruhig, ruhig, meine Kin„der! Wenn jemand fällt, nur immer gleich wieder geschlos„sen, dazu stehn wir hier." In einem andern Gefecht ruft ein schwer verwundeter Officier, indem er vom Pferde heruntersinkt, seinen Husaren zu: „Drauf, drauf, auf den „Feind! an mir ist nichts gelegen." Solche Beyspiele mußten bey den überlebenden Kriegern die Begriffe von ihren Pflichten erhöhen, und die Furcht vorm Tode schwächen.

Die Unterredung des Französischen Feldherrn mit dem gefangenen Husaren geschah durch Dolmetscher. Auf die Frage, wo Ferdinand sich gelagert hätte, war die Antwort: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet." Man fragte ihn, wie stark die Mannschaft seines Königs sey? Er antwortete: sie möchten sie aufsuchen und zählen, wenn sie Muth genug dazu hätten. Clermont hielt sich durch diese Kühnheit nicht beleidigt. Sie gefiel ihm vielmehr, und veranlaßte ihn, den Husaren zu fragen: ob sein König viel

solcher Soldaten hätte, wie er? Der Mann mit dem Todtenkopf antwortete: „Ich gehöre zu den schlechtesten, sonst „wäre ich jetzt nicht euer Gefangener." Eine solche Sinnesart außerhalb Frankreich zu finden, war den Franzosen ein Räthsel. Man entließ den Husaren, und Clermont schenkte ihm einen Louisd'or. Der Preuße nahm ihn an; allein obgleich ausgeplündert und ohne einen Heller im Besitz, gab er im Angesicht des Feldherrn das Goldstück einem Französischen Soldaten, mit der Erklärung, daß er von den Feinden seines Volks keine Geschenke annehmen wollte. Man trug ihm Dienste und eine Officierstelle an; er aber antwortete mit Hohngelächter, daß er ein Preuße sey.

Solche Züge stempeln den Geist eines Volks und eines Zeitalters. Ein hoher Sinn dieser Art bey einem gemeinen Soldaten konnte nur durch Nationalgrundsätze, und Volksstimmung gebildet werden; daher erregte diese Handlung auch unter den Deutschen nicht die Bewunderung, die sie verdiente. Sie wurde bekannt, allein der Name des Preußen, der so dachte, ist unbekannt geblieben.

Es ist die Pflicht eines Geschichtschreibers, dergleichen Handlungen eines Einzelnen aufzuzeichnen. Es ist eine angenehme Pflicht, wenn solche seinem Volke Ehre bringen. Er muß aber auch edle große Handlungen des Feindes nicht verschweigen. Der schon vorhin erwähnte Marquis von Armentieres nahm die Stadt Zelle ein. Der Adel und die Bürgerschaft flehten durch Abgeordnete um Schonung. Armentieres antwortete; „Meine Herren, ich bin nicht „gekommen, Ihnen Gutes zu thun; seyn Sie aber versi„chert, daß ich Ihnen so wenig Böses thun werde, als es „mir nur möglich seyn wird." Und er hielt Wort. Nach geendigtem Kriege schickte er aus Frankreich dem Prediger Roques in Zelle das Dictionnaire Encyclopedique, das da-

mals als das Buch aller Bücher betrachtet wurde, zum Geschenk, mit folgenden Worten: „Sie haben mir zu viel „Gelegenheiten gegeben, Ihren unglücklichen Mitbürgern „nützlich zu seyn, als daß ich Ihnen nicht meine gerechte „Dankbarkeit dafür bezeugen sollte." Die Franzosen, unter Anführung des Generals Mercieres, nahmen die Westphälische, wegen ihrer Leinwand-Manufacturen berühmte Stadt Bielefeld ein, wobey die dortige Bleiche geplündert wurde, obgleich sich der Heerführer diesen Ausschweifungen widersetzte. Sein Gewissen sagte ihm jedoch, daß er nachdrücklicher hätte verfahren können; er schickte daher im Jahr 1790, drey und dreyßig Jahre nach dieser Handlung, aus Bayonne dem Magistrat von Bielefeld eine ansehnliche Summe Geldes, mit der Bitte, sie unter die noch lebenden Interessenten zu vertheilen, oder im Fall diese gestorben seyn sollten, das Capital auf eine andre für die Stadt nutzbare Art zu verwenden. In der Stadt Hannover war man auch so glücklich, einen Menschenfreund zum feindlichen Vorgesetzten zu haben. Es war der Herzog von Randan, der, wo er nur immer konnte, Nachsicht und Großmuth zeigte; auch der Französische General Vaubecourt, der auf dem Harz befehligte, bewies durch sein ruhmwürdiges Betragen, wie man Edelmuth mit feindlichen Unternehmungen verbinden könne. Die dadurch gerührten Einwohner der Bergstadt Clausthal ließen als Beweis ihrer dankbaren Empfindungen eine große Schaumünze prägen, mit seinem Bildnisse und der Aufschrift: Recto, Modesto Duci Vaubecourt, Civit. Clausthal. 1762.

Wir nehmen nun den Faden der Geschichte wieder auf. So bald die Streiter in den kurzen Winterlagern sich erholt hatten, eröffnete Ferdinand den Feldzug mit dem kühnen Entwurf, den Krieg, wo nicht in Frankreich selbst,

doch an die Grenzen dieses Reichs hinzuspielen. Da aber das Französische Heer an den Ufern des Rheins, zum Theil vortheilhaft, aufgestellt war, und der Deutsche Feldherr auch keine Vorrathsbrücken hatte, so zeigte ein Uebergang über diesen großen Fluß außerordentliche Schwierigkeiten. Sie wurden jedoch durch vortreffliche Maaßregeln überwunden, und den ersten Juny in der Nacht ging das Bundesheer theils in Fahrzeugen, von den Holländern gemiethet und zur Schiffbrücke an einander gereiht, theils in flachen Böten unweit Cleve glücklich über den Rhein. Der dadurch einigen Holländischen Ländereyen zugefügte Schaden wurde den Eigenthümern mit 4000 Gulden vergütet. Ferdinand wünschte sehnlich eine Schlacht; Clermont aber vermied sie sorgfältig, und hatte sich mit seiner weit stärkern Mannschaft bey Rheinfelden bis an die Zähne verschanzt. Ihn dort anzugreifen, war Verwegenheit. Nichts blieb übrig, als durch künstliche Bewegungen ihn wegzudrängen. Dies gelang seinem kriegverständigen Gegner, und in vierzehn Tagen nach dem Uebergang über den Rhein, sah man die Französischen Schaaren in den Ebenen von Crefeldt. Es kam hier am 23sten Juny zu einer Schlacht. Ferdinand zeigte dabey seine erhabenen Kriegstalente. Er ordnete drey Angriffe an, wovon jedoch zwey verstellt waren; ein Umstand, der durch kunstvolle Einrichtung dem Feinde verborgen blieb. Das Hauptspiel war eigentlich auf dem linken Flügel der Franzosen in einem Gehölz, von dessen Besitz das Schicksal des Tages abhing. Hier befehligte der General St. Germain, der in der Hoffnung, unterstützt zu werden, sich gegen die überlegene Macht aufs tapferste vertheidigte; auch war das ganze Grenadier-Corps ihm zu Hülfe gesandt; allein diese Truppen verfehlten den Weg. Endlich drang der Erbprinz von Braunschweig mit dem

Fußvolk ins Holz, und nach einem hartnäckigen Gefecht von drey Stunden wurde der Feind glücklich hinausgetrieben. Die Französische Cavallerie verlor in dieser Schlacht einen großen Theil ihrer besten Reiter, und die Preußischen Dragoner, durch gewisse Spottreden der Franzosen aufgebracht, rächten solche jetzt nachdrücklich. Die Verbündeten hatten in diesem Treffen nur 1500 Todte und Verwundete, die Feinde aber zählten über 7000 Mann. Ein Nationalverlust dabey für die Franzosen war der sterbende Graf Gisors, der einzige Sohn des Herzogs von Belleisle, ein junger Mann von seltenen Talenten und den größten Hoffnungen. Er starb, tödtlich verwundet, in den Armen des Erbprinzen von Braunschweig, der ihn kannte und liebte. Der Sieger Ferdinand ging auf dem Wahlplatz herum, betrachtete gerührt die verstümmelten Leichname, und sagte zu seinen Officieren, die ihm Glück wünschten: „Dies ist das „zehnte Schauspiel dieser Art, das ich in meinem Leben „sehe. Wollte Gott, daß es das letzte wäre."

Nach der Schlacht rückte der Erbprinz mit einem Haufen vorwärts, nahm Rüremonde durch Unterhandlung ein, und schickte streifende Parteyen bis an die Thore von Brüssel. Man brandschatzte in Brabant und im Bisthum Lüttich. Die Hauptfolge dieses Sieges aber war die Belagerung von Düsseldorf, wo die Franzosen ihre größte Vorrathskammer hatten. Am sechsten Tage, nachdem eine große Anzahl Häuser durch Bomben und Kugeln in Asche gelegt waren, ging die Stadt über. Die Besatzung erhielt freyen Abzug; der ungeheure Vorrath aber von Lebensmitteln, Schießbedarf und schönem Geschütz, wurde den Eroberern überlassen. Man erschrak in Frankreich über diesen neuen Verlust; die Bastille wurde gefüllt, und Clermont zurückberufen. Der Dauphin wollte sich nun selbst an die

Spitze

Spitze des Heeres stellen, welches jedoch nicht gestattet wurde. Man nahm indeß neue Maaßregeln, die Ehre der Französischen Waffen zu retten. Die Heere wurden mit Ersatzkriegern, Bedürfnissen und mannigfaltigen Anordnungen versehen. Den Befehl am Rhein erhielt jetzt der erfahrne Marschall von Contades; dabey wurde dem Prinzen Soubise der Befehl zugeschickt, mit seiner durch 6300 Mann Wirtemberger verstärkten Mannschaft, es koste was es wolle, wieder in Hessen einzudringen. Diese Provinz schien wegen Ferdinands Entfernung eine gewisse Eroberung, und zugleich ein Mittel zu seyn, die Schaaren der Verbündeten vom Rhein abzuziehen. Soubise rückte nun an, und obgleich seine Vorhut von der Hessischen Landmiliz geschlagen wurde, so drang er doch mit 30,000 Mann ins Herz der Provinz ein. Der Hessische Feldherr, Prinz von Ysenburg, hatte nur 7000 Mann, sie zu vertheidigen; mit diesen bezog er ein vortheilhaftes Lager zwischen Cassel und Minden. Er erkannte sein Unvermögen, mit so wenigen, zum Theil ungeregelten Streitern, einem großen Heere Widerstand zu thun, und wünschte daher bloß Zeit zu gewinnen, um den Erfolg der Unternehmungen am Rhein zu erwarten. Diesem Plan gemäß wollte er sich zurückziehen. Seine Truppen aber, die jetzt von den Franzosen die verächtlichsten Begriffe hatten, wollten davon nichts hören. Er war gezwungen Stand zu halten, und so kam es zwischen ihm und dem abgeschickten Haufen des Herzogs von Broglio, der 12,000 Mann, größtentheils Deutsche im Französischen Sold stehende Regimenter, gegen ihn anführte, am 23sten July bey dem Dorf Sangershausen zu einem Treffen. Es war sehr hitzig. Die Hessen stritten wie Löwen, und machten fünf Stunden lang den Sieg streitig; endlich aber wichen sie der Uebermacht. Ysenburg verließ das Schlachtfeld mit einem

Verlust von 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und fast seinem ganzen Geschütze. Dreyhundert von diesen muthigen Hessen ertranken in der Fulda, da sie, um der Kriegsgefangenschaft zu entgehen, über diesen Fluß zu schwimmen versuchten. Durch den Sieg wurden die Franzosen Meister von der Weser, und konnten sich im Hannöverschen und in Westphalen weiter ausbreiten. Hessen, schon im vorigen Jahr so schwer heimgesucht, fühlte jetzt abermals die Geißel des Kriegs. Man versuchte für das unglückliche Land zu unterhandeln; Contades aber trieb mit den Abgeordneten seinen Spott, und sagte, daß er ein Soldat sey, und nicht schreiben könne.

Die Engländer waren durch die Schlacht bey Crefeldt und Ferdinands Fortschritte am Rhein ganz für einen Landkrieg gestimmt worden, da diese Inselbewohner bis jetzt nur vom Seekriege hatten hören wollen. Die gesetzgebende Gewalt dieses Reichs sowohl als das Volk, alles wünschte die nachdrücklichsten Maaßregeln, um die Franzosen zu Wasser und zu Lande zu bekämpfen. Der große Pitt hielt immer noch das Ruder des Brittischen Staats in seinen gewaltigen Händen, und beherrschte die stolze Nation nach Gefallen. Durch seine alles besiegende Beredsamkeit und seinen tiefdurchdringenden Geist, war er gleichsam unumschränkt im Königlichen Rathe sowohl als im Parlament. Sein Grundsatz war, eine Sache ganz zu unterlassen, oder sie mit allen Kräften auszuführen. Das Parlament bewilligte, 18,000 Mann nach Deutschland zu schicken. Wäre dieses früher geschehen, so würde sich Ferdinand jenseit des Rheins behauptet haben, auch hätte man wahrscheinlich die von den Verbündeten berannte Festung Wesel erobert. Allein jetzt war die Lage dieses Feldherrn bedenklich. Er hatte ein Heer von 80,000 Mann unter Anführung eines erfahrnen Feldherrn

gegen sich; die Lebensmittel fingen bey seinen Truppen an zu mangeln, dabey hatte ein lange anhaltendes Regenwetter die Wege von Grund aus verdorben und die Ufer überschwemmt. Die Märsche waren daher außerordentlich beschwerlich. Die Franzosen hatten sich der Maas versichert, und jetzt waren sie darauf bedacht, das Bundesheer vom Rhein abzuschneiden. Ferdinand wollte schlagen; Contades hingegen, seiner Vortheile sich bewußt, vermied sorgfältig ein Treffen. Indessen erforderte das bedrohte Hannover schleunige Hülfe; hiezu kam die Besorgniß für den Unterhalt der Truppen und die Sicherheit der Englischen Hülfsvölker, die in Norddeutschland landen sollten und leicht abgeschnitten werden konnten.

Diese Betrachtungen nöthigten den Deutschen Feldherrn über den Rhein zurückzugehen; allein die Schwierigkeiten dabey waren sehr groß; der Fluß breit und stark strömend; der Feind mit einer gewaltigen Uebermacht in der Nähe und sehr wachsam. Das Bundesheer hatte bey Rees eine Brücke über diesen Fluß geschlagen; in der Stadt war ein starkes Magazin, ein großer Geldvorrath und ein Feldhospital. Zur Bedeckung sowohl der Stadt als der Brücke befand sich hier der General Imhof mit 3000 Mann. Dieser wurde nun von 10,000 Mann Franzosen unter dem Befehl des General Chevert angegriffen. Alles war an der Behauptung dieses Postens gelegen. Die Rettung oder der Untergang der Verbündeten hing davon ab. Ferdinand war unvermögend, Hülfe zu senden, so daß Imhof sich bloß auf seine und seiner Truppen Tapferkeit verlassen mußte. Sein Lager war durch Gräben und Hecken gedeckt. Der Feind kannte dieses Terrain nicht, das Imhof sorgfältig benutzte, und anstatt die Franzosen zu erwarten, ihnen vielmehr entgegen ging. Der Angriff war hitzig, und desto wirksamer, da man ihn von

dem kleinen Haufen gar nicht erwarten konnte. In einer halben Stunde Zeit war der überlegene Feind zurückgeschlagen; er eilte nach Wesel, und ließ eilf Kanonen, viel Munition, eine Menge Wagen und einige hundert Gefangene zurück. Die Franzosen flohen mit solcher Uebereilung, daß sie unterwegs ihre Waffen von sich warfen. Auf dem Wege nach Wesel fand man über 2000 Musketen.

So unbedeutend auch dieser Vorfall in einem so blutigen thatenvollen Kriege war, so vertrat er doch hier die Stelle des größten Sieges. Denn er entschied den Besitz der großen Vorräthe in Rees und Emmerich, so wie der Schiffbrücke, ohne welche es Ferdinand unmöglich gewesen wäre, den Rhein zu überschreiten; so daß dieser vortreffliche Feldherr mit seinen tapferen Kriegern ohne Lebensmittel, ohne Schiffbrücken, kurz ohne Hoffnung, in einen Erdwinkel eingeschlossen, ein Raub der Feinde geworden wäre. Nun aber war der glückliche Uebergang nicht mehr zweifelhaft. Der Deutsche Feldherr hinterging die Franzosen durch falsche Märsche und Stellungen, um seine Absicht zu verbergen. Der angeschwollene Rhein verursachte jedoch, daß man die Brücke bey Rees abbrechen, und sie bey Grietshausen schlagen mußte. Die Franzosen machten den letzten Versuch, sie durch vier Fahrzeuge von einer besondern Bauart, die von Wesel ausliefen, zu vernichten; allein diese wurden durch bewaffnete Böte aufgefangen, so daß den 9ten und 10ten July das ganze Bundesheer glücklich über den gewaltig strömenden und von den Feinden stark besetzten Rhein ging, ohne einen Mann zu verlieren; ein Rückzug, der noch meisterhafter als selbst der Uebergang war. Bald nachher wurde Imhof mit einem Corps den Englischen Truppen entgegen geschickt, die in Emden gelandet waren, und sich mit den Bundsgenossen ohne Hindernisse bey Cösveld vereinigten.

Die Ankunft dieser Engländer erregte bey den Deutschen große Freude. Es waren 10,000 Soldaten, und also die erste Division von den 18,000 Mann, die das Parlament bewilligt hatte. Diese Krieger bildeten eine überaus schöne Schaar an Menschen und Pferden, welche sich auch durch äußerlichen Glanz auszeichnete. Ein Grenadier-Regiment hatte mit Gold und Silber reich gestickte Mützen mit dem Motto: Nec timor, nec pavidus. Ein Cavallerie-Regiment ritt lauter Rothschimmel; ein anderes Blauschimmel; ein drittes bloß schwarze, und ein viertes bloß kastanienbraune Pferde, sämmtlich auserlesen und Parade-Pferden ähnlich. Außer den lasttragenden Thieren führten sie über 1000 Gepäck-Wagen mit sich.

Unter den Brittischen Truppen, die nach Deutschland kamen, befanden sich auch 2000 Bergschotten, die sich bald durch Muth und Thätigkeit den Feinden kenntbar machten. Die Bergschotten, die so viel Eigenthümliches in ihren Sitten haben, sind die Bewohner der Schottischen Gebirge und der Hebridischen Inseln. Sie rühmen sich ihrer unvermischten Abkunft von den alten Caledoniern, die nie, weder von den Römern, noch von den Dänen, den Sachsen oder den Normännern unterjocht, auch jetzt noch in einer mindern Unabhängigkeit von der Regierung, als ihre Landsleute, leben. Ihre Sprache ist noch jetzt die alte Hersische, in welcher Ossian sang, und mit dieser Sprache hat sich auch größtentheils ihre alte Kleidung, ihre Lebensart und Sitten unverändert erhalten. Immer noch wie ehemals singt der Bergschotte in der bemoosten Hütte die Heldengeschichte seines Volks, theilt noch jetzt an dem gastfreyen Heerde gern sein Haferbrot mit dem unbekannten Wanderer, hängt jetzt noch nach patriarchalischer Sitte am Haupt seines Stammes

seinem Lehnsherrn, den er mehr als den König von England ehrt.

Diese Bergschotten sind von festem Gliederbau, sehr gelenkig, leicht zu Fuß, und bey harter Kost an Beschwerlichkeiten jeder Art gewöhnt. Sie sind sehr tapfer und überhaupt vortreffliche Soldaten, allein Feinde einer strengen Mannszucht; sie tragen keine Beinkleider, sondern an deren Stelle einen gestreiften wollenen Mantel, der um die Hüften geschlagen wird, und über die Knie herabhängt. In einen solchen Mantel gehüllt, schlafen sie ohne Zelt unter freyem Himmel, wenn sie sich nicht in die Erde graben, wozu sie eine eigene Geschicklichkeit besitzen. Ihre Habseligkeiten werden nicht wie bey andern Kriegsvölkern in Tornistern und auf dem Rücken getragen, sondern vorn vor dem Unterleib, wo sie in einen spitzigen Beutel von Seehundsfellen eingeschnürt sind. An den Füßen tragen sie Strümpfe von selbstgewirkten Zeuchen, die aber nur die halben Beine bedecken, und auf dem Kopfe haben sie Mützen mit einem Federbusch geziert. Ihre Waffen sind eine Flinte mit einem Bajonet, ein Paar Pistolen im Gürtel, ein großer Degen, und ein langes vorn hangendes Messer. Ihre Feldmusik besteht in Trommeln und Dudelsäcken, welche letztere in Schottland überhaupt in Ehren gehalten werden. Zu ihren sonderbaren alten Kriegs-Gebräuchen gehört, daß jedes Bataillon einen Hirsch hat, der auf allen Märschen an der Spitze des ersten Haufens mitgeführt wird.

Diese Berg-Soldaten zeigten auch jetzt in Deutschland ihre gewöhnliche Tapferkeit in mancherley auffallenden Thaten. Unter andern überfielen sie bei Dillenburg ein Französisches Cavallerie-Regiment; die Reiter versuchten eiligst ihre Pferde zu besteigen, allein sie wurden theils niederge-

hauen, theils zu Gefangenen gemacht; und nun bestiegen die Bergschotten die erbeuteten Pferde, und kamen beritten ins Hauptlager zurück.

Ferdinand nahm jetzt, um seinen Truppen Erholung zu verschaffen, vortheilhafte Stellungen an der Lippe, wobey er Hannover deckte. Das eroberte Düsseldorf mußte jetzt wieder verlassen werden. Die Hannöversche Besatzung zog aus dieser Festung, nachdem sie alle Kanonen vernagelt, und das Pulver in den Rhein geworfen hatte. Auch Cleve wurde verlassen. Beide Oerter nahmen die Franzosen gleich wieder in Besitz. Ysenburg wurde an der Weser aufgestellt, und der General Oberg mußte mit 9000 Mann Hessen decken. Oberg bezog das feste Lager bey Sandershausen, und versuchte alle Mittel, um von den Franzosen in seinen Verschanzungen angegriffen zu werden. Soubise, der ihm mit 30,000 Mann gegen über stand, wollte dieses nicht, sondern bemühte sich, ihm in den Rücken zu kommen. Diese Besorgniß trieb Oberg aus seinem Lager. Nun wurde er am 10ten October von dem überlegenen Feind bey Lutternberg auf allen Seiten angegriffen. Das Terrain war viel zu weitläufig, um es mit so wenigen Truppen an allen Punkten zu vertheidigen. Die Hessen wehrten sich jedoch tapfer, und schlugen das feindliche Fußvolk zurück, wurden aber in dem Augenblick des Sieges von der Französischen Reiterei in der Seite und im Rücken angefallen. Der Mangel an Reiterei auf Hessischer Seite vergrößerte diesen Unfall, und nöthigte Oberg zum Rückzug. Die Verbündeten verloren dabey 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebst acht und zwanzig Kanonen.

Die Sachsen, von denen kurz zuvor ein 10,000 Mann starker Haufe zum Französischen Heere gestoßen war, hatten

an diesem Siege vielen Antheil; auch wurden in der Folge von den Franzosen wenig Vortheile erfochten, wozu diese wackeren Truppen nicht thätig das ihrige beytrugen. Dennoch mußten sie von ihren stolzen Bundsgenossen allerhand Demüthigungen dulden, und ging es übel, so legte man es ihnen zur Last. Diese Sächsische Krieger waren größtentheils Ueberläufer vom Preußischen Heere, geborne Sachsen, die nicht wider ihren Landesherrn fechten wollten. Man hatte sie in zwölf Regimenter vertheilt, und jetzt standen sie in Französischem Sold. Sie führten vier und zwanzig Kanonen bey sich, ein Geschenk der Dauphine und mit ihrem Namen geziert. Es war ein Tribut, den diese Fürstin ihrem bedrängten Vaterlande zollte. Ihr Bruder, der Prinz Xaver, zweyter Sohn des Königs von Polen, war Anführer dieser Schaar. Von allen Fähigkeiten zum Kriege entblößt, ein schlechter Feldherr, ein schlechter Vaterlandsfreund, und auch als ein schlechter Regent durch seine sonderbare Landesverwaltung in Sachsens Jahrbüchern unvergeßlich, brachte er das ihm eigne stolze Wesen zum Heere mit, und empörte dadurch die Sächsischen Soldaten, die voll guten Willens waren, und eine bessere Behandlung zu verdienen glaubten. Man murrte nicht allein, sondern es wurden auch ganz laut in Gegenwart des Fürsten Schimpfreden ausgestoßen. Xaver, an einem Hofe erzogen, wo ein Asiatischer Aufwand herrschte, und Morgenländische Ehrfurchts-Bezeugungen Sitte waren, konnte bey diesen Beleidigungen seinen Sinnen kaum trauen. Er dachte auf schreckliche Strafen. Ein Sächsischer Feldherr aber gab ihm den weisen Rath, bey dieser Volksstimme ja zu schweigen, und sein Betragen zu ändern. Er that beides, und seine Soldaten, die von

seinen Kriegsfähigkeiten ihre Begriffe nicht änderten, ehrten jetzt wenigstens den Sohn ihres Königs in ihm.

Der Sieg bey Lutternberg verschaffte Soubise den Marschallstab. Er durchzog nunmehr die benachbarten Landschaften, erpreßte überall starke Brandschatzungen, und drang bis an die Mauern von Hameln. Die Regierung in Hannover war in großer Unruhe, und abermals wurden das Archiv und andere Sachen von Wichtigkeit nach Stade in Sicherheit gebracht. Ferdinands Märsche und Stellungen verhinderten jedoch das weitere Vordringen der Franzosen und die Vereinigung ihrer Schaaren, die nach einigen fruchtlosen Unternehmungen die Winterwohnungen bezogen, das Hauptheer unter Contades zwischen der Maas und dem Rhein, die Truppen des Prinzen Soubise aber längs den Ufern des Rheins und des Mayns. Hessen wurde ganz von ihnen geräumt. Hier nahm nun der Prinz von Ysenburg seine Winter-Quartiere; der Herzog Ferdinand hingegen verlegte seine Truppen in Westphalen, und nahm seinen Hauptstand in Münster.

Durch die Thätigkeit dieses großen Feldherrn wurden die Franzosen gehindert, die grausamen Befehle ihres Hofes, die nicht eines erleuchteten Volks, sondern der Irokesen würdig, zu vollziehen. Man beschloß in Versailles bereits im Sommer, ohne Rücksicht auf Menschlichkeit, die erhaltenen Vortheile aufs äußerste zu benutzen. Louvois, Minister Ludwigs des vierzehnten, hatte schon im vorigen Jahrhundert das barbarische Beyspiel von Verheerungs-Befehlen gegeben, die der große Türenne in der unglücklichen Pfalz gezwungen ausführen mußte. Dieser Französische Versuch, von den Tatarn entlehnt, und von allen Europäischen Nationen, selbst von den Franzosen, seit hundert Jahren ein-

stimmig mit Ehrlosigkeit gebrandmarkt, wurde jetzt zur ewigen Schande dieses gesitteten Volks abermals hervorgesucht. Der Kriegs-Minister Belleisle schrieb an den Marschall Contades: „Ich weiß keine andre Quelle für unsre dringenden Bedürfnisse, als das Geld, welches wir aus den „feindlichen Ländern ziehn. Diese müssen uns auch außer „dem Gelde alles, was nur zum Unterhalte gehört, verschaffen: Heu, Stroh, Hafer, Brot, Korn, Vieh, Pferde, „ja sogar Menschen, um unsre ausländische Regimenter „wieder vollzählig zu machen. Bis Ende des Septembers „(1758) wird es nöthig seyn, eine gänzliche Wüste aus „allen Gegenden zu machen, die vor der Fronte des Cordons liegen, den wir im Winter ziehen wollen, damit es „dem Feinde ganz unmöglich, sich uns zu nähern." In den folgenden Briefen an Contades waren diese Befehle noch bestimmter. Unter dem 5ten October hieß es: „Sie, „mein Herr, müssen ganz Westphalen in eine Wüste verwandeln, und in den Ländern an der Lippe und in Paderborn, als den fruchtbarsten Provinzen, muß alles bis „auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden."

Die Französischen Kriegs-Befehlhaber folgten zwar nicht ganz genau dieser grausamen Vorschrift, doch betrugen sich manche auf eine Art, die hinreichend ihren guten Willen anzeigte. Gewaltsame Erpressungen gehören zu den gewöhnlichen Greueln des Krieges, selbst bey den gebildetsten Völkern; nur dann sind sie der Aufzeichnung werth, wenn sie bis zu einer außerordentlichen Höhe getrieben werden. Dies war der Fall in der Grafschaft Hanau, die wie ganz Hessen in diesem Kriege vorzüglich die eiserne Ruthe der Feinde fühlte. Hier befand sich der als Opfer bey der Revolution

seines Volks auch im Auslande so berüchtigt gewordene Französische Intendant Foulon, der die Regierung, den Adel, den Magistrat und die vornehmsten Bürger, drey und neunzig Personen, worunter alte, abgelebte und kränkliche Männer waren, wegen einer unerschwinglichen Kriegessteuer in ein einziges Zimmer einkerkern ließ, wo sie drey Tage und zwey Nächte ohne Speise und Trank, und ohne Schlaf, wegen Mangel des Raums mehrentheils stehend zubringen mußten. Diese unter Christen in einem solchen Fall unerhörte Behandlung bekam am dritten Tage noch den Zusatz, daß die Wache Niemand zur Befriedigung der natürlichen Nothdurft aus dem Zimmer lassen durfte. Es wurde den Gefangenen nicht einmal das den Galeeren-Sclaven und den verworfensten Verbrechern zukommende Wasser und Brot gereicht; und als die Regierungsräthe Gunderode, Hugo und andre eingekerkerte Standes-Personen es von ihren Tyrannen begehrten, ja sich herabließen darum zu bitten, schrieb einer derselben, Namens La Sone, zur Antwort: „Ich will Ihnen zwar heute Abend das „Verlangte bewilligen, und Sie sollen Brot und Wasser „erhalten, allein erwarten Sie weiter keine solche Gefäl„ligkeiten."

Die Charakteristik des vorigen Feldzugs war die außerordentliche Anzahl großer Schlachten, Treffen und wichtiger Gefechte. Der jetzige war wegen der vielen größtentheils aufgehobenen Belagerungen ausgezeichnet. In Schlesien und Sachsen wurden die Festungen Schweidnitz und Sonnenstein, so wie in Westphalen Minden und Düsseldorf förmlich belagert und erobert; dagegen hob Friedrich die Belagerung von Olmütz auf, die Russen verließen Cüstrin und Colberg, die Oesterreicher Neiße und Dresden, und die

Reichsvölker Torgau und Leipzig. So hatte sich das Kriegsglück auf seiner Kugel gedreht, daß in der Mitte des Decembers für die Preußen und ihre Bundsgenossen kein Feind mehr in Schlesien, in Sachsen, in Brandenburg und Pommern, so wenig als in Hessen und im größten Theil von Westphalen zu finden.

Sechstes Buch.

(1759.)

In Frankreich stimmte jetzt der ganze Königliche Rath, ja selbst der Dauphin, für den Frieden. Nur Ludwig der Funfzehnte und seine Buhlerin bestanden durchaus auf die Fortsetzung des für das Reich so sehr verheerenden Krieges. Der Cardinal Bernis, die Pompadour, welche er ehemals so oft besungen, wie den König, taub gegen alle Vorstellungen findend, entsagte als Minister der auswärtigen Geschäfte seinem Amte, welches er, obwohl nur kurze Zeit, mit Ruhm verwaltet hatte. Dieser Entsagung folgte der Tod des Kriegsministers Belleisle, und nun wurde der Herzog von Choiseul herrschender Minister, der, seinen alten Verbindungen mit dem Wiener Hofe treu, mit dem größten Eifer auf die Fortsetzung des Krieges dachte. Sein erster Schritt war, einen neuen Bundesvertrag zwischen Frankreich und Oesterreich zu schließen. Dies geschah den 30sten December 1758. Ja, um diesem erneuerten Bunde, der allen unbefangenen Franzosen wegen des gewissen Nachtheils und der unmöglichen Vortheile anstößig, durch eine prächtige Tändeley einen scheinbaren Werth zu geben, befahl der Minister im Namen des Königs der Academie der Inschriften zu Paris, eine Schaumünze zur Verewigung dieses Vertrages schlagen zu lassen. In eben

diesem Monat wurde auch zwischen England und Preußen die neue Uebereinkunft geschlossen, in welcher Friedrich jährlich vier Millionen Reichsthaler Hülfsgelder zugesagt wurden. Im vierten Artikel verbanden sich beyde, weder einen einseitigen Frieden, noch ohne beyderseitige Zustimmung einen Waffenstillstand mit ihren Feinden zu machen. Frankreich brauchte nun seinen ganzen Einfluß sowohl in Petersburg, um den Haß der Kaiserin gegen den König von Preußen zu befestigen, als in Constantinopel, um dem neuen Sultan, der jetzt, zur Zeit des geendigten Waffenstillstandes mit Oesterreich, den Thron der Osmanen bestiegen hatte, das Schwert in der Scheide zu erhalten. Auch wurde zwischen Rußland, Schweden und Dännemark ein Bündniß geschlossen, um allen fremden Kriegsflotten den Durchzug im Sunde zu verwehren. Dännemark fand dabey keine Vortheile, daher das Französische Geld den Entschluß des Cabinets zu Copenhagen bestimmen mußte. Nun waren die beyden andern Mächte, die in beständiger Furcht lebten, die siegreichen Englischen Flotten an ihren Küsten zu sehen, beruhigt.

Friedrich beschloß, im künftigen Feldzug mit dem Hauptheere vertheidigungsweise zu verfahren. Die Hoffnung auf den Beystand der Türken bestimmte wahrscheinlich diesen Plan; denn schon im Januar schrieb er an den General Fouquet, der zu der kleinen Zahl seiner Vertrauten gehörte; „Die Türken fangen an, sich zu bewegen; sie werden nicht „lange müssig bleiben." Indessen war auch mit diesem Vertheidigungssystem Thätigkeit verbunden, wobey er keine Gelegenheit versäumte, sich ferner furchtbar zu machen. Noch in diesem Winter gab er eine Probe seiner Entschlossenheit. Der Polnische Fürst Sulkowsky nahm, ohne Rücksicht auf die Neutralität der Republik Polen, thätigen An-

theil am Kriege. Er warb Truppen, und errichtete Vorräthe für die Russen. Auf die Vorstellungen des Königs von Preußen gab er die trotzigsten Antworten, berief sich auf seine Unabhängigkeit, auf die Würde eines Magnaten, und verdoppelte dabey seine Bemühungen zum Vortheil der Russen. Er hauste in der polnischen Stadt Riesen, in einer beträchtlichen Entfernung von den Schlesischen Grenzen. Hier hatte er sowohl eigene Soldaten, als Kanonen, und überdieß glaubte er auch durch das Ansehen seines Freystaates hinreichend geschützt zu seyn.

Der Preußische Name aber, den jetzt die mächtigsten Nationen der Erde mit Ehrfurcht nannten, konnte nicht wohl ungestraft von einem so kleinen Sclavenbeherrscher verspottet werden. Friedrich, ohne politischen Bedenklichkeiten Gehör zu geben, schickte den General Wobersnow mit einem Streiterhaufen nach Polen. Riesen wurde ohne Schwertstreich eingenommen, der Fürst zum Gefangenen gemacht, und seine Soldaten entwaffnet; dabey wurden die für die Russen angelegten Vorräthe vernichtet und alle Kanonen, Pferde, Wagen und Kriegsvorräthe fortgeschleppt. So kam dieser Zug nach Schlesien zurück. Man zwang diese Polnischen Soldaten durch Prügel, Preußische Dienste zu nehmen, und ihr Fürst wurde nach der Festung Glogau gebracht, wo er bis zu Ende des Krieges gefangen saß. Dies war das Schicksal eines stolzen Edelmanns, der, auf den Besitz einer Anzahl Dörfer voll nackter Bauern trotzend, sich unbefugt zum Bundesgenossen mächtiger Monarchen aufwerfen, und sich in ihre Kriege mischen wollte. Ein anderer Bundesgenosse dieser Art war ein Zeitungsschreiber in Erlangen, der sich auf die politischen Gesinnungen seines Landesherrn verlassend, den Preußen in seinen Blättern auch den Krieg ankündigte. Die Lästerungen waren darin

nicht sparsam angebracht. Ein Preußischer Officier übernahm die Züchtigung dieses Federhelden. Er ließ ihm eine Anzahl Stockprügel geben, und sich von dem Empfänger förmlich einen Schein darüber ausstellen.

Nie zog ein Krieg in Europa die Aufmerksamkeit und Theilnahme entfernter Nationen mehr auf sich, als der gegenwärtige. Es war dabey merkwürdig, daß theils die Bewunderung der Thaten Friedrichs, theils die natürliche Neigung der Menschen, bey einem ungleichen Kampf sich für den Schwächern zu erklären, den Preußen überall Anhänger erwarben, und dies in Ländern, wo man sich zuvor um diese Monarchie gar nicht bekümmert hatte, und ihr Daseyn nur aus der Erdkunde kannte. Die Spanier, bey allen Kräften ihres großen Reichs nie die Hälfte der Truppen ins Feld stellend, die König Friedrich, durch den Umfang und den Reichthum seiner Staaten so sehr beschränkt, seinen Feinden jetzt entgegen führte, nahmen, um dies ihnen unerklärbare Räthsel zu ergründen, an Deutschlands Fehden niemals lebhafteren Antheil als jetzt. In Holland prägte man auf Friedrichs Feinde satyrische Denkmünzen. In Neapel war man wegen des unerwarteten Ausgangs eines jeden Feldzugs, ja fast jeder Unternehmung gegen die Preußen so betäubt, daß die große Entfernung der kriegenden Heere, die Alpen, und alles andere aus dem Gedächtniß der Neapolitaner verschwand. Man hielt es nach allen jetzt erlebten Erscheinungen im Kampfe nicht für unmöglich, den Krieg in Italien und vielleicht gar die Preußen in der Nähe des Vesuvs zu sehen; daher die Truppen in diesem Königreich vermehrt, und die Wachen in der Hauptstadt verstärkt wurden.

In Rom hatte man zwar wegen eines so ausgedehnten Krieges keine Besorgnisse; dennoch war die Theilnahme

der

der Römer an dem Glück oder Unglück so vieler Nationen, die in Deutschland kämpften, außerordentlich, und größtentheils waren sie auf Friedrichs Seite. Sie wünschten seinen Waffen Glück zu eben der Zeit, da der Papst ihre Macht durch prunkreiche Messen und geweihte Geschenke zu entkräften suchte. In Venedig war die ganze Stadt in zwey Theile getheilt, in Teresiani und Prussiani, die sich einander tödtlich haßten. Beyde hatten ihre eigenen Caffeehäuser, wo sie zusammen kamen, und keiner von der andern Partey geduldet wurde. Dieser Parteygeist hatte sich sogar unter den Mönchen verbreitet, und brach im Kloster zu S. Giovanni e Paolo in Wuth aus. Die hier wohnenden Mönche schlugen sich im Speisezimmer zur Ehre der Maria Theresia und Friedrichs tapfer herum, wobey Teller, Schüsseln und Becher zu Waffen dienten. Die Partey des Königs war jedoch in Venedig fast immer die stärkere; auch sagte man damals: „Chi non è buon Prussiano, non „è buon Veneziano." (Wer kein gut Preußischgesinnter ist, ist auch kein guter Venetianer.) Ein Pelzhändler hatte das Bild Friedrichs in seinem Laden aufgestellt, und um seine Ehrfurcht für dasselbe auffallend zu bezeugen, hängte er eine brennende Lampe davor auf; eine Verehrungsweise, die in Italien, wie in allen katholischen Ländern, nur Heiligen vom ersten Range widerfährt. In der Schweiz jauchzte man über die Preußischen Siege, als ob sie Schweizer erfochten hätten. In Deutschland wünschten nicht allein die wider Friedrich angeführten protestantischen Wirtemberger seinen Waffen Glück, sondern diese Parteylichkeit ging so weit, daß auch selbst die katholischen Bayern, die Pfälzer, die Mainzer und andere Reichssoldaten mit dem Rosenkranz in der Tasche und das Scapulier über die Schulter gehängt, doch ungern wider den König von Preußen fochten.

Auch in Frankreich, wo die Nation in Ansehung dieses Krieges mit dem Hofe nicht gleichsinnig dachte, wurde Friedrich so sehr als in irgend einem andern Lande bewundert. Die Würdigung seiner großen Eigenschaften drang selbst in den Pallast des Monarchen; daher die Antwort der Marquise Pompadour, als ihr der Herzog von Belleisle einst halb im Scherz halb im Ernst sagte, man müßte den Krieg mit Nachdruck führen, sonst dürfte Friedrich mit seinen Preußen nächstens nach Paris kommen. Die Buhlerin, mit dem Geist der Höfe bekannt und sich ihrer eigenen Macht bey dem schwachen Ludwig nur zu wohl bewußt, erwiederte: „Gut! so werde ich einen König sehen."

So sehr aber auch die Thaten Friedrichs und seine Standhaftigkeit im Unglück ihm aller Orten Anhänger und Bewunderer erwarben, so hatte er doch auch eine Menge Privatfeinde in allen Ländern, die ihm nach Möglichkeit zu schaden suchten. Die Preußischen Provinzen, so wie Sachsen, waren voller Kundschafter. Man ließ deren in Chursächsische Hofdienertracht gekleidet nach Dresden kommen, wo sie von den vornehmsten Personen unterrichtet, und denn wieder fortgeschickt wurden. Der Zufall aber entdeckte die wichtigsten der darauf gegründeten Anschläge. Der Sächsische Minister, Graf Wakerbart, hatte ein Verständniß mit Friedrichs Feinden, das ans Licht kam; da man denn diesen Staatsdiener auf die Festung Cüstrin brachte, nach einigen Monaten aber wieder in Freyheit setzte, unter der Bedingung, sich nach Polen zu begeben.

In Zerbst befand sich ein Französischer Kundschafter, der Marquis Fraigne, den der dortige Hof schätzte, und auch auf dem Fürstlichen Schlosse wohnen ließ. Friedrich verspottete diesen unüberlegten Schutz, ließ ihn abholen, und nach Magdeburg schaffen. Auch der Feldmarschall

Seckendorf, bekannt durch seine unglücklichen Feldzüge und seine eben so unglücklichen Unterhandlungen, vergaß seine Würde und sein Ruhe heischendes Alter, um als ein Greis von neunzig Jahren die Rolle eines Kundschafters zu spielen. Er lebte in Sachsen auf seinem durch Schutzwachen gesicherten Gute Meuselwitz, wo ihn die Preußen auf Befehl des Königs mit Schonung, ja mit Ehrfurcht behandelten. Dennoch fing er einen geheimen Briefwechsel mit Friedrichs Feinden an. Der König, durch diese Entdeckung aufgebracht, ließ ihn durch Husaren aus der Kirche holen, und nach Magdeburg bringen. Er kam jedoch bald wieder in Freyheit, mußte sich aber schriftlich verbinden, so lange der Krieg dauern würde, aller Gemeinschaft mit des Königs von Preußen Feinden zu entsagen.

Die Preußischen Truppen waren nie thätiger als diesen Winter. Heinrich rückte, trotz der rauhen Jahreszeit, der hohen Gebirge, und der ungangbaren Wege, die andern Soldaten unübersteigliche Hindernisse gewesen wären, in Böhmen ein, erzwang die Durchgänge, und zerstreute die feindlichen Truppen. Hülsen fand bey Kommotau den Oesterreichischen General Reinhardt auf einem Berge verschanzt; er griff ihn an, und nahm seine ganze aus 2500 Mann bestehende Mannschaft gefangen, ohne daß ein einziger entkam. Hülsen wandte sich darauf nach Saatz und Heinrich nach Budin. Hier, wie in Lowositz und Leutmeritz nahm man alle Vorräthe weg, 35,000 Tonnen Mehl, 137,000 Scheffel Hafer, 86,000 Rationen Heu und 74,000 Brote. Ein Heer von 50,000 Mann hätte damit auf fünf Monat mit Brot, und 25,000 Reiter über einen Monat mit Fütterung können versorgt werden. Dieser ganze ungeheure Vorrath wurde verdorben, eine neu erbaute Brücke vernichtet, und 150 Schiffe auf

der Elbe verbrannt. Das Magazin Saatz setzten die Oesterreicher selbst in Flammen, damit es nicht den Preußen in die Hände fallen sollte.

Auch gegen die Reichstruppen wurden von Sachsen aus Seitenzüge gemacht. Prinz Heinrich rückte selbst in Franken ein, und schickte verschiedene Haufen aus, um vorwärts zu dringen. Diese vertrieben überall die aus so vielen Völkerschaften bunt zusammengesetzten Executionsschaaren, deren kriegerische Verfassung, Mannszucht und sehr geringfügige Thaten, in diesem thatenvollen Kriege, einen sonderbaren Gegensatz zu den großen Deutschen Heeren machten, welche die Augen der Welt auf sich zogen. Ihre jetzige Flucht ging von allen Seiten nach Nürnberg, wo sich ihre Hauptschaar in einem unangreiflichen Lager befand; sie geschah mit großem Verlust, und die Gefangenen wurden immer zu Hunderten gemacht; dabey büßten sie eine Menge Gepäck, Fahnen und Kanonen ein, und auch ihre Vorräthe, die sie im Bisthum Bamberg an mehreren Orten angelegt hatten, wurden vernichtet. Das Magazin in Bamberg setzten die Reichstruppen selbst in Brand. Bald nachher trafen die Preußen hier ein. Die Stadt unterwarf sich, und der General Knoblauch wollte sie in Besitz nehmen; allein einige tausend Oesterreicher, größtentheils Croaten, hatten nicht Lust, sie zu verlassen. Dies veranlaßte ein Gefecht in den Straßen, mit dem gräßlichsten Geschrey vergesellschaftet, wobey die friedliebenden Einwohner sich in die Keller verkrochen. Kein Mensch ließ sich sehen; die Stadt schien ausgestorben zu seyn, daher einige offenstehende Kramläden geplündert wurden. In wenig Stunden aber waren die Oesterreicher vertrieben, und die Unordnung hatte ein Ende. Die Einwohner bequemten sich zu starken Kriegessteuern, und für die Summe, die sie

nicht sogleich baar erlegen konnten, gaben sie Wechsel. Der Kaiser vernichtete sie zwar, da die Stadt aber vor einem künftigen Besuch von den unternehmenden Preußen nicht sicher, so beschloß sie weislich, die Wechsel zu bezahlen. Es befanden sich in Franken mehrere kleine Oesterreichische Haufen, die man zurücktrieb. Erfurt wurde durch Uebereinkunft erobert, und mußte eine Brandschatzung von 100,000 Reichsthalern erlegen.

Bey Kronach wurde der General Riedesel mit 2500 Mann gefangen, und Würzburg so wie andre Reichsverbündete Städte, wo die Preußen auf diesem Zuge hinkamen, in Brandschatzung gesetzt. Alles glückte, nur nicht die Absicht des Prinzen Heinrichs, das Hauptheer des Reichs selbst zum Treffen zu bringen.

Ein anderer Haufe Preußen fiel in Mecklenburg ein. Dies Herzogthum war auch eine von Friedrichs Hülfsquellen. Der Herzog, seine Schwäche und die Stärke seines mächtigen Nachbarn durchaus nicht berechnend, war so unvorsichtig gewesen, sich auf dem Reichstage zu Regensburg öffentlich gegen den König von Preußen, den er haßte und schon vor dem Kriege gröblich beleidigt hatte, zu erklären; er gab zuerst seine Stimme, ihn als einen Reichsfeind zu behandeln, und so trat er, ohne die Folgen zu bedenken, an die Spitze der Fürsten, die auf eine Achtserklärung drangen. Er wollte dadurch seinen thätigen Antheil an einem Kriege zeigen, worin der Sieg der mächtigen Verbündeten nicht einen Augenblick zweifelhaft schien; dabey schmeichelte er sich, an der Seite des Stärkern, mit großen Vortheilen; an deren Stelle traten nun Verwüstungen seines ohnehin von der Natur wenig begünstigten Landes. Auf diese Weise mußten die armen Mecklenburger für die politischen Sünden ihres Herzogs hart büßen. Keine von allen Provinzen,

wo die Preußen ihre feindlichen Fahnen wehen ließen, wurde von ihnen so grausam behandelt, als dies von dem geflüchteten Regenten ihnen überlassene Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, aus welchem die Menschen zu Hunderten Städte und Dörfer verließen.

Die wegen Eigenthum, politischer Verhältnisse, Unentschlossenheit und andrer Ursachen Zurückbleibenden, fühlten daher den eisernen Druck des Krieges desto stärker. Unter andern mußte dies Land, in den sieben durch Verheerung bezeichneten Jahren, außer der großen Menge Futter und Vieh, 16,000 Ersatzkrieger und zwey und vierzig Millionen Thaler Brandschatzung liefern. Alles dies wurde mit einer empörenden Strenge eingetrieben. Man setzte die obrigkeitlichen Personen bey Wasser und Brot gefangen. In Güstrow diente die Pfarrkirche zum Kerker für die zusammengeschleppten neuen Soldaten, wo sie immer viele Wochen lang eingesperrt lagen, bis man sie zum Heere abführte. Die unglücklichen Einwohner, von ihrem Herzog zum Haß gegen die Preußen gestimmt, hatten davon wiederholte Beweise gegeben. Jetzt wurde dieser Haß durch Rache vergolten. Man zerstörte, was man nicht fortbringen konnte; selbst die Betten der armen Einwohner wurden aufgeschnitten, die Federn in die Luft gestreut, und den Winden übergeben. Ein rührender Brief der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz an Friedrich, worin diese Greuel in ihrer Nachbarschaft geschildert waren, hemmte die Fortsetzung derselben, und war die erste Veranlassung, die Briefstellerin auf den Brittischen Thron zu erheben.

Die Preußen behielten diese Provinz nicht in beständigem Besitz wie Sachsen; dagegen machten sie hier desto öfter wiederholte Einfälle. Jetzt verfuhren sie auf Friedrichs

Befehl mit mehr Mäßigung; es war aber Krieg, und folglich konnte man von den Feinden nichts Gutes erwarten; sie nahmen Schwerin weg, zwangen die junge Mannschaft, sowohl in den Städten, als auf dem offenen Lande, zum Soldatendienst, und erpreßten große Steuern.

Auch die Schweden hatten diesen Winter keine Ruhe. Dohna kam schon in den ersten Tagen des Januars mit einem Haufen aus Sachsen in Pommern an, um diese Feinde, die hier der Preußen Abwesenheit durch die Besitznehmung größtentheils offener Städte benutzt hatten, wieder zu vertreiben. Es gelang ihm auch durch die Thätigkeit und den Muth der unter ihm befehligenden Heerführer, Platen und Manteufel. Damgarten, Wolgast und andere von den Schweden besetzte Oerter wurden ihnen nun sehr geschwind wieder abgenommen; die Städte Anclam nnd Demmin aber förmlich belagert und erobert. Die letztere Stadt hielt sich nur zwey Tage, die erstere etwas länger. Man machte in beiden 2700 Gefangene, und eine große Beute an Geschütz, Schießvorrath und Lebensmitteln. Der Verlust der Schweden war dabey sehr beträchtlich, in Rücksicht auf die Entfernung ihres Landes, und auf die vielen Hindernisse, die sie in Stockholm zu bekämpfen hatten, um mit den nöthigsten Kriegsbedürfnissen versehen zu werden. Diese mannigfaltigen Unternehmungen der Preußen in Pommern, und die völlige Wiedereinnahme der von den Schweden besetzten Provinz war das Werk einer einzigen Woche. Stralsund wurde nun von neuem berannt.

Alle Provinzen Süd-Deutschlands, durch schlechte Festungen wenig gesichert, und ihrer Soldaten beraubt, lagen nun den Preußen nach ihren glücklichen Fortschritten in Franken offen. Der Erbprinz von Braunschweig war mit

12,000 Mann von dem Bundesheere zum Prinzen Heinrich gestoßen. Die Reichs-Truppen flohen allenthalben, und ihr Feldherr, der Herzog von Zweybrücken, lag dem Herzog von Broglio dringend um Hülfe an. Das Glück zeigte hier den Preußen angenehme Aussichten; allein Heinrich, von dem Könige, seinem Bruder, durch einen Raum von sechzig Meilen getrennt, mußte die Verfolgung aufgeben, um das schwach besetzte Sachsen zu decken, wo die Oesterreicher mit Macht eingefallen waren; er zog daher seine siegreichen Kriegshaufen zurück.

Die Russen hatten sich indessen in Polen zusammengezogen, und bedrohten die Preußischen Staaten mit einem neuen Einfall. Friedrich schickte ihnen den General Dohna, der in Pommern nichts mehr zu thun fand, mit einer starken Schaar entgegen, um ihr Vorrücken, wo nicht zu hindern, doch zu erschweren. Es gelang ihm, die feindlichen Vorräthe in Bromberg, Rogosno und Znin zu vernichten; allein sein Hauptzweck war ein Treffen, weshalb er auch über die Warthe gegangen war, und da er den Feind hier nicht dazu bringen konnte, so richtete er seinen Anschlag auf Posen, wo sich das Haupt-Magazin der Russen befand. Diese Stadt aber war mit einer guten Verschanzung umgeben, und von einem starken Corps besetzt, zu dessen Verstärkung noch mehr Truppen im Anzuge waren. Der Entwurf wurde daher aufgegeben. Das Recht des Stärkern zeigte sich bey diesem Einbruch auffallend; denn Dohna, ohne Rücksicht auf den neutralen Boden, schrieb in Polen Lieferungen aus, ohne sie zu bezahlen. Sie wurden mit Gewalt zusammengetrieben, eine Menge von den Einwohnern, Unterthanen der Republik, als Ersatzkrieger ausgehoben, und unter die Regimenter gesteckt. Dabey wurde eine

Preußische Erklärung ausgegeben, worin man die Nothwendigkeit dieser Maaßregeln zu rechtfertigen suchte.

Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte endlich die Preußen, sich nach der Oder zurückzuziehn. Die Russen, die ebenfalls an Hülfsgeldern Mangel zu leiden anfingen, und sich überdieß mit den Oesterreichern zu vereinigen wünschten, rückten auch auf diesen Fluß los. Der Feldmarschall Soltikow war an Fermors Stelle gekommen, der um Erlaubniß gebeten hatte, den Oberbefehl wegen seines schwachen Gesichts niederzulegen. Er blieb jedoch bey dem Heere und diente unter seinem Nachfolger, wodurch er sich den Ruhm eines großen Vaterlandsfreundes bey Hofe erwarb, und bey den Kriegern sein Ansehn befestigte. Er war noch immer die vornehmste Triebfeder aller Entschließungen, und konnte sich an den Oesterreichern, die ihn beleidigt hatten, rächen, ohne verantwortlich zu seyn. Auch die Preußen erhielten jetzt einen andern Anführer. Der König, unzufrieden mit Dohna, der mehr als eine Gelegenheit, die Russen mit Vortheil anzugreifen, nicht genutzt, und überhaupt eine den Preußischen Heerführern ganz ungewöhnliche Nachlässigkeit gezeigt hatte, nahm ihm den Heeresbefehl, und gab ihn dem General Wedel. Dieser Feldherr überbrachte Dohna und andern Heerführern einen Königlichen Befehl, der eine bey den Preußischen Schaaren unerhörte Vollmacht anzeigte. Friedrich schrieb: „So lange sein Commando dauert, stellt „er meine Person vollkommen vor, und so muß ihm auch „gehorcht werden. Er soll bey den Truppen das seyn, was „ein Dictator zu der Römer Zeiten war."

Wedel traf den 22sten Juli bey dem Heere ein. Er kannte weder seine Truppen, ihre Stärke und Schwäche, noch seinen Feind oder die Gegend. Er hatte indessen be-

stimmte Befehle, ohne Verzug die Russen anzugreifen, wenn er ihre Vereinigung mit den Oesterreichern nicht auf eine andere Art hindern könnte. Laudon war zu diesem Endzweck mit 30,000 Mann auf dem Marsch. Die Russen eilten, zu ihm zu stoßen, und da sie den 23sten Juli, den Tag nach Wedels Ankunft, ihren Zug fortsetzten, so glaubte der Preußische Feldherr, den Angriff nicht länger verschieben zu dürfen. Das Treffen geschah bey dem Dorfe Kai, nahe bey der Oder, unweit den Brandenburgischen Gränzen. Die Heere waren an Stärke einander sehr ungleich; auch die Stellung der Russen sehr vortheilhaft; die Preußen hingegen, durch Moräste bey ihrem Angriff eingeengt, konnten dem Feinde nicht Geschütz genug entgegenstellen. Man focht von vier Uhr Nachmittag bis zum Untergang der Sonne. Wedel wurde geschlagen, und mußte sich mit einem Verlust von 5000 Todten, Verwundeten und Gefangenen zurückziehen. Was diesen Verlust erhöhte, war der Tod des Generals Wobersnow, eines thatenvollen und von dem Heere sehr geschätzten Befehlhabers, der, als ein Held kämpfend, im Treffen blieb, das er widerrathen hatte. Wedel ging nun über die Oder zurück; Soltikow aber rückte bis Crossen vor, und setzte Berlin der größten Gefahr aus.

Nichts hielt jetzt mehr die Vereinigung der verbündeten Heere auf. Laudon theilte das seinige, ließ Haddik mit 12,000 Mann zurück, und stieß mit 18,000 Mann größtentheils Reitern, den 3ten August zu den Russen. Die Bewegungen, und überhaupt die Maaßregeln dieser beiden Oesterreichischen Feldherren, ihren großen Endzweck zu erreichen und alle Hindernisse zu übersteigen, waren musterhaft. Die Reichsschaar, die so wenig den ganzen Krieg über that, trug diesmal zur Ausführung des Laudonschen Entwurfs das ihrige bey. Sie fiel in Sachsen ein, und nöthigte da-

durch den General Fink, der mit einem Preußischen Haufen den General Haddick beobachtete, ihn aus den Augen zu lassen, um Leipzig und Torgau zu decken. Die vereinigte Macht der Russen und Oesterreicher, über 80,000 Mann stark, rückte nun vorwärts, und verschanzte sich am Ufer der Oder, ohnweit Frankfurt. Alle Bemühungen Wedels waren jetzt dahin gerichtet, den Feinden den Uebergaug über diesen Fluß zu erschweren.

Der König hatte sich begnügt, in Schlesien vertheidigungsweise zu verfahren. Er blieb lange bey Landshut gelagert, um günstige Augenblicke zu erwarten. Daun stand ihm mit dem Hauptheer gegenüber, und auch er wartete auf eine vortheilhafte Gelegenheit, vorzurücken oder zu schlagen. Um diese Hoffnung zu vernichten, und die Oesterreicher nach Böhmen zurückzutreiben, wandte sein wachsamer Feind alle Mittel an, ihre Subsistenz zu erschweren, und schon dachte man ernstlich im Kaiserlichen Lager die Stellung zu ändern. Das Vorrücken der Russen aber änderte den Plan beider Feldherren. Daun bemühte sich, ihnen näher zu kommen, um ihre Unternehmungen zu erleichtern, und Friedrich, den Maaßregeln beider Heere entgegen zu arbeiten.

Das unglückliche Treffen bey Kai, und die darauf erfolgte Vereinigung der feindlichen Heere, veranlaßten endlich den Monarchen, selbst nach seinen Brandenburgischen Staaten zu eilen. Die Zeit verstattete ihm diesmal nicht, Fußvolk oder Reiterei von seinen Schaaren mitzunehmen; er reiste bloß mit einer kleinen Bedeckung von Husaren ab. Heinrich mußte einen großen Theil seiner Truppen aus Sachsen zur Verstärkung des Oder-Heers schicken, und ging sodann selbst nach Schlesien, um in der Abwesenheit des Königs die zurückgelassenen Krieger, die jetzt 40,000 Mann stark in dem Lager von Schmuckseifen, zwey Tagemärsche

von Landshut, standen und Daun mit 70,000 Mann gegen sich hatten, zu befehligen. Auch das Finksche Corps erhielt Befehl, Sachsen zu verlassen, und nach der Oder zu marschiren; so daß diese Provinz nun ganz von Preußischen Truppen entblößt war. Nur Dresden, Leipzig, Torgau und Wittenberg blieben besetzt, wobey sich der König vorzüglich auf die erprobte Entschlossenheit des Generals Schmettau, des Befehlhabers von Dresden, verließ. Friedrichs Zug war glücklich. Seine ihm zugeschickten Truppen langten ohne allen Verlust bey ihm an; er selbst stieß bey Guben auf Haddicks Schaar, nahm ihr einige Kanonen und 500 Mehlwagen ab, machte 600 Gefangene, und vereinigte sich sodann ohne Hinderniß mit dem Wedelschen Heere.

Nun beschloß er, ohne Verzug eine Schlacht zu liefern, und ging über die Oder. Seine vereinigte Macht war jetzt 40,000 Mann, das verbündete Heer aber über 60,000 Mann stark. Es stand zwischen Frankfurt und Kunersdorf auf Anhöhen in einem verschanzten Lager, das von ungeheurem Geschütz vertheidigt wurde. Der rechte Flügel war durch die Oder, der linke durch Sümpfe und Büsche gedeckt. Vorn waren tiefe Gründe; auch hatten die Russen auf dem rechten Flügel eine Sternschanze errichtet, und die Zugänge zu ihrem Lager durch Verhacke gedeckt. Aller dieser Vortheile ungeachtet bestimmte der König den 12ten August zum Angriff. Er stellte seine Krieger in einem Walde zu fünf Reihen auf, von denen die ersten drey aus Fußvolk, und die beiden hintersten aus Reiterei bestanden. Von hieraus fielen die Preußen, in stufenartigen Linien gestellt, mit der größten Lebhaftigkeit auf den linken Flügel der Russen, der auf den sogenannten Mühlbergen stand, während Fink von einer Anhöhe das Russische Lager aus allen Kräften beschoß. Der Entwurf des Königs war, den Feind zu glei-

cher Zeit von vorn, in der Seite und im Rücken anzugreifen. Allein unglücklicherweise war er mit der Gegend nicht genau bekannt. Unerwartete große Teiche hemmten den Marsch. Man machte starke Umwege, wodurch die Truppen ermüdet wurden, und die kostbare Zeit verloren ging. Das schwere Geschütz, das man im Walde nicht umwenden konnte, mußte abgespannt, die Kanonen umgedreht, und sodann die Pferde wieder vorgespannt werden.

Endlich kamen die Preußen aus dem Walde heraus, und näherten sich den Russischen Verschanzungen. Diese wurden nun von drey Batterien beschossen. Die Russen beantworteten dies Feuer durch hundert Kanonen, die sie auf dem linken Flügel zusammengehäuft hatten. Nun gab der König Befehl, die feindlichen Batterien zu stürmen. Die dazu bestimmten Grenadiere arbeiteten sich durch den Verhack, schritten durch einen Grund vor, und erstiegen endlich dessen Anhöhen, die ganz nahe an den Russischen Verschanzungen waren, daher das Kartätschen-Feuer in ganzen Lagen auf die Preußen traf. Sie ließen dennoch den Muth nicht sinken, sondern verdoppelten vielmehr ihre Schritte, und erstiegen mit gefälltem Gewehr die Batterien der Russen; auch die Sternschanze wurde erobert. Nunmehr hörte hier aller Widerstand auf. Der Feind wurde mit einem entsetzlichen Gemetzel aus allen Verschanzungen hinausgeschlagen. Der ganze Russische linke Flügel suchte seine Rettung in der Flucht, nahm den Lauf nach dem Kirchhof des Dorfes Kunersdorf, und ließ alles Geschütz im Stich.

Die Schlacht fing zu Mittag an, und um sechs Uhr Abends waren die Preußen schon Meister von allen Batterien dieses Flügels, von hundert und achtzig Kanonen, und einigen tausend Gefangenen. Der Sieg schien so entschieden, als es die feindlichen von Kollin und Hochkirch nur

immer gewesen waren und schon wurden vom Schlachtfelde Eilboten mit der angenehmen Nachricht nach Berlin und Schlesien geschickt, als auf einmal das Kriegsglück sich auf eine höchst unerwartete Weise änderte.

Das Preußische Fußvolk hatte nun alles gethan, allein der Sieg konnte nicht benutzt werden; deun die Preußische Reiterei befand sich auf dem andern Flügel, wo sie die Oesterreicher im Zaum hielt, und die Kanonen hatten nicht so geschwind folgen können. Dieser mißliche Umstand war desto nachtheiliger, da der Boden so sehr die Wirkung des Geschützes begünstigte, als er die Bewegungen des Fußvolks einschränkte. Endlich kamen einige Kanonen auf den Anhöhen an, allein in zu geringer Anzahl, um das angefangene große Werk zu vollenden. Unterdessen rückte der König mit dem andern Flügel auch auf die Russen los; ein gleiches that das Finksche Corps. Dieses Vorrücken aber war wegen des Erdreichs mit vielem Verzug verbunden; bald mußten die Truppen sich zwischen den ausgedehnten Teichen durchziehen, bald über schmale Brücken gehen. Die Russen benutzten diese Zwischenzeit, sich zu sammeln, und ihr Geschütz nach Möglichkeit zu brauchen; Laudon, der mit den Oesterreichern bisher noch keinen Antheil an der Schlacht genommen, setzte sich jetzt gleichfalls in Bewegung, nachdem Friedrich den General Seydlitz von seinem Beobachtungs-Posten abgerufen hatte, den dieser Feldherr, weil er das Unglück voraussah, nach vergeblichen Vorstellungen höchst ungern und nur auf wiederholte Königliche Befehle verließ. Nun mußte seine Reiterei vorrücken, die sich zwischen den Teichen durchzog, sich unter dem Russischen Kanonenfeuer aufreihte und dem Feinde näherte; allein die schrecklichen Kartätschenlagen, die ganze Züge Mann und Roß zu Bo-

den streckten, brachten diese muthige Reiterei in Unordnung und zwangen sie zum Rückzug.

Indessen war noch nichts für die Preußen verloren, vielmehr ihre Vortheile entschieden. Die Russen, 80 ja 100 Mann hoch zusammengedrängt, bildeten auf einer Anhöhe ein ordnungsloses Gewühl; allein dieses Gewühl war durch funfzig Kanonen gedeckt, die einen Kartätschenhagel herabschleuderten. Die Preußen waren durch einen Marsch von funfzehn Stunden, durch die entsetzliche Blutarbeit, und durch die Hitze eines sehr schwülen Sommertages, so abgemattet, daß sie kaum Athem schöpfen konnten. Dennoch war die Schlacht für sie gewonnen, und die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Russen, deren Verlust außerordentlich, sich in der Nacht zurückziehen würden. Diese hätten jetzt gern dem Sieger die Ehre des Tages unbedingt überlassen, allein sie hielten sich in ihrer letzten Verschanzung sicherer, als auf der Flucht am hellen Tage. Friedrich glaubte aber nichts gethan zu haben, so lange noch etwas zu thun übrig blieb. Er war der Meinung, die er bey dieser Gelegenheit auch öffentlich äußerte, daß man ein Russisches Heer nicht allein besiegen, sondern vernichten müsse, weil es immer wieder käme, seine Verheerungen zu erneuern. Die Preußischen Feldherren setzten diesen Gründen nichts als den gegenwärtigen kraftlosen Zustand der Krieger entgegen. Seydlitz stellte dieß selbst dringend vor. Die Vorstellungen des großen Feldherrn, von dessen Muth Friedrich so sehr überzeugt war, schienen der Sache den Ausschlag zu geben, und schon wankte der König, als Wedel, dem Friedrich, ungeachtet seines schlechten Kriegsglücks, beständig gewogen blieb, sich eben näherte, und von ihm mit der Frage beehrt wurde: „Wedel, was meint er?" Die-

ser, ein Hofmann, stimmte ganz für die Meinung des Königs, und nun hieß es: Marsch!

Die Russen hatten eine große Batterie auf dem Juden-Kirchhof, die den ganzen Kampfplatz bestrich, aber aus Schrecken bey einem von dem Prinzen von Wirtemberg angeführten Reiterangriff verlassen worden. Da das Preußische Fußvolk nur achthundert Schritte von dieser Batterie entfernt, die es jetzt in Besitz zu nehmen eilte, schien nichts diese Einnahme zu verhindern, und das Ziel war nur noch ungefähr hundert und funfzig Schritte, als Laudon ankam, sein Fußvolk in die Batterie warf, und die Laufbahn der Preußen mit einem Kartätschenhagel aufhielt. Ihre Bemühungen, sich zu nähern, halfen nichts; sie vermehrten nur ihre Unordnung, und Laudon benutzte sie. Er ließ rechts und links seine Reiter auf sie losbrechen, die entsetzlich unter den Preußen wütheten.

Der Sieg hing nun von der Eroberung des sogenannten Spitzberges ab, den der Kuhgrund deckte. Dieser Grund war 400 Schritt lang, 50 bis 60 Schritte breit und 10 bis 15 Fuß tief, dabey an allen Seiten sehr steil, und von Laudons besten Truppen besetzt. Die Preußen stürzten sich hinein, und bemühten sich, den entgegengesetzten steilen Rand zu erklettern, allein all dieser Muth war fruchtlos; denn wem es glückte, mit der größten Anstrengung sich diese jähe Höhe hinauf zu arbeiten, fand entweder sogleich den Tod, oder wurde in den Abgrund zurückgestürzt.

Die Natur behauptete endlich ihre Rechte. Aller Muth konnte die fehlenden Kräfte der Preußen nicht ersetzen. Der Spitzberg wurde wiederholt angegriffen, aber nicht erstiegen. Das entsetzliche unaufhörliche Feuer der Russen und Oesterreicher aus grobem Geschütz und Musketen, fiel wie ein Todesregen auf die Preußen, und schmetterte alles

zu

zu Boden. Fink, der mit seiner Schaar andere Anhöhen zu stürmen versuchte, strengte eben so vergebens alle Kräfte an. Friedrich selbst setzte sich der größten Gefahr aus; sein Kriegskleid wurde von Kugeln durchlöchert, zwey Pferde ihm unterm Leibe erschossen, und er selbst, jedoch leicht, verwundet. Ein goldnes Besteck, das er in der Tasche hatte, rettete sein Leben, und hielt die Kugel auf, die das Gold zusammendrückte, und sodann ermattet daran liegen blieb. Eben so nahe war er der Todesgefahr, da sein schwer verwundetes Pferd im Begriff zu stürzen. Der Flügeladjutant Götz rettete ihn noch, indem er schnell hinzu springend, ihm sein eigenes gab. Man bat den König aufs dringendste, diesen höchst gefährlichen Ort zu verlassen. Er antwortete aber: „Wir müssen alles versuchen, um die Schlacht zu „gewinnen, und ich muß hier so gut, wie ihr, meine Schuldigkeit thun." Die Russen, mit der größten Erbitterung fechtend, warfen sich reihenweise wie todt zur Erde, ließen die Preußen über sich wegziehen, sprangen sodann auf, und feuerten ihnen im Rücken. Alle Versuche, die Russen und Oesterreicher vom Berge zu treiben, waren jedoch fruchtlos.

Nun wagte es die Preußische Reiterei, die Anhöhen anzugreifen, allein alle Kriegeskunst des Seydlitz vermochte hier nichts. Diese Reiter, gewohnt unter seiner Anführung die feindlichen, wenn gleich doppelt und dreyfach so stark, über den Haufen zu werfen, Fußvolk bey allen Stellungen in die Flucht zu schlagen, sogar Batterien zu erobern, und die größten Schwierigkeiten des Bodens zu besiegen, erlagen hier im unmöglichen Kampf unter den hoch gestellten Kanonen der Russen. Er selbst, der tapfre Befehlhaber, wurde verwundet. Ein gleiches Schicksal hatte der Prinz Eugen von Wirtemberg, der einen zweiten Angriff versuchte; ihm folgte der General Puttkammer, der mit den weißen Hu-

saren auf den Feind zustürzte, allein todtgeschossen wurde; auch die übrigen vornehmsten Heerführer der Preußen, die Generale Fink und Hülsen wurden verwundet. Alle Truppen der Preußen zu Pferde und zu Fuß geriethen nun in große Unordnung. In diesem gefährlichen Augenblick brach Laudon hinter dem rechten Flügel mit frischen Truppen hervor, und fiel die ganz abgematteten Preußen auf der Seite und im Rücken an. Dieser Feldherr, der so oft im Kriege den glücklichen Zeitpunkt zu treffen wußte, führte hier Reiterei an, die in der Entfernung vom Schlachtgetümmel gehörig aufgestellt, in bester Ordnung in die zerrütteten Haufen der Preußen drang. Die Schlacht war nun bald entschieden. Ein panisches Schrecken schien das ganze Preußische Heer zu ergreifen. Die Truppen flohen in den Wald, und nach den Brücken. Alle wollten zugleich hinüber. Hieraus entstand ein entsetzliches Gedränge, und eine unaussprechliche Verwirrung, die eigentlich den Verlust der großen Menge Geschütz veranlaßte. Man ließ außer allen bereits eroberten Kanonen noch 165 Preußische zurück. Der König selbst war dem Augenblick nahe, gefangen zu werden, da er sich unter den letzten auf dem Schlachtfelde befand, und einen Hohlweg zu durchreiten hatte. Nur der außerordentliche Muth und die seltene Geistesgegenwart des Rittmeisters Prittwitz rettete ihn von diesem großen Unglück. Friedrich hielt es schon für unvermeidlich, daher er auch wiederholt ausrief: „Prittwitz, ich bin verloren." Dieser heldenmüthige Officier aber, der nur hundert Husaren hatte, um den Tausenden, die ihn umringten, die Spitze zu bieten, antwortete: „Nein, Ihro Majestät! das soll nicht geschehen, so lange noch ein Athem in uns ist." Anstatt sich bloß zu vertheidigen, griff er immer selbst an, versuchte kleine Gefechte und hielt dadurch die Feinde ab, einen regelmäßi-

gen Angriff zu wagen. In dieser Zeit rückten die streitenden Husaren immer vorwärts. Friedrich gelangte endlich sicher zu den übrigen Truppen, und belohnte seinen Retter durch Königliche Geschenke und hohe Kriegswürden.

Nie war die Standhaftigkeit dieses Monarchen so außerordentlich erschüttert worden, als an diesem unglücklichen Tage. In wenigen Stunden hatte ihn das Kriegsglück von der Höhe eines unbezweifelten Sieges in die Tiefe einer vollkommnen Niederlage hinabgestürzt. Er versuchte alles, um sein fliehendes Fußvolk zum Stehen zu bringen; allein Vorstellungen und dringendes Bitten, sonst von den Lippen eines Königs und zwar dieses Königs so wirksam, nichts wollte hier helfen. Man sagte, daß er in dieser verzweiflungsvollen Lage sich laut den Tod gewünscht. Seine lebhafte Einbildungskraft stellte ihm in den ersten Augenblicken die Folgen dieser verlornen Schlacht als schrecklich dar, so daß er von eben dem Schlachtfelde, wo er wenig Stunden zuvor Siegesboten abgefertigt hatte, jetzt Befehle nach Berlin sandte, die Sicherheitsmaaßregeln und schleunige Rettung zum Gegenstande hatten. Er glaubte den Feind schon in seinem Herrschersitze, und diesen geplündert und verwüstet zu sehen; dabey hielt er sich für unvermögend, ihn daran zu hindern. Seine Truppen waren so zerstreut, daß er am Tage nach der Schlacht kaum 5000 Mann beysammen hatte; alle eroberten Kanonen waren wieder verloren gegangen, und hiezu noch fast alle Preußische gekommen. Der General Wunsch, der ein kleines Corps Preußen auf der andern Seite der Oder befehligte, um nach dem gehofften Siege den Russen den Rückzug über diesen Fluß zu versperren, war gegen Ende des Treffens zu Frankfurt angelangt, und hatte die Russische Besatzung zu Gefangenen gemacht; da aber die verlorne Schlacht diese Vortheile ver-

nichtete, und ihn jetzt großer Gefahr aussetzte, so mußte er die Stadt wieder verlassen. Die einbrechende Nacht war dem König günstig. Er zog sein Heer zurück, und gewann einige Anhöhen, die der Feind nicht anzugreifen wagte.

Der Befehl des Königs zur Rettung Berlins war indessen abgesandt worden. Seine eigenen Worte lauteten: er wäre jetzt außer Stande, die Stadt zu schützen, daher die vornehmsten und reichsten Einwohner alle sich nach Möglichkeit mit ihrem Vermögen entfernen möchten. Der Jäger, Ueberbringer dieses Befehls, wurde durch einen glücklichen Zufall von den Kosaken gejagt, und traf erst nach vier Tagen in Berlin ein. In dieser Zeit hatten sich die Sachen bereits sehr geändert. Man war hier von dem ersten Schrecken zurückgekommen. Es geschahen daher Gegenvorstellungen von Seiten der Obrigkeit beym Könige, mit denen er jetzt auch gern zufrieden war. Die Königliche Familie mußte sich jedoch aus Berlin entfernen, und ihren Wohnsitz in Magdeburg nehmen, wohin auch die öffentlichen Schriftensammlungen gebracht wurden.

Diese Schlacht war ein wahres Mordfest, und noch keine in diesem Kriege so blutig gewesen. Die Preußen hatten 8000 Todte, 15,000 Verwundete, und 3000 von ihnen waren gefangen worden. Fast alle Preußische Feldherren und Schaarführer vom Rang waren verwundet. Die Russen und Oesterreicher hatten 24,000 Mann Todte und Verwundete, nach Soltikows eignem Geständniß, der in einem Briefe an seine Kaiserin von der Schlacht Nachricht gab, und in Ansehung des Verlustes schrieb: „Ew. „Majestät werden sich darüber nicht wundern. Sie wissen, „daß der König von Preußen seine Niederlagen allemal „sehr theuer verkauft." Auch sagte dieser Feldherr: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich,

„mit einem Stabe in der Hand, allein die Nachricht nach „Petersburg bringen müssen."

Friedrich schlief die Nacht nach der Schlacht angekleidet auf dem Stroh im Dorfe Oetscher in einer durch die Kosaken zerstörten, allen Winden offen stehenden Bauernhütte; um ihn her lagen seine Adjutanten auf der bloßen Erde, und einige Grenadiere bewachten diese Gruppe. Am folgenden Tage ging er über die Oder, zog die Flüchtlinge an sich, vereinigte sich mit Wunsch, rief den General Kleist mit 5000 Mann aus Pommern zurück, und ließ aufs schleunigste Geschütz aus seinen Zeughäusern kommen, und so war er, der am Abend der Schlacht nur 5000 Mann beysammen hatte, in einigen Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann. Die Russen, die ihn unerachtet seiner Niederlage fürchteten, verschanzten sich. Friedrich flößte abermals durch eine Rede seinen Truppen Muth ein; in wenig Wochen war Berlin gesichert, sein Heer mit allem versehen und so verstärkt, daß es nicht allein im Stande war, das Churfürstenthum Brandenburg zu decken, sondern daß auch Wunsch sich mit seiner Schaar entfernen und nach Sachsen ziehen konnte.

Unter den Preußen, die in der Schlacht bey Kunersdorf als Opfer des Kriegs-Dämons gefallen, befand sich auch der Major Kleist; ein edler Deutscher, verehrungswürdig durch seinen Character, unsterblich durch seine Gesänge; von seinem König wegen seiner Deutschheit verkannt, von seinen Zeitgenossen kalt bewundert, aber gewiß von der späten Nachwelt gepriesen. Er sagt in einem seiner Gedichte:

„Vielleicht sterb' einst auch ich
„Den Tod für's Vaterland."

Diese Ahnung traf zum Unglück für die Deutsche gelehrte

Republik an diesem mordvollen Tage ein. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind an, und eroberte damit drey Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die linke, und nun rückt er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden. Er wird aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt, und so seinem Schicksal überlassen. Es war grausam gegen ihn. Die Kosaken, den Menschen an Gestalt ähnlich, in allem übrigen aber den Raubthieren aus Libyens Wüsten gleich, bey denen Rauben, Morden und Brennen gleichsam Naturtrieb und Mitleid ein fremdes Gefühl war, fielen über den im Blut schwimmenden Sänger her. Sie rissen ihm alles vom Leibe herunter, selbst das von Blut triefende Hemde; und nun lag der Held, der Weise, der unsterbliche Dichter des Frühlings, nackt wie ein Wurm, im Morast, und wünschte sich Lumpen. Sein Zustand jammerte einige Russische Husaren, die vorbey ritten; sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brot, und einen halben Gulden zu. Allein andere Kosaken kamen, und nahmen auch diese Almosen weg. Er mußte also nackt und ohne Verband die ganze Nacht durch bis am folgenden Tage in seinem Blute schwimmen. Kleist war schwer, aber nicht tödtlich, verwundet. Dieser schreckliche Zustand aber, und das Wasser des Morasts, das in seine Wunden drang, machten sie tödtlich. Er starb in Frankfurt als ein Gefangener einige Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Viele ihrer Officiere vereinigten sich mit den academischen Lehrern, und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Di.sen Mangel zu ersetzen, nahm ein Russischer Officier den seinigen, legte ihn darauf, und nun ging

der Weg zum Grabe, an welchem Preußens Krieger wehklagten, und die Deutschen Musen trauerten, welches die Barden besangen und gefühlvolle Mädchen mit Rosen bestreuten.

Die Russen ließen diese kostbaren Augenblicke, den Krieg zu endigen, jetzt unbenutzt. Nachdrückliche Vorkehrungen gleich nach der Schlacht hätten dies unfehlbar bewirkt. Friedrich selbst erstaunte über ihre Unthätigkeit, und Daun machte deshalb dem Soltikow bittere Vorwürfe, die dieser eben so bitter beantwortete. „Ich habe," schrieb er, „zwey „Schlachten gewonnen, und warte jetzt nur noch, um „weitere Bewegungen zu machen, auf die Nachricht zweyer „Siege von Ihnen; denn es ist nicht billig, daß die Trup„pen meiner Kaiserin ganz allein handeln sollen." Der Marquis Montalembert stellte ihm vor, daß, wenn er jetzt nicht vorwärts rückte, er den Oesterreichern die Früchte seiner Siege überlassen würde. Der Russische Feldherr antwortete: „Darauf bin ich gar nicht eifersüchtig. Ich wünsche ihnen „von ganzem Herzen noch mehr Glück, als ich gehabt; ich „habe für meinen Theil genug gethan."

Diese Sprache war die Folge der Erbitterung, die bey allen Russischen Feldherren, vorzüglich aber bey den Ober-Befehlhabern, gegen die Oesterreicher herrschte. Der Wiener Hof, anstatt das Zutrauen dieser Kriegeshäupter zu gewinnen, und sie durch ihr persönliches Interesse ins allgemeine zu ziehen, hatte im Gegentheil in Petersburg erst über Apraxin, der als ein Gefangener während des ihm gemachten Processes starb, hernach über Fermor und Butturlin große Klagen geführt; bald hatte man ihren guten Willen, bald ihre Fähigkeiten verdächtig gemacht; auch mit Soltikow war man anfangs in Wien unzufrieden, und auch er wurde bey seiner Monarchin der Unthätigkeit, der Abnei-

gung, die Bundsgenossen zu unterstützen, und überhaupt eines geringen Eifers für die gemeinschaftliche Sache angeklagt. Dies zog ihm Verweise zu, die andere Feldherren mit ihm fühlten, und keiner vergaß. Das ganze Heer der Russen nahm an diesen Vorwürfen Theil, die sie bey allen Gelegenheiten den Oesterreichern mit Wucher zurückgaben, gerechtfertigt durch Dauns eigne Unthätigkeit, Unentschlossenheit, und weit getriebene Bedenklichkeiten. Die große Entfernung der Russischen Heere vom Hofe machte die Befehle zum Theil unwirksam, erschwerte den Gehorsam, und erleichterte die Entschuldigungen.

Man sah in Wien ein, aber zu spät, wie sehr man durch diese Klagen gefehlt. Es wurden auch keine mehr in Petersburg über die Ober-Befehlhaber geführt, und man wählte andere zweckmäßige Mittel, an die man zuvor nicht gedacht hatte. Der Zeitpunkt ihrer Wirksamkeit aber war vorüber, und die durch persönliche Kränkung erzeugte Abneigung hatte zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß sie jetzt durch Geschenke und Schmeicheleyen vernichtet werden konnte. Die Russischen Feldherren thaten nun genau so viel, als sie thun mußten, um nicht verantwortlich zu werden, und nicht mehr. Nie wünschten sie ernstlich eine Vereinigung mit Oesterreichischen Truppen, weil sie durch diese in ihren Bewegungen eingeschränkt, zur Verlängerung der Feldzüge verleitet, und wegen des ohnehin sehr erschwerten Unterhalts der Armee in noch größere Verlegenheit gesetzt wurden.

In Petersburg war die Freude über den Sieg bey Kunersdorf ausnehmend. Soltikow wurde zum Feldmarschall, und der Fürst Gallizin zum Kriegesoberhaupte ernannt; alle General-Lieutenants bekamen den Andreas-Orden, jeder Soldat das Geschenk eines sechsmonatlichen Soldes; Laudon erhielt von der Kaiserin Elisabeth einen goldenen

reich mit Diamanten besetzten Degen, und jedes Oesterreichische Regiment, das der Schlacht beygewohnt, 5000 Rubel. Der Petersburger Hof, der sich der ungereimten Prahlerey seiner Feldherren nach der Niederlage bey Zorndorf längst geschämt, betrachtete diesen Sieg als den ersten und einzigen, den die Russischen Truppen gegen Friedrich, als Heerführer, gewonnen hatten; obwohl der Sieg nicht durch sie, sondern durch die Oesterreicher eigentlich erfochten worden. Elisabeth ließ ihn daher auf Gedächtniß-Münzen abbilden, und schickte zwey damit beladene Wagen zum Heere, mit dem Befehl, sie zum Andenken des Tages unter die Soldaten zu vertheilen.

Die Russen hatten nun innerhalb drey Wochen eine Schlacht und ein Treffen gewonnen, und dennoch verschlimmerten diese feindlichen Siege die Lage des Königs eben nicht außerordentlich; denn das Schreckliche derselben war nicht so wohl durch seine Niederlagen, als durch seine Entfernung von Sachsen und Schlesien erzeugt worden, welche die Feinde benutzt hatten. Er war jetzt von beiden Provinzen abgeschnitten, und besonders für Berlin besorgt. Eine Vereinigung der großen Russischen mit der großen Oesterreichischen Kriegesschaar, die in der Lausitz stand, war nun zu befürchten. Daun und Soltikow hielten deshalb in Guben eine Zusammenkunft. Es wurde darin beschlossen, daß die Russen in den Preußischen Provinzen an der linken Seite der Oder bleiben sollten, wobey sich Daun verbindlich machte, ihnen Brot und Fütterung zu verschaffen; nach der Eroberung von Dresden wollten beide Heere nach Schlesien marschiren, und hier, im Fall die beschlossene Belagerung von Neiße den Oesterreichern glücken sollte, ihr Winterlager aufschlagen. Nach diesem Entwurf trennten sich beide Feldherren. In Erwartung des Schicksals von Dresden blieben die Russen in ihrem Lager bey Fürstenwalde ganz ruhig,

und begnügten sich, die Schleusen am Friedrich-Wilhelms-Canal, der die Oder mit der Spree verbindet, zu zerstören. Diese Schleusen, ein Denkmal der Größe des in der Brandenburgischen Geschichte verewigten Churfürsten, wurden nun von den barbarischen Feinden völlig zu Grunde gerichtet.

Es schien, daß Daun bey dem versprochenen Mundvorrath die damit verbundenen großen Schwierigkeiten nicht genau erwogen hatte; denn die Russen brauchten täglich wenigstens 140,000 Pfund Brot oder 1400 Scheffel, also in einem Monat 42,000 Scheffel; die Oesterreicher hingegen täglich 220,000 Pfund, daher also für beide Heere in einem Monat 180,000 Scheffel erforderlich waren. Die Sächsischen Provinzen konnten in ihrem ausgezehrten Zustande so gewaltige Lieferungen, zumal in großer Eil, nicht leisten, da das Getraide erst gedroschen, und dann gemahlen werden mußte; folglich war kein andres Mittel übrig, als das Nöthige aus den Oesterreichischen Vorrathshäusern in Zittau, Görlitz und Lauban zu nehmen, wo der Abgang immer aus Böhmen ersetzt wurde. Zur Fortbringung der 42,000 Scheffel aber, die durch eine einzige Anfuhr geschehn mußte, waren 2400 vierspännige Wagen erforderlich. Auf das Proviant-Fuhrwerk des Kaiserlichen Heeres, das für den täglichen Unterhalt der Truppen ohnehin beständig in Bewegung war, konnte man bey diesem fremden Dienst gar nicht rechnen; daher die Wagen größtentheils aus Böhmen zusammengetrieben werden mußten. Bey der größten Thätigkeit konnte diese Zufuhr nicht früher als in drey Wochen in Gang kommen, und die Ablieferungen selbst in der bestimmten Niederlage erst in vier bis fünf Wochen geschehen. Durch diese Zögerung aber mußte der ganze Krieges-Plan verändert werden, wenn auch diese Zufuhren, was jedoch nicht denkbar, unangefochten von den Preußen, glücklich und ohne

allen Verlust an Ort und Stelle gelangt wären. Diese Umstände machten die Erfüllung des Daunschen Versprechens höchst mißlich.

Die Oesterreicher waren indessen in Schlesien eingedrungen. Fouquet, der mit einem Haufen die Pässe dieser Provinz deckte, verstattete mit kluger Vorsicht dem Kaiserlichen General Harsch an der Spitze eines zahlreichen Heeres den Eingang. Dieser Oesterreichische Feldherr wurde krank, der General de Ville übernahm nun die Führung, drang tiefer ins Land, und seine leichten Truppen streiften bis Breslau. Fouquets Stellungen und Märsche, wodurch das feindliche Heer größtentheils von Böhmen abgeschnitten wurde, veränderte aber sehr geschwind den Plan des Kaiserlichen Befehlhabers, der durch Brotmangel sich jetzt in der größten Verlegenheit befand, und, da alle Hauptstraßen besetzt waren, nichts als einen schleunigen Rückzug über unwegsame Gebirge zu ergreifen hatte. Dieser erfolgte zwölf Tage nach dem Einmarsch unter beständig nachtheiligen Gefechten. Der Entwurf auf Schlesien war für jetzt vereitelt; desto besser glückte es aber den Feinden in Sachsen, das nun von Preußischen Schaaren entblößt, Oesterreicher und Reichs-Truppen herbeylockte.

Noch nie in diesem Kriege hatten die letztern eine so bequeme Gelegenheit gehabt, Eroberungen zu machen, als jetzt bey der Entfernung der Preußen. Ihre erste Unternehmung war auf Leipzig gerichtet, dessen Befehlhaber, der General Hausen, da er an die Vertheidigung eines offnen Orts nicht denken konnte, die Stadt sofort dem Herzog von Zweybrücken übergab, und einen freyen Abzug erhielt. Gleich nachher erschien General Kleefeld mit 5000 Mann vor Torgau, einem Ort, der mit Wall und Mauern umgeben, aber keine Festung war. Er forderte die Stadt auf, unter

der sonderbaren Drohung, daß bey der geringsten Verzögerung die Preußischen Städte, Halle, Halberstadt und Quedlinburg drey Tage hinter einander geplündert, und sodann in Brand gesteckt werden sollten. Der Befehlhaber, Oberst Wolfersdorf, antwortete, er würde sich aufs äußerste vertheidigen, die bedrohten Städte gingen ihn nichts an, doch wolle er deshalb des Königs Befehle einholen, wenn man einen sechstägigen Waffenstillstand bewilligte. Kleefeld war damit zufrieden, unter der Bedingung, wenn der Herzog von Zweybrücken es genehmigen würde. Die Absicht des Obersten war Zeitgewinn, um Verstärkung zu erhalten, die auch aus Wittenberg anlangte, bevor die abschlägige Antwort des Herzogs, begleitet von 6000 Mann frischer Truppen nebst einer Anzahl schwerer Kanonen und Mörser, einging. Die Belagerer, von dem Prinzen von Stollberg jetzt befehligt und auch durch Oesterreichische leichte Truppen verstärkt, suchten sich der Vorstädte zu bemächtigen, allein die Preußen schlugen sie zurück, und setzten die Vorstädte in Brand. Hierauf folgten zwey Stürme hinter einander, die aber gleichfalls abgeschlagen wurden; nun legten die Belagerer eine Batterie bey der Elbe an; ein glücklicher Ausfall vertrieb sie jedoch auch von hier. Diese Unfälle verursachten, daß man dem Befehlhaber eine ehrenvolle Unterhandlung antrug; da diese aber ausgeschlagen wurde, so schritten die Belagerer zu einem Haupt-Sturm, der eben so fruchtlos ablief, den man aber mit verdoppelten Kräften noch zum viertenmal wiederholte. Während der größte Theil der Besatzung die Stürmenden von den Mauern abhielt, that Wolfersdorf mit vierhundert Mann einen Ausfall, kam den Stürmenden in den Rücken, und schlug sie mit großem Verlust zurück.

Dennoch durfte er das Ende der Belagerung nicht so

bald hoffen; kein Entsatz war zu erwarten, und was das übelste war, es fehlte an Pulver. Dieser Mangel entschied alles. Wolfersdorf hatte durch seine tapfere Vertheidigung die Preußische Ehre gerettet, und da ihm der Prinz von Stolberg jetzt von neuem eine sehr gute Unterhandlung antrug, so nahm er sie an. Die Preußen erhielten einen freyen Abzug mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, nebst all ihrem Geschütz; dabey wurde festgesetzt, daß von beiden Seiten keine Ueberläufer angenommen werden sollten. Kaum aber waren die Truppen zum Thor hinaus, wo die Croaten in zwey Reihen standen, so wollte man schon den Vertrag brechen. Als das Preußische Bataillon Grolmann, größtentheils aus angeworbenen Sachsen bestehend, an den Ort kam, wo sich fast alle feindliche Feldherren als Zuschauer des Zugs befanden, rief der General-Adjutant des Prinzen von Stolberg und andere Officiere mit lauter Stimme: „Wer ein braver Sachse ist, wer gut Kaiserlich gesinnt, „oder von der Reichs-Armee ist, der trete aus, Se. Durch„laucht geben ihm Schutz!" Dieser Zuruf wirkte augenblicklich, und fast das ganze Bataillon lief auseinander; einige versteckten sich hinter die aufmarschirten Croaten, andere hinter die Pallisaden, oder auch in den Stadtgraben und unter die Elbbrücke.

Diesem schändlichen Auftritt machte jedoch Wolfersdorfs Entschlossenheit sehr bald ein Ende. Er rief den Flüchtlingen zu: sie sollten in ihren Zügen bleiben, oder er würde sie todtschießen lassen; auch schoß er gleich selbst einen nieder, und rief allen seinen Officieren, Jägern und Husaren zu, seinem Beyspiel zu folgen; zugleich befahl er den übrigen Truppen, Halt zu machen, und sich zum Schlagen zu rüsten. Der Prinz versuchte, ihn durch Drohungen zu schrecken, allein Wolfersdorf, mit der Pistole in der Hand, betäubte

ihn durch folgende Worte: „Da Ew. Durchlaucht die Ca-„pitulation nicht halten, so bin ich auch nicht weiter daran „gebunden. Ich werde Sie also mit Ihrem ganzen Ge-„folge gefangen nehmen, in die Stadt zurückgehn, und „mich aufs neue zu wehren anfangen. Reiten Sie nur „gleich in die Schanze, oder ich lasse Feuer geben." Die Preußischen Truppen marschirten auch wirklich schon wieder zurück, während die Jäger und Husaren die Ausreißer wie wilde Thiere todtschossen. Der Lärm wurde entsetzlich, und die Reichsfeldherren, des Krieges wie der Kriegsgebräuche unkundig, wußten sich nicht aus der Verlegenheit zu retten, bis Luzinsky, Anführer der Croaten, herzu kam, und dem Prinzen von Stolberg mit einer sehr ernsthaften Miene sagte, daß man alle Puncte des Vertrages halten müsse. Man gab nun alle Ueberläufer wieder heraus; auch die sich versteckt hatten, wurden hervorgesucht, und alle mußten wieder in Reih und Glied treten. Wolfersdorf nutzte das Uebergewicht, welches sein Muth ihm erworben, und verlangte, daß die zu seiner Bedeckung bis Wittenberg bestimmten Kaiserlichen Truppen von seinem Befehl abhangen, und auf dem Marsch immer zweytausend Schritt von den Preußen entfernt bleiben sollten. Alles wurde bewilligt.

Nun traf die Reihe zum Angriff Wittenberg, das mit drey Bataillons besetzt war. Zwey derselben bildeten eins der Sächsischen Regimenter, die bey Pirna zu Preußischen Soldaten gestempelt worden. Diese Sachsen warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, ihre Freyheit zu erlangen. Das dritte Bataillon war eben so unzuverlässig; es bestand aus Ueberläufern und Gefangenen. Auf eine solche Besatzung glaubte also der Befehlhaber, General Horn, sich nicht verlassen zu können; er nahm daher ohne Verzug die angetragene Unterhandlung an, und erhielt mit Kriegern

und Geschütz einen freyen Abzug nach Magdeburg. Die Reichstruppen hatten außer Leipzig auch die Städte Belgern, Strehlen und Mühlberg besetzt, wodurch sie Meister von der Elbe bis nach Dresden wurden. Alle diese Vorfälle ereigneten sich, während Friedrich mit den Russen beschäftigt war.

Man erwartete nun, Sachsen gänzlich befreyt, Berlin erobert, und Magdeburg belagert zu sehen. Nichts aber von dem allen geschah, und der König, der sich auf sein Glück und auf die erprobte Unentschlossenheit der feindlichen Feldherren, ihre Siege zu benutzen, verließ, war schon am nächsten Morgen nach der Schlacht bey Kunersdorf dieses Trostes voll. Er hatte einige Tage zuvor durch einen vom Herzog Ferdinand abgeschickten Officier den Sieg bey Minden erfahren. Friedrich befahl ihm zu warten, weil er dem Herzog einen ähnlichen Gegengruß zurück zu senden hoffte. Der Officier zeigte sich den Tag nach der Schlacht. „Es „ist mir leid, sagte der König, daß die Antwort auf eine „so gute Botschaft nicht besser hat gerathen wollen. Wenn „Sie aber auf Ihrem Rückweg noch glücklich durchkom„men, und Daun nicht schon in Berlin und Contades in „Magdeburg antreffen, so können Sie dem Herzog Ferdi„nand von mir versichern, daß nicht viel verloren ist." In der That war auch Soltikow durch nichts zu neuen Unternehmungen zu bewegen. Diesmal sprach die Beredsamkeit des Montalembert, der die gemessensten Befehle von seinem Hofe hatte, das Verderben des Königs von Preußen aus allen Kräften zu bewirken, vergebens. In einem dieser bekannt gewordenen Ministerialbriefe hieß es: „Man muß „den Russen die Aussicht zur Plünderung von Berlin und „der ganzen Mark Brandenburg zeigen." Soltikow aber wollte von nichts hören, und sagte, daß er sein geschwächtes

Heer keinen weitern gefährlichen Unternehmungen aussetzen wolle. Dazu war er über Dauns Unthätigkeit, die in der That ganz Europa in Erstaunen setzte, sehr erbittert.

Ob nun gleich die Russen von ihrem Siege fast gar keine Vortheile zogen, so entspann sich doch daraus eine Kette von Unglücksfällen für den König, wie er sie in keinem seiner Kriege so gehäuft erlebt hatte. Das nächste Unglück war der Verlust von Dresden. Die Oesterreicher hatten beständig ihr Augenmerk auf die Eroberung dieser Residenz gerichtet, und nun wagten sie vereinigt mit den Reichstruppen, 30,000 Mann stark, in der Abwesenheit des Königs, einen neuen Versuch, sie zu belagern. Das Geschütz dazu langte bald aus Prag an. Schmettau war zur Gegenwehr vorbereitet. Er verließ deßhalb die Neustadt, die von der Altstadt durch die Elbe getrennt ist, und schränkte sich allein auf die Vertheidigung dieser letztern ein. Die Neustadt wurde nun von den Oesterreichern besetzt. Der Kaiserliche General Guasco drohte, die Stadt von achtzehn Batterien zu beschießen; Schmettau versprach ihm, mit hundert Kanonen die Antwort zu geben. Allein auf einmal verbreitete sich die Nachricht von der Schlacht bey Kunersdorf. Die Feinde nutzten die erste Bestürzung, den Befehlhaber auf seine gefährliche Lage aufmerksam zu machen, und ihm die Unmöglichkeit des Entsatzes vorzustellen; dabey trug man ihm eine ehrenvolle Unterhandlung an. Schmettau hatte sich immer als ein sehr entschlossenes, thätiges und muthvolles Kriegshaupt gezeigt; auch jetzt verleugnete er diesen Character nicht. Er verlachte alle Drohungen, die nun täglich auf eine abgeschmackte Weise gehäuft wurden. Der Herzog von Zweybrücken ließ ihm sagen, daß, wenn die Dresdner Vorstädte von den Preußen abgebrannt würden, so sollte die ganze Besatzung niedergehauen, das von den

Reichs-

Reichstruppen jetzt besetzte Halle geplündert, eingeäschert, die dortigen Salzwerke verheert, und alle Preußische Länder in Grund und Boden verwüstet werden. Schmettau beantwortete diese Artigkeit dadurch, daß er sogleich die Vorstädte anzünden ließ. Nunmehr folgte eine Botschaft nach der andern, wobey die Heerführer Maquire und Guasco selbst Unterredungen mit dem Preußischen Befehlhaber hielten So nachtheilig auch des letztern Lage war, so durfte man doch die nachdrücklichste Gegenwehr erwarten; allein ein Schreiben Friedrichs veränderte alles.

Der König hatte dem Schmettau, gleich nach der Schlacht bey Kunersdorf, sein Unglück mit der Aeußerung gemeldet, daß es äußerst schwer seyn würde, Dresden zu entsetzen, er möchte daher im Nothfall nur einen vortheilhaften Vertrag zu erlangen suchen, und besonders auf die Erhaltung der Cassen bedacht seyn. Schmettau wurde etwas bestürzt, noch aber gab er nicht die Hoffnung auf. Der Herzog von Zweybrücken ließ ihm sagen, daß, wenn er bey einem Angriff nur Miene machte sich zu vertheidigen, so sollte keines Preußen geschont werden. Bey dem Befehlhaber waren solche Drohungen vergeblich, dahingegen die seinigen ihre Wirkung thaten; denn auf die dem Churfürstlichen Hofe, der sich äußerlich ruhig befand, gemachte Erklärung, daß bey dem ersten Kanonenschuß, den der Feind von der Seite der Neustadt thun würde, dieser schöne Theil von Dresden in Brand gesteckt werden sollte, unterblieb hier der Angriff, und Schmettau konnte nun seine Besazzung zusammen halten, und mit ihr jenseit der Elbe den Angriffen auf die Thore der Altstadt die Spitze bieten. Er suchte, in der Hoffnung eines Entsatzes, Zeit zu gewinnen, oder wenigstens etwas vom König zu hören; er erfuhr aber nichts und fing nach und nach an, den Schilderungen der

Kaiserlichen Feldherren von der gänzlichen Entkräftung Friedrichs Glauben beyzumessen.

Die Maaßregeln zum Entsatz blieben ihm ganz verborgen; denn die Stadt war völlig berannt. In dieser Lage befand er sich sieben und zwanzig Tage, beständig vom Feinde durch kleine Angriffe geneckt, gedrängt und bedroht. Nun verlor er alle Hoffnung. Sein persönlicher Muth galt hier nichts, auch nicht seine Zuversicht, durch Entschlossenheit und die Macht der Preußischen Mannszucht seine größtentheils mißvergnügten Soldaten im Zaum zu halten, und sie noch ferner zur Vertheidigung zu zwingen; denn seine ganze Sorge war jetzt, die ungeheure Geldmasse zu retten, die man in der Stadt niedergelegt hatte. Hier, als im Mittelpunkt des Landes, befanden sich die Einkünfte desselben, die Steuergelder und die Kriegscasse für die Truppen; auch hatte man andre Gelder an diesem vermeintlichen Sicherheitsort in Verwahrung gebracht. Alle diese Summen betrugen über fünf Millionen Reichsthaler. Die Nothwendigkeit also, zumal bey der jetzigen Lage von Friedrichs Angelegenheiten, einen so großen Schatz zu retten und ein Metall in Sicherheit zu bringen, das Friedrich so überaus nöthig brauchte, dessen Mangel alle Kriege endigt und selbst die tapfersten Heere aus einander sprengt, gab hier den Ausschlag. Schmettau wußte nicht, daß eine Hülfsschaar bereits im Anzuge war. Die Belagerer aber, von ihrer Ankunft und ihren Fortschritten in Sachsen wohl unterrichtet, und Dresden schon so gut wie gerettet haltend, vergaßen alle ihre Drohungen, und räumten fast jede Bedingung ein, die Schmettau verlangte. Er unterhandelte, da man eben anfangen wollte, die Stadt förmlich zu beschießen, und erhielt mit seiner Besatzung, mit ihrem Gepäck, Geschütz, Schießvorrath und Nothbrücken, so wie mit

allen Geldwagen, einen freyen Abzug, verbunden mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen. Es wurde auch fest gesetzt, daß alles Eigenthum, den Preußischen Unterthanen gehörig, mitgenommen, und kein Ueberläufer von den Kaiserlichen Truppen aufgenommen werden sollte; wobey der Kaiserliche General Maquire sein Ehrenwort gab, „alles aufs genaue„ste nach den klaren Worten und ohne die mindeste Chi„cane zu erfüllen." Die Vorräthe blieben jedoch zurück. Man fand hier allein an Korn, Gerste und Hafer 30,000 Scheffel, 12,700 Centner Mehl, und viele andre Lebensmittel, wodurch die Oesterreicher, schon wegen des fehlenden Mundbedarfs an ihren Rückzug nach Böhmen denkend, in Stand gesetzt wurden, sich in Sachsen zu behaupten.

Kaum war dieser Vertrag geschlossen, vom Reichsfeldmarschall Herzog von Zweybrücken unterzeichnet, und ein Thor von den Eroberern in Besitz genommen, so langte Wunsch mit seinem Haufen nach sehr angestrengten Märschen zwey Meilen von Dresden an. Seine Soldaten hatten alle Kräfte angestrengt, und konnten in der nämlichen Stunde ihren Marsch nicht fortsetzen; da sie überdieß den Kaiserlichen General Brentano, der mit einem Heereshaufen ihnen entgegen kam, zweymal zurück geschlagen hatten. Wunsch wußte von dem Vertrage nichts, und war daher entschlossen die Neustadt zu stürmen. Seine Annäherung belebte den gesunkenen Muth der Preußen in Dresden, und einige Officiere der Besatzung waren der Meinung, daß man den ganzen förmlich unterzeichneten Vertrag vernichten, und die Oesterreichischen Truppen, die das eine Thor besetzt hielten, unverzüglich hinaus werfen müßte. Schmettau, immer noch für seine Schätze besorgt, deren Rettung der König ihm so sehr empfohlen, wollte von dieser verwegenen Maaßregel nichts hören, obgleich eine glückliche Ausführung

nicht unwahrscheinlich. Der Unterbefehlhaber, Oberst Hofmann, aber glaubte pflichtmäßig es auch ohne Befehl thun zu müssen, setzte sich zu Pferde, und forderte die Hauptwacht auf, ihm zu folgen. Doch der befehligende Hauptmann Sydow, weigerte sich zu gehorchen, worauf Hofmann ihn wie einen Feigherzigen behandelte, und eine Pistole auf ihn abfeuerte, die indeß nicht traf. Einige Soldaten von der Hauptwache, um ihren Officier zu rächen, feuerten nun auch, und streckten in einem Augenblick den braven Obersten zu Boden. Alle Hoffnung der Preußen war jetzt vorüber. Wunsch kehrte zurück, und Dresden wurde von den Oesterreichern vollends besetzt.

Die so feyerlich zugesicherte Capitulation aber ward fast in allen Punkten gebrochen, und die nicht gefangene, sondern als frey erkannte Besatzung auf das schändlichste behandelt. Die Kaiserlichen Officiere und Gemeinen, ja die Feldherren selbst, wetteiferten gleichsam, um durch ein unedles Betragen einander zu übertreffen. Man riß die Preußischen Soldaten mit Gewalt aus den Gliedern heraus, und zwang sie zum Oesterreichischen Dienst. Die Officiere wurden mit den niederträchtigsten Schimpfworten belegt, mit Bajonetten und Kolben herum gestoßen, geprügelt, verwundet, ja getödtet. Die Oesterreichischen Officiere, uneingedenk ihres Standes, oder vielmehr unbekannt mit den Grundsätzen von Ehre und Großmuth, waren Handlanger, ja eigentlich die Hauptschauspieler bey diesem ehrlosen Geschäft, und schrieen ihren Soldaten beständig zu: „Schießt „die Hunde todt! Feuer auf die Canaillen!" So ging es durch alle Haufen. Die Oberbefehlhaber selbst, Maquire und Guasco, blieben mit ihren Mißhandlungen nicht zurück. Sie vergaßen ihr gegebenes Ehrenwort, das ihnen als Officieren, als Feldherren und Anführern Deutscher Krie-

ger im achtzehnten Jahrhundert, hätte dreyfach heilig seyn sollen, während ihr Croaten-General Luzinsky bey Torgau bessere Begriffe davon gezeigt hatte. Die den Preußen durch den Vertrag gesicherten Gewehre, Pontons und Kriegsgeräthe, wurden ihnen mit Gewalt entrissen, die so fest versprochenen Wagen und Schiffe zum Transport verweigert, und auf ihre Beschwerden mit Drohungen geantwortet; ja nicht einmal die im Vertrage bestimmte Frist, in Dresden zu bleiben, gestattete man ihnen; sie mußten zwey Tage früher die Stadt räumen. Nach Ueberwindung zahlloser Hindernisse glückte es endlich dem General Schmettau durch Klugheit und Entschlossenheit, seine Gelder und seine Besatzung als eine Beute davon zu bringen.

Nie betrug sich der Befehlhaber einer Festung in einer höchst bedenklichen Lage besser als Schmettau. Er verdient, trotz seines Unglücks, die warme Bewunderung des Denkers, welche dieser dem glücklichen Befehlhaber, der alle Stürme abschlägt und seine Festung behauptet, nur kalt zollt. In der Unwissenheit aller Vorfälle außerhalb der Stadt, und durch Friedrichs eignen Brief nicht zu Hoffnungen ermuntert, gab er den sehr gerechten Besorgnissen nach, und befolgte genau die Befehle seines Monarchen. Friedrich konnte ihn daher nicht als oberster Feldherr strafen, allein er that es als König mit seiner Ungnade, und durch die Entfernung vom Felde der Ehre. Er, der die großen Folgen des Verlustes von Dresden stark ahnte, und bald stark fühlte, konnte und wollte dem Feldherrn sein Unglück nicht verzeihen, obgleich dieser ihm die so mühsam geretteten Königlichen Schätze zuführte, den so ernstlich empfohlenen Gegenstand seiner Sorgfalt. Sein bewiesener Eifer war unbezweifelt; er wurde aber nicht geachtet, weil er dem Glück nicht hatte befehlen, oder noch mehr, des Königs begangene

Fehler nicht hatte wieder gut machen können. Diese Fehler waren groß; denn Wunsch hatte ausdrücklichen Befehl, nicht gleich zu dem Entsatz des hart gedrängten mit Schätzen und Vorräthen so sehr gefüllten Dresdens zu marschiren, sondern er sollte erst Wittenberg und Torgau, wo nichts zu verlieren war, zu erobern suchen, und sodann nach Sachsens Hauptstadt eilen. Ein früherer Marsch hätte sie unfehlbar gerettet. Auch wurden keine Versuche in sieben und zwanzig Tagen gemacht, durch heimlich abgeschickte Boten dem Befehlhaber Nachrichten zu überbringen.

Ueberhaupt war kein Heer in diesem Kriege so schlecht mit Kundschaftern versehen, als das Preußische, denn der König belohnte sie nicht; einige Ducaten, die er glücklichen Spürern reichen ließ, standen mit der großen Lebensgefahr, die sie überwunden hatten, in keinem Verhältniß. Dieser durch Grundsätze der Sparsamkeit erzeugte Mangel hätte manche große That vereitelt, und ganz andere Begebenheiten in diesen Feldzügen veranlaßt, wenn Friedrich nicht von so vielen ihm aus Bewunderung ergebenen Menschen aller Volks-Classen, vorzüglich aber durch die mit Klugheit gepaarte rastlose Thätigkeit seiner Parteygänger und Husarenofficiere sehr oft wichtige Erkundigungen eingezogen hätte; ein brennender Diensteifer von Kriegsmännern, welche den Mangel an Kundschaftern zum Theil ersetzten.

Die größten Feldherren erkannten die Nothwendigkeit, diese Art Menschen zu gebrauchen; keiner aber benutzte sie besser als der Prinz Eugen, der sie königlich belohnte, und auch von ihnen vortrefflich bedient wurde. Manche seiner großen Thaten bey eingeschränkten Hülfsmitteln hatte er den geheimen Nachrichten seiner Kundschafter zu verdanken. Friedrich wollte sich dazu des berüchtigten Räubers Käsebier bedienen, der in Stettin in Eisen lag, und durch sein

Rechtsurtheil dies harte Schicksal auf Lebenslang zu erwarten hatte. Der Muth und die Verschlagenheit dieses Deutschen Cartouche ließen große Dienste von ihm hoffen. Er wurde auch deshalb gleich im Anfang des Kriegs in Freiheit gesetzt. Käsebier aber, weniger eingedenk dieser Begnadigung, als der erlittenen Strafe, versprach zwar alles, allein er kam nie wieder.

Der Prinz Heinrich war indessen mit dem großen Heere aus Schlesien nach Sachsen gekommen; er hatte vermittelst eines außerordentlich angestrengten Marsches den Oesterreichischen General Wehla bey Hoyerswerda überrumpelt, 600 seiner Soldaten erlegt und ihn selbst mit 1800 Mann gefangen genommen. Dieser Zug, einer der sonderbarsten, die je gemacht worden, ging durch zehn Meilen eines vom Feinde fast überall besetzten Landes, und dauerte sechs und funfzig Stunden, in welcher langen Zeit man kein Lager aufschlug, sondern den Truppen nur zweymal eine Ruhe von drey Stunden bewilligte. In den funfzig übrigen Stunden ging der Marsch Tag und Nacht ununterbrochen fort, wodurch der Plan der Oesterreicher ganz vernichtet wurde. Der Prinz Heinrich hatte bey diesen und andern seinen Kriegsbewegungen einen vortrefflichen Gehülfen. Dies war sein Adjutant, der Hauptmann Kalkreuth, ein Mann mit seltenen Eigenschaften begabt und zum Feldherrn geboren, schon damals als Jüngling bewundert, und später als Kriegeshaupt vom Heere angebetet. Er war der unzertrennliche Gefährte Heinrichs, so lange der Krieg dauerte.

Die Russen standen um diese Zeit in der Lausitz, so wie auch Daun. Heinrich, der in der mißlichen Lage des Königs keine Schlacht wagen konnte, richtete sein Augenmerk auf die feindlichen Vorrathshäuser. Es glückte ihm

auch durch klug entworfene Unternehmungen, die beträchtlichsten zu vernichten. Nun fingen die Lebensmittel an, den feindlichen Kriegern zu fehlen. Die Oesterreicher hatten die größte Mühe, für ihren eignen Unterhalt zu sorgen, und boten daher den Russen, die sie nach Sachsen gezogen hatten, anstatt der Lebensmittel Geld an, um sich damit zu versehen. „Meine Soldaten essen kein Geld," antwortete Soltikow, und nahm seinen Marsch durch Schlesien nach Polen zu. Laudon begleitete ihn, und wandte alle Bemühungen an, ihn zur Belagerung von Glogau zu bewegen. Dieser Entwurf aber wurde ganz vereitelt, da die verbundenen Heere bey Beuthen an der Oder zu ihrem Erstaunen ein Preußisches Lager erblickten. Hier stand der König und deckte Glogau, entschlossen, alles, selbst eine Schlacht unter den nachtheiligsten Umständen, zu wagen, um diese Festung zu retten. Da er nur 24,000 Mann stark, und einen Ueberfall besorgte, mußten seine Streiter alle Tage des Morgens das Gewehr in die Hand nehmen. Die Russen wagten es jedoch nicht, ihn anzugreifen, sondern gingen über die Oder, zertrümmerten die Brücke mit Kanonenschüssen, um nicht verfolgt zu werden, zogen den Fluß entlang und schienen ihre Absichten nun auf Breslau zu richten. Ueberall aber fanden sie Preußen, und die Pässe wohl besetzt.

Der König war noch in der Nähe der Russen, als er sehr heftig vom Podagra überfallen wurde. Nie war seine Besorgniß größer; denn man mußte von den Russen, so bald sie davon Nachricht erhielten, einen Angriff vermuthen. Friedrich, ganz außer Stande, selbst zu befehligen, hätte sodann, unter Höllenschmerzen des Leibes und des Geistes, im Bette sein Schicksal, das man voraus sehen konnte, erwarten müssen. Von dieser trostlosen Lage erfuhren jedoch die Russen nichts, und der König wurde abermals durch

sein Glück gerettet Da er weder ein Pferd besteigen, noch das Fahren aushalten konnte, so ließ er sich von Soldaten nach Köben, einem an der Oder gelegenen Städtchen, hintragen. Hier versammelte er seine Feldherren, machte ihnen die Heftigkeit seiner Krankheit bekannt, die ihn vom Heere entfernte, und gab ihnen folgenden Auftrag: „Versichern „Sie meinen tapferen Soldaten, daß, obgleich ich diesen „Feldzug viel Unglück gehabt habe, ich doch nicht eher ruhen „werde, als bis alles wieder hergestellt ist. Sagen Sie ihnen, „daß ich mich auf ihren Heldenmuth verlasse, und daß mich „nichts als der Tod von meinem Heere trennen soll." Und nun sagte er dem Schreiber unter den heftigsten Schmerzen die Anordnung zu den Standlägern vor.

Die Russen setzten indessen ihren verheerenden Zug fort. Herrnstadt war seine Gränze in Schlesien. Da sich dieser offne, aber durch die Natur befestigte und mit einigen hundert Preußen besetzte Ort nicht ergeben wollte, wurde er durch Feuerkugeln in einen Aschenhaufen verwandelt, und nach dieser That ging der Marsch der Russen unaufhaltbar nach Polen. Laudon fragte bey Soltikow an: was in dieser Lage die Bestimmung seines Corps seyn sollte? Soltikow antwortete: „Machen Sie damit was Sie wollen, ich „werde nach Posen marschiren." Noch blieb Laudon eine Zeitlang beym Russischen Heere; endlich aber trennte er sich von demselben höchst mißvergnügt, und zog sich nach den Oesterreichischen Staaten zurück.

Am Ende des Octobers waren ganz Schlesien und Brandenburg von den Russen und Oesterreichern befreyt. Zwölf brennende Dörfer und die flammende Stadt Gurau bezeichneten den Abzug der erstern, mit vielen andern Verheerungen, da Sengen und Brennen zu ihren Märschen gehörte. Dies Unglück traf auch die Güter des Grafen

Cosel an der Oder. Er beklagte sich darüber beym König, und dieser antwortete: „Wir haben mit Barbaren zu thun, „die am Begräbniß der Menschheit arbeiten. Sie sehen, „mein lieber Graf, daß ich mehr darauf bedacht bin, dem „Uebel abzuhelfen, als darüber zu klagen, und das rathe „ich allen meinen Freunden." In der That war die Erbitterung der mächtigen Verbündeten gegen den König von Preußen so außerordentlich, daß sie unser Zeitalter schändete. Allen begangenen Greueln wurde dadurch das Siegel aufgedrückt, daß sowohl die Oesterreichischen als Russischen Truppen bey ihren Einfällen in Brandenburg und Schlesien wiederholt bekannt machten, es sollte auf hohen Befehl den Preußischen Unterthanen nichts als Luft und Erde übrig bleiben. Auf diese sonderbare Aeußerung bezieht sich die Erklärung, welche der Preußische Oberst Kleist zu Grab in Böhmen den 17ten November 1759 bekannt machte, worin obige Worte ausdrücklich angeführt werden.

Die Thätigkeit des Generals Wunsch hatte alle Erwartungen übertroffen. Der ihm zugetheilte Heereshaufe war nur 5000 Mann stark, und mit diesen hatte er seinen Marsch nach Sachsen angetreten, um dies mit Feinden angefüllte Land wieder zu erobern. Kaum zeigte er sich vor Wittenberg, wo die Besatzung 2000 Mann stark war, so verlangte der Befehlhaber zu unterhandeln. Wunsch, um nicht aufgehalten zu werden, bewilligte ihm einen freyen Abzug, und eilte nach Torgau. Auch der Reichs-General Kleefeld, der hier befehligte, erbot sich sogleich zur Uebergabe; man wollte aber auf seine Bedingungen nicht eingehn. Der Preußische Befehlhaber griff daher in der Nacht die Vorstädte an, trieb die Croaten hinaus, und rüstete sich zum Sturm. Nun erfolgte die Unterhandlung; die Besatzung erhielt einen freyen Abzug, mußte aber ihr Geschütz und

ihren Schießvorrath zurück lassen. Sodann nahm Wunsch seinen Zug nach Dresden, wo die Belagerer seinen aus aller Art Truppen zusammengesetzten Haufen, Grenadiere, Musketiere, Freybataillone, Dragoner und Husaren für ein ganzes Heer hielten. Dies verursachte die Erleichterung des vorgedachten Vertrages von Seiten der besorgten Kaiserlichen und Reichsfeldherren, und nun blieb für Wunsch nichts mehr übrig, als ein Rückmarsch nach Torgau, da diese Stadt in der kurzen Zwischenzeit von neuem berannt worden war. Man hatte nur 500 Mann zur Besatzung darin gelassen, und jetzt rückte der General St. André mit einem starken Corps Reichstruppen und Oesterreicher vor die Stadt.

Noch in der nämlichen Stunde, als Wunsch diese Nachricht erhielt, setzte er sich mit seinen leichten Truppen in Bewegung, ließ die übrigen folgen, und rastete nicht eher, als bis er, dem Feinde unbemerkt, Torgau erreichte. Hier ließ er unter seine abgematteten Soldaten Wein austheilen, und stellte sie in Schlachtordnung. Die Reichstruppen wurden endlich die aufmarschirten Preußen gewahr, und rüsteten sich zum Kampf, wobey sie, des Siegs gewiß, nicht einmal die Zelte abbrachen. Wunsch ließ ihnen auch dazu keine Zeit; er fiel mit seiner Reiterei über sie her, griff sie von vorn und in der Seite zugleich an, und warf alles über den Haufen, ehe noch das Preußische Fußvolk recht zum Schuß kommen konnte. Das ganze Corps von 10,000 Mann, worunter vier Cuiraßierregimenter, zwey Dragonerregimenter, 1200 Grenadiere und 2000 Croaten waren, flohen nach dem Walde zu, und ließen das Lager mit allen Feldgeräthschaften zurück.

Dies große Gefecht, das kein eigentliches Treffen war, hatte jedoch die Folgen des glänzendsten Sieges, weil es den Preußischen Waffen die schon etwas sinkende Achtung wieder verschaffte, und der König dadurch, bis auf Dresden, wieder

Herr von Sachsen wurde. Die edle Handlung eines Reichsfeldherrn bey diesem Gefecht verdient aufgezeichnet zu werden. Ein Preußischer Dragoner vom Regiment Plettenberg focht, durch Kriegswuth begeistert, wie ein Held aus den Ritterzeiten; er warf alles vor sich zu Boden, und ohne sich um seine tapfern Mitstreiter zu bekümmern, drang er allein tief in die feindlichen Bataillone ein; er verweilte hier so lange mit seiner Blutarbeit, bis er, hart verwundet, mit seinem tödtlich verletzten Pferde zur Erde stürzte. Die ihn umringenden feindlichen Soldaten wollten ihn vollends niedermachen, allein St. André hielt sie mit den Worten zurück: „Einen so braven Mann von einem so braven Regiment „muß man retten." Er befahl sogleich für ihn Sorge zu tragen, und so bald er hergestellt war, schickte er ihn mit einem Geschenk an Gelde und einem Empfehlungsschreiben ohne Lösegeld wieder zu seinem Regimente.

Der König, der von einer so schwachen Heeresschaar eine so schleunige Wiedereroberung Sachsens nicht erwartet hatte, ließ bald nachher den General Fink mit einem stärkern Haufen auch dahin aufbrechen. Zur Rettung von Dresden kam auch dieser Feldherr zu spät; allein er blieb doch nicht unthätig, vereinigte sich mit Wunsch, und griff nun den 21sten September bey Corbitz ein großes von Haddick befehligtes Oesterreichisches Corps an, schlug es nach einem blutigen Gefechte, das den ganzen Tag dauerte, und machte 500 Gefangene.

So sahen sich, zum Erstaunen der Welt, die verbündeten siegreichen großen Heere der Feinde gezwungen, vertheidigungsweise zu verfahren; sie wurden jetzt von dem weit geringern, geschlagenen und getrennten Preußischen Heere in allen ihren Bewegungen gefesselt, und alle ihre Entwürfe vereitelt.

Geschichte

des

siebenjährigen Krieges

in

Deutschland

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in Königl. Preuß. Diensten.

Zweiter Theil.

Fünfte Auflage.

Berlin, 1840.
Haude und Spenersche Buchhandlung.
(S. J. Joseephy.)

Siebentes Buch.

(1759.)

Nach all den großen Unfällen, die Friedrich und seine Heere seit einigen Monaten betroffen hatten, war der Schauplatz des Krieges nun noch für den übrigen Feldzug allein auf Sachsen eingeschränkt. Daun machte allerhand Entwürfe, den Prinzen Heinrich von hier zu vertreiben; da aber durch des letztern Wachsamkeit und überlegene Fähigkeiten alle Versuche vereitelt wurden, und er nicht allein Stand hielt, sondern auch Mittel fand, Leipzig und Wittenberg zu decken, so machte der Oesterreichische Feldherr einen neuen großen Entwurf. Er wollte den Preußischen Heerführer von diesen Städten abschneiden, und ihn selbst in seinem Lager einschließen. Daun theilte deshalb sein Heer in verschiedene Haufen, die sich zu diesem Endzweck in Bewegung setzten. Den stärksten derselben befehligte der Herzog von Aremberg. Heinrich errieth etwas von dem Vorhaben des Feindes, und unter den Papieren eines Adjutanten dieses Herzogs, der gefangen wurde, fand man die weitern Nachrichten. Er schickte nun sofort die Generale Fink, Wedel, Wunsch und Rebentisch mit ihren Schaaren auf abgesonderten Wegen. Alle stießen auf den Feind, der sich beständig zurückzog. Endlich trafen die Preußen den 29sten October

bey Pretsch unweit Düben auf das zahlreiche Arembergische Corps, indem es in großer Verwirrung auf den Rückzug dachte, den der Kaiserliche General Gemmingen mit einem Grenadier-Corps decken sollte. Der Preußische General Platen aber, an der Spitze von Dragonern und Husaren, stürzte im schnellsten Pferdelaufe auf die im Anschlag liegenden Oesterreichischen Grenadiere los, warf sie über den Haufen, machte 1500 Gefangene, und zerstreute die übrigen.

Der immer noch kranke König, ließ sich bald nachher nach Glogau bringen, wo er bis zu seiner Wiederherstellung blieb. Er schickte den General Hülsen mit dem größten Theil seines Heeres auch nach Sachsen, wo die Preußen nun so sehr das Uebergewicht bekamen, daß Daun für rathsam fand, das feste Lager von Plauen zu beziehn, um Dresden zu decken. Diese Stadt war nun noch von allen kürzlich gemachten Eroberungen der Oesterreicher in Sachsen allein in ihren Händen. Ihnen auch diesen so wichtigen Ort zu entziehn, war Friedrichs Hauptabsicht, so bald die Truppen, aus Schlesien in Sachsen angekommen, sich mit dem Prinzen Heinrich vereinigt hatten. Diesen Entwurf desto nachdrücklicher auszuführen, verließ der König, obgleich noch nicht völlig hergestellt, Glogau, und traf am 13ten November nach einer zwanzigtägigen Abwesenheit wieder bei'm Heere ein. Alles kam darauf an, die Daunsche Kriegesmacht, die ungeachtet des Besitzes von Dresden auf einen Winkel von Sachsen eingeschränkt, zum Rückzug nach Böhmen zu nöthigen. Dieser Rückzug wäre vielleicht von selbst erfolgt, allein der König wünschte ihn zu beschleunigen. Fink wurde deshalb mit 11,000 Mann nach Maxen im Gebirge geschickt, und der Oberst Kleist mußte mit einem Haufen in Böhmen einfallen. Diese letztere Unternehmung war auch nicht unglücklich; Kleist machte Gefangene, brandschatzte

und plünderte, um die Feinde die Grausamkeiten, welche sie in Schlesien und der Mark verübt, entgelten zu lassen.

Finks Stellung drohte dem Feinde die Zufuhr von Böhmen zu sperren. In der Entfernung vom Könige aber, mit seinen Streitern von dem ganzen Kaiserlichen Heer umgeben, ahnte dieser Feldherr seine mißliche Lage selbst. Er erdreistete sich daher, vor seinem Abmarsch dem Monarchen einige Vorstellungen zu thun, ward jedoch ungnädig aufgenommen. Friedrich antwortete mit einem Machtspruch, der oft die unmöglich scheinendsten Dinge möglich gemacht hatte: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann. Mache „Er, daß er fortkommt.“ Fink marschirte nun nach Maxen, und ließ den Paß von Dippoldiswalde durch den General Lindstädt mit 3000 Mann besetzen, wodurch die Gemeinschaft mit Freyberg offen blieb. Der König aber, mit dieser Anordnung nicht zufrieden, schrieb ausdrücklich: „daß „es besser seyn würde, wenn er das ganze Corps zusam„menzöge, weil er dadurch im Stande sey, den Feind mit „mehrerem Nachdruck zu empfangen. Ueberdies könnten „die wenigen Bataillone bey Dippoldiswalde bald über den „Haufen geworfen werden, weil der Feind gewiß mit einer „starken Macht ankommen würde, wenn er etwas unter„nehmen wollte.“ Friedrichs Befehl wurde nun vollzogen, wobey Fink jedoch sogleich die Stellung der Feinde meldete, denen nun der Weg ihn anzugreifen völlig offen stände. Die folgenden Briefe dieses Feldherrn an den König wurden alle von den Oesterreichern aufgefangen; und aus dieser Quelle entstand für Friedrich das große Unglück, eine so starke Schaar ganz zu verlieren.

Der 21ste November war der unglückliche Tag, der den Preußischen Kriegern unvergeßlich seyn wird. Fink, durch 40,000 Mann von allen Seiten angegriffen, war

größtentheils im Grunde, die Feinde aber auf Anhöhen aufgestellt. Hiezu kam ihre große Uebermacht; auf der einen Seite Daun mit dem großen Oesterreichischen Heere, auf der andern der Herzog von Zweybrücken mit den Reichs-Truppen. Die Preußen fochten jedoch mit großer Tapferkeit. Das feindliche Feuer aber war ganz auf einen Punkt gerichtet. Das mitten unter den Reihen der Preußen liegende Dorf Maxen wurde von den Angreifenden in Brand gesteckt. Hieraus entstand Unordnung. Auch richteten die die Haubitz-Granaten der Oesterreicher unter der Preußischen Wagenburg große Verwirrung an, und diese theilte sich bald dem ganzen Fußvolke mit. Der Rückzug war den Preußen abgeschnitten. Es fehlte ihnen endlich, nachdem man den ganzen Tag gefeuert, und alle Patronen verbraucht hatte, an Schießbedarf. Die Hoffnung, vom König entsetzt zu werden, war sehr gering, weil er ihre Noth nicht kannte, ja nicht einmal ahnte. Fink hatte sich bey so viel Gelegenheiten als ein kriegserfahrner Feldherr voll hohen Muths gezeigt; auch jetzt entfiel ihm der Muth nicht. Er wollte sich durchschlagen, und versammelte deshalb die Feldherren, denen er sein Vorhaben eröffnete. Allein die gänzliche Unmöglichkeit, mit Gewalt durch die stark besetzten Hohlwege durchzudringen, ließ keine Wahl übrig, als gänzliche Aufopferung aller Truppen oder Gefangenschaft. Fink glaubte dem König durch das erstere keinen Dienst zu leisten, da so viele Oesterreichische Kriegs-Gefangene in Preußischen Händen waren, die folglich ausgewechselt werden konnten, und gab daher der Menschlichkeit Gehör. Wunsch schlug vor, mit der Reiterei einen Versuch zum nächtlichen Entkommen zu machen, und brach auch wirklich auf. Das Fußvolk aber konnte nicht folgen, und Fink, dieser Feldherr,

von dem Friedrich gesagt, daß er ein zweyter Türenne werden würde, war nun zu unterhandeln gezwungen.

Daun wollte von keiner andern Bedingung als Gefangenschaft hören, und bestand sogar darauf, daß Wunsch mit der Reiterei zurückberufen werden und sich auch ergeben sollte. Vergeblich schützte Fink vor, daß dieser Feldherr eine abgesonderte Mannschaft befehligte; der Oesterreichische Heerführer bestand darauf, und der bedrängte Fink mußte alles eingehn. Wunsch kehrte auf Befehl um, allein er unterschrieb den Vertrag nicht, wurde aber doch gefangen. Das Gepäck der Preußen blieb ungeplündert. Dies war der Haupt-Artikel der Uebergabe; allein 71 Kanonen, 24 Standarten und 96 Fahnen wurden den Oesterreichern zur Beute. Das ganze aus sechszehn Bataillons und fünf und dreyßig Schwadronen bestehende Corps streckte nun das Gewehr, neun Feldherren und 11,000 Mann Fußvolk und Reiter; nur einige Husaren entkamen, und brachten dem König diese so schreckliche Nachricht.

Der Preußische Kriegsruhm schien dadurch in den Augen des Pöbels verdunkelt; allein ein ähnliches Schicksal traf die tapfersten Völker. Die Römer streckten die Waffen in geschlossenen Legionen bey Caudinum und bey Lerida; die Franzosen am Tage der Schlacht bey Hochstädt und Blenheim; die Sachsen bey Pirna; die Britten bey Saratoga, so wie jetzt die Preußen bey Maxen; alle durch die Ueberzeugung der Unmöglichkeit, mit Anstrengung aller Kräfte und aller menschlichen Tapferkeit in ihrer Lage etwas auszurichten.

Friedrich glaubte jedoch, dies Unglück hätte vermieden werden können; auch wurden nach geendigtem Kriege die Generale Fink, Rebentisch und Gersdorf vors Kriegsgericht gefordert, und da ihre Vertheidigung nicht hinreichend befunden ward, verdammte diese kriegerische Richterversammlung

unter dem Vorsitz des Generals Zieten alle Drey zur Festungsstrafe. Rebentisch blieb noch einige Zeit im Dienst, allein die andern beiden verloren sogleich ihre kriegerischen Würden. Fink starb als Ober-Befehlhaber des Dänischen Heeres, und Rebentisch als Feldherr in Portugal.

Diesem Unglück folgte gleich darauf ein andres. General Dierke stand mit 3000 Mann am Elb-Ufer unweit Meißen. Der König rief diesen Feldherrn zurück. Er mußte über den Fluß, der voller Eis war. Der General Beck, einer von Theresiens besten Feldherren, benutzte diesen Umstand, und rückte mit einem starken Haufen an; nur wenige Fahrzeuge waren vorhanden, und diese wurden von dem angreifenden Feind bald zertrümmert. Nun mußte sich Dierke nach einem blutigen Gefecht mit all den seinigen, die noch nicht über den Fluß gesetzt hatten, ergeben. Auf diese Weise fielen abermals 1400 Preußen den Oesterreichern in die Hände.

Der sonst so behutsame Daun wurde durch diese erlangten Vortheile angefeuert, sich dem sehr geschwächten Heere des Königs zu nähern, in der Meinung, daß es sogleich davonfliehen würde. Er fand es aber in Bereitschaft ihn zu empfangen, und zog sich daher ruhig wieder zurück. Auch der Kaiserliche General Maquire wähnte, daß er sich nur zeigen dürfte, um das von den Preußen besetzte Freyberg in Besitz zu nehmen. Er rückte mit 16,000 Mann an, begleitet von einem ungeheuern Troß von Wagen und entbehrlichem Gepäck, der seine unbezweifelte Erwartung bewies. Die Preußen aber standen in Schlachtordnung, und zeigten ihm durch Kanonen-Kugeln den Rückweg.

Die besten Hülfsquellen Friedrichs waren immer die Fehler seiner Feinde. Auch jetzt wurden die Erwartungen aller Menschen betrogen. Daun, anstatt seine großen Vor-

theile zu nutzen und vorwärts zu dringen, bezog wie ein Besiegter das feste Lager hinter dem Plauenschen Grunde. Friedrich hingegen, der fast die Hälfte seines Heeres, und zwar am Ende des Feldzugs, wo alle Regimenter ohnehin sehr geschwächt waren, verloren, und jetzt wenig mehr als 20,000 Mann beysammen hatte, änderte seine Stellung dennoch nicht, sondern behauptete, außer dem kleinen Bezirk um Dresden, ganz Sachsen. Indessen ließ er, um der großen Ungleichheit der beiderseitigen Heere einigermaßen abzuhelfen, 12,000 Mann von den verbündeten Truppen kommen. Diese, unter Anführung des Erbprinzen von Braunschweig, stießen am Ende des Decembers bey Freyberg zum Könige. Kaum war diese Verstärkung angelangt, so rückte Friedrich ohne die rauhe Jahrszeit zu achten vorwärts, und verjagte alle voran aufgestellte feindliche Truppen. Sein Vorsatz war, den General Maquire bey Dippoldiswalde anzugreifen; allein das feste durch Verschanzungen, Batterien, Felsen und Hohlwege gesicherte Lager der Oesterreicher zeigte unübersteigliche Hindernisse, daher der König nach Freyberg zurückging.

Nun folgte ein sonderbarer Winterfeldzug, der eine sehr große Menge Menschen wegraffte. Das Heer des Königs wurde in der Nachbarschaft von Dresden in die kleinen Städte und Dörfer verlegt, und zwar so gedrängt, daß nur ein geringer Theil der Soldaten unter Dach kommen konnte. Ganze Regimenter lagen die Hälfte des Winters in kleinen Dörfern, die sie nachher mit größern vertauschten. Die Officiere bewohnten die Stuben oder Kammern, und die Soldaten bauten sich Brandhütten, worin sie Tag und Nacht wie die Tatarn sich um das Feuer lagerten. Der Winter war dieses Jahr ungewöhnlich strenge, und der Schnee lag viele Wochen lang Knie tief. Das Holz wurde von den

Soldaten selbst, oft aus einem entlegenen Walde herbey geschleppt. Dieses Holzholen dauerte wegen der entsetzlichen Kälte den ganzen Tag fort, so daß man immer große Haufen von Lastträgern bey allen Dörfern herumziehen sah. Nach dem Maaß, daß die Kälte grimmig und das Holz selten wurde, folgte der Soldat dem Naturgesetz, das ihm seine Selbsterhaltung zur ersten Pflicht machte; er verschonte weder Ställe, Scheunen, noch Häuser. Die Spanier suchten in dem neu entdeckten Amerika nicht eifriger nach Gold, als jetzt die Preußen nach Holz. Die Lebensmittel waren dabey gar nicht im Ueberfluß, und der Soldat auf sein Commis-Brot eingeschränkt, womit er unaufhörlich bey Tage und selbst des Nachts Wassersuppen machte. Die Wachen und Commandos kamen wegen der vielen Kranken sehr oft herum, und hatte der Soldat diese überstanden, so konnte er doch in dem kurzen Zwischenraum der Ruhe nicht pflegen. Wenn er kein Holz auf dem Rücken hatte, und mit keinen Eisschollen oder Schneewasser zum Kochen belastet war, so lag er der Länge nach in der Asche, um seinen Körper zu braten. Wenn aber das Feuer den Vordertheil des leicht bekleideten Leibes fast verzehrte, so erstarrte der Hintertheil vor Frost. Dies war indeß noch nicht alles. Es stand ein kleines Lager bey Wilsdruf, eine Meile von Dresden. Der König wollte dies Lager nicht abbrechen lassen. Vier Bataillone mußten es besetzen. Diese wurden alle vier und zwanzig Stunden abgelös't, so daß das ganze Fußvolk beim Königlichen Heere diese Rolle nach der Reihe beständig fortspielen mußte. Die Zelte blieben stehen; auch waren sie eingefroren, und die Leinwand den Brettern ähnlich. Die Oesterreicher waren durch dies Beyspiel gezwungen, ein gleiches zu thun. Beide Heere also zeigten der Welt eine noch nie in den Jahrbüchern nordischer Kriege aufgezeichnete

Handlung; in einer sehr geringen Entfernung von einander, bei einem sehr harten Winter, trotzten sie dem kalten Himmel und den Seuchen, und hielten unter leinenen Dächern das Feld, bis eine bessere Jahreszeit ihren Leiden ein Ende machte.

Da keine Vollkommenheit den Sterblichen eigen, und es der Geschichte unwürdig ist, bey jedem Fehler, bey jedem Eigensinn, bey jeder Laune eines großen Mannes, reiflich erwogene Plane und Weisheitsgründe vorauszusetzen, so mag es erlaubt seyn, durch die Natur der Dinge gerechtfertigt, an der Nutzbarkeit dieses Eislagers zu zweifeln, dessen Fortdauer wahrscheinlich mehr durch Laune als durch Absichten bestimmt wurde, weil man damit nicht das geringste gewann, noch je gewinnen konnte, da die menschlichen Kräfte in diesem Lager wie todt waren.

Die große Kälte war diesen Winter sehr anhaltend, und täglich erfroren den schlecht bekleideten Soldaten die Glieder.*) Im Lager waren keine Brandhütten, die Feldwachen hatten nur brennende Holzhaufen, wenn es nicht auch an diesem so nöthigen Bedürfniß ganz fehlte, welches oft geschah, und für die Officiere waren bretterne Häuschen gebaut. Die gemeinen Soldaten, um ihr von der Kälte erstarrtes Blut flüssig zu machen, liefen entweder wie die Unsinnigen im Lager herum, oder uneingedenk des Kochens verkrochen sie sich in ihren Zelten, wo sie auf einander lagen, um wenigstens einige Theile ihres Körpers an den Leibern ihrer Kriegesgefährten zu erwärmen. In dieser Lage

*) Der Verfasser befand sich damals, so wie fast immer, bey der Armee des Königs. Er war ein Augenzeuge des hier Erzählten; denn auch das Regiment Forcade, bey welchem er stand, hatte in dem Dorf Costebaude, eine Meile von Dresdrn, sehr eingeschränkte Winter-Quartiere, und machte alle Woche einen Marsch ins Lager bey Wilsdruf zur Ablösung.

war Angriff und Vertheidigung gleich unmöglich; und nie kehrte ein Regiment aus diesem Lager in die elenden Winterwohnungen zurück, ohne die Zahl seiner Kranken zu vermehren. Schaarenweise wurden sie zu Grabe getragen; und dieser einzige Winter-Feldzug kostete dem Könige mehr Menschen, als zwey große Schlachten gethan haben würden. Der Verlust war indessen minder merkbar, weil der Abgang beständig durch Neulinge ersetzt wurde. Die Oesterreicher hatten kein besseres Schicksal; sie lagen hinter dem Plauenschen Grunde in Dörfern zusammengedrängt, die durch den Tharandter-Wald und durch eine Kette von Hohlwegen gegen den Angriff der Preußen gesichert waren. Dauns Behutsamkeit gieng noch weiter; Schanzen wurden auf Schanzen gehäuft, und alle Wege und Fußsteige, selbst die, die auf die höchsten Berge führten, durch Verhacke unzugangbar gemacht. Diese elenden Cantonirungs-Quartiere waren das Grab mehrerer Tausende von Theresiens Kriegern; es rissen Seuchen unter ihnen ein, so daß im Januar in der kurzen Frist von sechszehn Tagen 4000 Mann starben.

Die Aushebung bey den Preußen wurde jedoch dermaßen betrieben, daß der König bereits im Februar die von dem Herzog Ferdinand erhaltenen Truppen wieder zurücksenden konnte. Dieser Umstand erregte gewaltiges Aufsehn in Wien, weil er zum Beweise diente, daß der große Verlust, bey Kunersdorf, bey Maxen, und bey so vielen andern Unfällen des vorigen Feldzugs erlitten, troß den allmählig versiegenden Hülfs-Quellen schon wieder ersetzt seyn müßte. In diesem Zeitpunkt wurde der Preußische General Czettritz gefangen. Unter seinen Papieren fand man handschriftlich den geheimen Unterricht Friedrichs für seine Feldherren, der bald nachher von den Oesterreichern durch den Druck bekannt gemacht wurde.

Der Krieg gegen die Schweden hatte in diesem Feldzug, so wie immer, wenig Auszeichnendes. Da der Preussische General Manteufel nach der Schlacht bey Kunersdorf zum Könige stoßen mußte, bekamen die Schweden, die jetzt der General Lantinghausen anführte, freye Hand. Sie benutzten diese Gelegenheit, um einige von den Preußen schwach besetzte Oerter wegzunehmen, und acht Preußische bewaffnete Fahrzeuge zu erobern. Diese Fahrzeuge hatte man in Stettin ausgerüstet, mit Pöllern versehn, und mit Land-Miliz besetzt, um die Küsten und Mündungen der Oder gegen die Landungen der Schweden zu sichern. Es waren deren überhaupt eilf von verschiedener Größe, die theils nach den vornehmsten Personen des Königlichen Hauses genannt wurden, theils Griechische Götternamen führten. Ihr Nutzen wurde bald bemerkt, und die armen Küsten-Bewohner waren nicht länger den Plünderungen einzelner Schwedischer Schiffe ausgesetzt. Die Vertilgung dieses Geschwaders wurde daher von den Schweden beschlossen; sie griffen es mit neun und zwanzig Schiffen an, und durch diese Uebermacht erreichten sie für jetzt ihren Zweck; denn nur drey von den Preußischen Fahrzeugen entkamen ihren Händen.

Das Schwedische Landheer war indessen bis Prenzlau vorgedrungen. Manteufel aber zog bald eine kleine Mannschaft zusammen, und trieb sie aus Anclam, aus Prenzlau und über den Peena-Fluß zurück. Er ließ ihnen keine Ruhe, sondern drang unter beständigen Gefechten bis Greifswalde, wobey er viele Gefangene machte, und in Demmin die Schwedische Kriegs-Casse erbeutete, endlich aber wegen der großen Kälte den Winter-Feldzug endigen mußte. Die Schweden rächten sich an diesem thätigen Heerführer; sie überfielen ihn in der Nacht in Anclam, und obgleich sie von

der Besatzung mit ansehnlichem Verlust zurückgeschlagen wurden, so fiel doch Manteufel, da er im Dunkel der Nacht sich verirrt, in feindliche Hände.

Der König hatte noch ein Regiment schwarzer Husaren errichtet, die sich unter der Leitung des Obrist Belling bey dieser Unternehmung, so wie überhaupt in allen Feldzügen gegen die Schweden in Pommern und in der Ukermark, sehr auszeichneten; sie spielten auf diesem kleinen Kriegesschauplatz eine große Rolle, und es vergieng fast kein Tag, wo sie nicht Schweden als Gefangene einbrachten, deren Anzahl sich jetzt überhaupt auf 3000 belief.

Der Feldzug der Verbündeten war im ganzen genommen mit großem Glück geführt worden. Die Britten nahmen jetzt an dem Landkrieg den thätigsten Antheil, und das Parlament hatte dazu 1,900,000 Pfund Sterling bewilligt, ohne die ungeheuern Fortschaffungs-Kosten ihrer Truppen nach Deutschland zu rechnen, die zu den Seeunternehmungen gehörten. Die Franzosen begannen indeß durch einen kühnen Streich. Sie überrumpelten mitten im Winter Frankfurt am Main. Diese freie Reichsstadt, die ihr Pflichttheil an Truppen und Gelde getreulich dem Reiche entrichtete, glaubte daher von den Bundesgenossen des Reichs nichts besorgen zu müssen. Sie hatte den Franzosen schon Durchmärsche, allein in einzelnen Schaaren bewilligt. Der Vorwand dazu war immer der Uebergang über den Main. Es wurde jetzt abermals ein solches Ansuchen gethan, und auch unter den bekannten Bedingungen gestattet. Der Neujahrstag war zur Ausführung des Entwurfs bestimmt; auch hatte sich schon ein ansehnlicher Haufe Franzosen vor der Stadt versammelt, als die Neujahr-wünschenden Frankfurter Trommelschläger durch ihr großes Getöse bey dem Prinzen Soubise den Verdacht erregten, daß sein Vorhaben ent-

deckt sey; es wurde daher bis zum folgenden Tag verschoben. Die Frankfurter, ohne jedoch etwas davon zu ahnen, waren sehr auf ihrer Huth. Man beschloß, nur ein Regiment Franzosen auf einmal in die Stadt herein zu lassen, wobey das Thor so lange gesperrt bleiben sollte, bis das Regiment über die Flußbrücke gezogen seyn würde.

Die ganze Besatzung war in Waffen; theils um die Franzosen zu begleiten, theils an dem Gefahr drohenden Thor aufgestellt, um den Befehlen der Obrigkeit den gehörigen Nachdruck zu geben. Dies hinderte aber nicht, daß diese wichtige Stadt ohne alles Blutvergiessen eingenommen wurde. Die Französischen Truppen schlossen sich an das einmarschirende Regiment an, warfen die Thorwache, die sich widersetzen wollte, über den Haufen, flößten den übrigen Stadtsoldaten, die in Reihen aufmarschirt standen, Schrekken ein, und nun drangen sie auf die Wälle, bemächtigten sich des Geschützes und aller Thore, während andre die öffentlichen Plätze und vornehmsten Straßen besetzten; so daß in wenig Augenblicken das Reichs-verbundene Frankfurt in den Händen der Franzosen war, die in den ersten Tagen darinn wie in einer eroberten Stadt hausten. Ihr Feldherr Soubise verfügte sich aufs Rathhaus, und machte seine Befehle bekannt, die man in der Betäubung ehrfurchtsvoll annahm; dabey versprach dieser Heerführer im Namen seines Königs, die Stadt bey ihrer Religion, bey ihrer Freyheit und ihren Vorrechten zu schützen. Alle Straßen waren indeß mit Soldaten und brennenden Holzhaufen bedeckt, die die große Kälte nothwendig machte. Die Einwohner durften ihre Häuser nicht verlassen, ja sich nicht einmal an den Fenstern zeigen, und die Stadtsoldaten wurden entwaffnet.

Frankfurt wurde nun das Hauptquartier der Franzosen die dadurch völlige Verbindung mit den Kaiserlichen und

Reichs-Truppen erhielten; dabey konnten sie auf dem Rhein und dem Main mit allen Bedürfnissen versehn werden. Diese erlangten Vortheile den Franzosen zu entreißen, war Ferdinands Hauptentwurf bey Eröffnung des Feldzugs. Es verzögerte sich damit bis zum April, weil die Reichs-Truppen, wie auch ein Haufe Oesterreicher und Franzosen, in Hessen und andre benachbarte Länder eingefallen waren, und erst wieder vertrieben werden mußten. Dies geschah auch vom Erbprinzen von Braunschweig mit so gutem Erfolg, daß die Reichs-Truppen in verschiedenen kleinen Gefechten geschlagen, in Meiningen ein ganzes Regiment Cuirassier, ein Bataillon Wirtemberger, und zwey Chur-Cölnische Grenadier-Bataillone zu Gefangenen gemacht, und die verbundenen Provinzen geschwind wieder von den Feinden befreyt wurden. Ferdinand ließ nun 12,000 Mann zurück, um Hannover und Hessen zu decken, und ging mit 30,000 Mann auf Frankfurt los. Der Herzog von Broglio, der jetzt das dortige Französische Heer befehligte, bemächtigte sich eines starken Postens bey dem Dorfe Bergen, in der Nähe von Frankfurt, der nothwendig erst von Ferdinand weggenommen werden mußte, ehe er seinen Endzweck erreichen konnte.

Es war am 13ten April, als beide Heere an diesem Ort auf einander trafen. Das Dorf Bergen wurde mit großem Ungestüm angegriffen. Hier standen acht Bataillone von den Deutschen Truppen im Dienst Frankreichs, und hinter dem Dorfe mehrere Brigaden Französischer Infanterie, die ein sehr lebhaftes Feuer machten. Das Sächsische Corps hatte die gegen die Nidda laufenden Anhöhen besetzt. Der Prinz von Ysenburg, die Stärke des Feindes, welchen er vor sich hatte, nicht kennend, und überhaupt unglücklich im Kriege, that den Angriff abgesondert von den übrigen Truppen mit vier Bataillons Grenadiere, wobey er den son-

derbaren Befehl gab, daß sämmtliche Wundärzte mit in die Glieder treten sollten. Diese Leute, deren Bestimmung es ist, den Truppen zu folgen, aber nicht wehrlos Batterien zu stürmen, wollten alle davongehn, und nur auf die Vorstellungen eines einzigen unter ihnen, eines Patrioten, Namens Eckermann, gehorchten sie dem Befehl, den einige mit Wunden, andre mit dem Tode bezahlten.

Die Franzosen, die alle Vortheile des Bodens auf ihrer Seite hatten, behaupteten indeß ihre Stellung gegen einen Feind, der mit vielen natürlichen Hindernissen zu kämpfen hatte. Vor dem Dorfe waren Hohlwege, die die Hessen nur in kleinen Haufen passiren konnten, desgleichen Zäune und Hecken, wo sie herüberklettern mußten. Der Erbprinz von Braunschweig rückte nun mit seiner Division zu ihrer Unterstützung an, und fiel den Franzosen in die linke Seite. Die Hessen, dadurch aufgemuntert, erneuerten den Angriff mit verdoppelter Wuth, und schon wichen die Franzosen, als ihr Heerführer Broglio durch eine sehr geschickte Bewegung in die Seite der Verbündeten fiel. Die Hessen wurden zurückgeschlagen, und ihr Anführer, der Prinz von Ysenburg, getödtet. Einige Französische Regimenter, durch ihre Hitze verleitet, verließen nun in großer Unordnung ihre Posten, um den weichenden Feind zu verfolgen. Hierdurch bekam die Reiterei der Verbündeten Gelegenheit, mit vielem Nachdruck einzuhauen. Eine Menge Franzosen und Sachsen fielen unter ihren Streichen. Alles hing jedoch von dem Besitz der Stellung bey Bergen ab. Der Angriff wurde daher innerhalb drey Stunden dreymal erneuert, allein ohne Erfolg. Nun blieb Ferdinand nichts übrig, als ein wohlgeordneter Rückzug im Angesicht eines überlegenen Feindes. Es war noch kaum Mittag, und nur die Nacht konnte den Rückzug decken. In dieser Verlegenheit stellte sich Ferdi-

nand, als ob er das Treffen erneuern wollte; er theilte seine Infanterie in zwey Haufen, stellte die Reiterei in die Mitte, und eine kleine Colonne Fußvolk vor dieselbe, und so machte er Miene, das Dorf Bergen, so wie einen Wald auf dem linken Flügel zugleich anzugreifen, und beyde wurden auch lebhaft beschossen. Dies dauerte, bis die Nacht einbrach, da sich denn die Bundesschaaren bis Windecken zurückzogen. Sie hatten 2000 Mann und fünf Kanonen verloren.

So gering auch dieser Verlust war, so nachtheilig war doch der mißlungene Sieg für die Verbündeten. Die Franzosen blieben im Besitz von Frankfurt, das in Ferdinands Händen eine Quelle der größten Vortheile geworden wäre; sie konnten ihre Unternehmnngen jetzt mit größern Hoffnungen erneuern, da hingegen Ferdinand vertheidigungsweise handeln mußte. Indessen blieb er doch Meister von der Weser, aller Versuche der Franzosen ungeachtet, ihn von diesem Fluß zu entfernen. Sie rückten nun vorwärts, nahmen Kassel weg, und überrumpelten Minden, da der Befehlhaber an einen andern Ort, nach der Weser-Seite zu, seine Truppen zusammengezogen hatte, und hier den Angriff erwartete; er wäre auch von dieser Seite geschehn, wenn nicht ein verrätherischer Bauer den Feinden eine Barke verschafft, und eine Furth durch den Fluß für die Reiterei gezeigt hätte. Die in Minden eindringenden Franzosen begingen nun die schrecklichsten Ausschweifungen, denen der Herzog von Broglio und die andern vornehmen Befehlhaber vergebens zn steuern versuchten, und so wurde die unglückliche Stadt größtentheils ausgeplündert. Sie bemächtigten sich hier großer Vorräthe und nahmen über 1400 Mann gefangen. Auch Münster eroberten sie nach einer förmlichen Belagerung, und nöthigten die 4000 Mann starke Besatzung, sich zu Kriegs-Gefangenen zu ergeben. Dieser Sieg bey Bergen, der in Frank-

reich

reich durch ein großes Dankfest gefeyert wurde, den die Höflinge mit den größten Schlachten verglichen, die Dichter besangen, die Poissarden bejauchzten, und die Pariser Damen durch einen Kopfputz à la Bergen verherrlichten, verschaffte Broglio die Würde eines Reichsfürsten, womit ihn der Kaiserliche Hof belohnte.

Der Entwurf der Franzosen war nun, ins Hannöversche einzudringen, und die Verbündeten von der Weser abzuschneiden. Ferdinand aber vereitelte alle ihre Maaßregeln. Er hatte durch List die Reichsstadt Bremen überrumpelt, wodurch er Meister von der Weser bis nach Stade war. Nicht allein der Besitz von Hannover, sondern das Glück des ganzen Feldzugs hing jetzt von einer Schlacht ab. Der Verlust von Minden vermochte Ferdinand, diese zu beschleunigen. Um den Feind dazu zu vermögen, ließ er die Vorrathskammern im Rücken desselben durch zwey ausgesandte Haufen bedrohen. Der Erbprinz von Braunschweig befehligte einen derselben, womit er nach Hervorden zog, um den General Drewes zu unterstützen, der auf Osnabrück losging, die Thore aufsprengte, die Besatzung zur Flucht nöthigte, und das dasige Magazin wegnahm. Hier legte Ferdinand nun seine Hauptvorrathskammer an. Die Verbündeten waren vortheilhaft gestellt, und die Franzosen in Gefahr, von ihrer Zufuhr abgeschnitten zu werden. Contades erbangte, und ließ eine Brücke nach der andern über die Weser schlagen, um die Gemeinschaft mit der jenseit dieses Flusses stehenden Mannschaft des Broglio zu erleichtern. Er hielt am 31sten Juli des Abends Kriegsrath, und der Schluß fiel dahin aus, noch die Nacht zu marschiren, und den Feind mit Anbruch des Tages anzugreifen. Broglio mußte nun mit seiner Schaar zum Hauptheer stoßen. Bey Ferdinand war eine Schlacht ein bloßer Wunsch, um Vortheile zu er-

kämpfen, bey den Franzosen aber ein dringendes Bedürfniß. Ihre Uebermacht und die von einander abgesonderten Haufen des Bundesheeres schienen die vortheilhafteste Gelegenheit zu einem glänzenden Siege darzubieten. Indessen, um gegen widrige Zufälle nicht unvorbereitet zu seyn, hatte der Französische Feldherr über einen Bach, der nach der Weser zu ging, neunzehn Brücken schlagen lassen, und auch den Gebrauch dieser Brücken zu einem Rückzuge öffentlich beym Heere bekannt gemacht. Die Franzosen marschirten in neun Colonnen. Eine derselben, unter Broglio's Anführung, sollte den Angriff auf das Corps des Generals Wangenheim thun, der in einiger Entfernung von der Haupt-Armee bey dem sehr befestigten Dorfe Tonhausen mit 10,000 Mann so wohl Fußvolk als Reiterey und zwey großen Batterien aufgestellt war. Ferdinand erhielt von dem feindlichen Entwurf erst um drey Uhr des Morgens durch Ueberläufer Nachricht. Sie war ihm höchst angenehm, da er eine Schlacht so eifrig wünschte, und schon selbst zum Angriff sich entschlossen hatte. Er brach also ohne Verzug auf.

Broglio langte inzwischen bey Wangenheims Lager an. Der Erfolg seiner Unternehmung hing von der raschen Ausführung ab. Man verlor aber durch unzeitiges Haltmachen und Unentschlossenheit kostbare Augenblicke. Die Franzosen gaben hier einen großen Beweis, wie weit sie bey allen ihren Lehrsätzen in der Kriegeskunst, wenn es zur Ausübung kam, zurück waren. Unbekannt mit der Kunst, sich in der Geschwindigkeit aufzustellen, anstatt mit Tages-Anbruch dem Befehle gemäß anzugreifen, mußten sich erst ihre zerstreuten Haufen sammeln, und ihre Colonnen ordnen; daher Broglio, der überdieß von Contades neue Verhaltungs-Befehle erwartete, nicht früher als um fünf Uhr mit seinen Truppen in Schlachtordnung stand. Wangenheim bekam dadurch

Zeit, sich in Vertheidigungs-Stand zu setzen, und Ferdinand, ihm zu Hülfe zu kommen. Durch die meisterhafte Bewegung und Schlachtordnung dieses Feldherrn wurde der ganze Plan des Contades zerstört. Wangenheim verließ sein Lager und schloß sich an das Hauptheer an. Die Franzosen befanden sich nun in einer gefährlichen Stellung, umgeben von der Weser, von einem Morast, und von dem feindlichen Heere. Es mußte indessen geschlagen seyn. Broglio setzte den Angriff mit großer Lebhaftigkeit fort; seine Truppen aber litten außerordentlich durch das Geschütz der Verbündeten, welches in kurzer Zeit das Französische ganz zum Schweigen brachte.

Die Schlachtordnung der Franzosen war so, daß der Kern ihrer Reiterey im Mittelpunct des Treffens stand. Diese widersinnige Anordnung, die im Jahr 1704 ihre große Niederlage bey Hochstädt bewirkt hatte, und alle Grundsätze der Kriegeskunst zu verleugnen schien, war für die Verbündeten die Losung des Siegs. Ferdinand ließ auf diesen Mittelpunkt die Englische und Hannöversche Fußmannschaft losgehen, während der Prinz von Bevern den linken Flügel der Franzosen angreifen sollte. Diese Colonnen rückten muthig auf die feindliche Reiterey an, ohne das große Kanonen-Feuer zu achten, das in einer schiefen Richtung auf ihre Seiten gemacht wurde. Die Französische Reiterey wollte den Angriff nicht erwarten, sondern brach los, und fiel das anrückende Fußvolk von allen Seiten mit dem größten Ungestüm an. Dieses aber setzte der Wuth der Franzosen eine unbezwingbare Standhaftigkeit entgegen; es blieb in Ordnung, und sandte einen so anhaltenden Kugel-Regen auf die Reiterey, daß diese endlich in der größten Verwirrung die Flucht nahm. Andere Reiterschaaren erneuerten den Angriff, sie hatten aber eben das Schicksal, zurückgeschlagen

zu werden; neue Haufen traten an ihre Stelle, die auch nicht glücklicher waren. Endlich rückten die Gensd'armes und Carabiniers an, die auch wirklich in das Englische Fußvolk einbrachen, allein doch zurückgeworfen wurden, und so ging es viermal.

Das Fußvolk der Verbündeten behauptete nicht allein seine Stellung, sondern rückte vorwärts, und ließ alle Reiter-Anfälle abprallen. Die Sächsischen Truppen beym Französischen Heere zeichneten sich an diesem Tage aus. Durch ihren muthigen Anfall kamen die Engländer in Unordnung; die letztern aber setzten sich bald wieder, und schlugen die Sachsen zurück. Die Flucht der ganzen Französischen Reiterei hatte die Linie zerrissen; die nächst ihr stehenden Brigaden von der Französischen Infanterie waren ohne Unterstützung, und ihre Flanken entblößt. Broglio bemühte sich, mit seinem geschlagenen Corps in diesen Mittelpunct zu rücken, wo nichts als Verwirrung herrschte. Dies war der verhängnißvolle Augenblick, das Französische Heer ganz zu vernichten. Kriegskunst und Tapferkeit hatten ihn erzeugt, und die größte Niederlage der Franzosen in diesem Jahrhundert, grösser als die Tage von Hochstädt, Turin, Ramillies und Malplaquet, schien völlig entschieden zu seyn, als die Treulosigkeit eines Englischen Feldherrn die Franzosen von ihrem gänzlichen Untergange rettete.

Das Fußvolk der Verbündeten hatte alles gethan, und nun war die Reihe an der Reiterei, das Werk zu vollenden. Ferdinand sandte deshalb schleunig die nöthigen Befehle an Lord Sackville, der die Englische und Deutsche Reiterey befehligte. Dieser Britte, unwürdig seines Volks, wiewohl es ihm nicht an Klugheit, noch an persönlichem Muth fehlte, hegte eine niedrige Eifersucht gegen den Herzog Ferdinand. Er war der einzige im Heer, der die er-

kämpften Vortheile dieses Tages ungern sah, weil sie mit seinen geheimen Absichten stritten. Diese gingen dahin, Ferdinands Kriegesruhm zu schmälern, und obgleich ohne eigene Fähigkeiten im Felde, sich den Weg zum Hauptbefehl zu bahnen. Seine Vaterlandsliebe wich dem Neide. Er gab vor, die deutlichsten Befehle des Feldherrn nicht zu verstehen. Drey Adjutanten hinter einander, davon zwey Engländer waren, brachten ihm vergebens die gemessensten Befehle anzurücken. Er that es nicht, ließ die kostbaren Augenblicke verstreichen, und ritt endlich selbst, den Herzog aufzusuchen, um eine Erklärung zu holen, die ihm der niedrigste seiner Reiter gegeben haben würde. Ferdinand, voller Ungeduld und Erstaunen, seine Befehle nicht vollzogen zu sehen, sandte noch vor Sackville's Ankunft ein ähnliches Gebot an den Marquis von Granby, den nächst folgenden Brittischen Befehlhaber, der das zweyte Treffen der Reiterei befehligte. Dieser gehorchte auch sogleich. Sackville setzte sich zwar nachher selbst an die Spitze; allein der glückliche Zeitpunkt war vorüber, den alle Reichthümer Britaniens nicht wieder zurückrufen konnten. Broglio nutzte diesen Verzug aufs beste. Er zog sich in ziemlicher Ordnung zurück, und die übrigen Französischen Truppen des linken Flügels folgten ihm.

Während dieser Zeit war es auf dem rechten Flügel der Verbündeten auch sehr hitzig hergegangen. Die Preußische, Hannöversche und Hessische Reiterey hatten das Französische Fußvolk über den Haufen geworfen, eine große Menge niedergehauen, und einige Tausend Gefangene gemacht. Alles suchte nun seine Rettung in der Flucht. Broglio deckte bey diesem Unglück den vom Französischen rechten Flügel unternommenen Rückzug nach Minden, und die Sachsen, die ungeachtet ihres großen Verlustes noch ziemlich Ordnung hielten, beschirmten die Flüchtlinge des linken Flügels'

Die Franzosen verloren in dieser Schlacht 8000 Todte, Verwundete und Gefangene, dreyßig Kanonen und viele Fahnen und Standarten; einige Tage nachher aber einen großen Troß ihrer schweren Bagage, einen Theil der Kriegs-Kasse, das Gepäck der vornehmsten Befehlhaber, und das Kriegs-Archiv. Hiezu kamen noch die Vorräthe von Osnabrück, Minden, Bielefeld, Paderborn, und andre. Die Verbündeten zählten nur 1300 Todte und Verwundete. Der Marschall Contades schrieb gleich nach der Schlacht an den Herzog Ferdinand, nannte ihn Sieger, und bat um Sorgfalt für die verwundeten Franzosen; eine Bitte, die das große Herz des Deutschen Feldherrn ganz überflüssig machte.

Ferdinand erhielt für diesen Sieg den Brittischen Orden vom Hosenbande; dabey sandte ihm der König Georg 20,000 Pfund Sterling, die jedoch von dem großmüthigen Feldherrn nicht gespart wurden; denn jetzt, so wie immer, theilte er unter seine Truppen, die sich vorzüglich brav gehalten, sehr ansehnliche Geschenke aus. Das Preußische Dragoner-Regiment Holstein, das vier Bataillone gefangen gemacht, und zehn Kanonen erobert hatte, erhielt allein einige Tausend Thaler. Dabey sagte er allen Heerführern, und namentlich allen Regimentern den rührendsten Dank für ihr tapferes edles Betragen während der Schlacht. Ein jeder Befehlhaber wurde mit seinem Namen angeführt, und erhielt also vor dem Angesicht des ganzen Heeres, nach dem Verhältniß seiner Thaten, die ihm gebührenden Lobsprüche. Ferdinand war zu edelmüthig, um durch einen eben so öffentlich aufgestellten Tadel Sackville's schändliches Verfahren nach Würden zu schildern. Er überließ diesen Feldherrn seinem Schicksal, und begnügte sich, unter allen den größern und kleinern Lobeserhebungen, die sämmtlichen Kriegeshäuptern zu Theil wurden, den Namen dieses strafbaren Britten

nicht zu berühren. Desto stärker aber strömten seine Empfindungen bey Granby's Lobsprüchen; wobey er öffentlich bey der Parole sein Bedauern zu erkennen gab, bey einem so viel versprechenden Siege diesen General nicht an der Spitze der Brittischen Reiterey gehabt zu haben.

Sackville wurde nun nach England zurückberufen, wo er zitternd erschien. Er fürchtete das Schicksal des Admirals Bing, der drey Jahr zuvor erschossen worden war, weil das Englische Volk ein Opfer verlangte, und die Minister zu ihrer Sicherheit rathsam fanden, ihn als das Opferthier zu wählen, und es mit ihren Staatssünden zu belasten. Bing mußte sterben, unter dem Vorwand, daß er nicht alles Mögliche gethan, dem Feinde zu schaden, und Minorca zu retten. So fiel ein schuldloser Befehlhaber gegen den obgleich etwas späten Protest des ganzen Kriegsgerichts, zu dessen tragischem Ende Sackville, als Mitglied des geheimen Rathes, kräftig mitgewirkt hatte. Dieser Feldherr aber war in einer ganz andern Lage; er durfte nicht auf seine Unschuld trotzen, denn sein strafbares Betragen redete von selbst; auch waren dabey alle Beschönigungs-Künste verloren, und die ganze Nation gegen ihn aufs äußerste erbittert. Der Pöbel drohte ihn in Stücke zu reißen; die bessern Volksklassen betrachteten ihn als einen Nichtswürdigen, selbst seine Freunde flohen ihn, und der König Georg der Zweyte wollte seinen Namen nicht nennen hören. Er entsetzte ihn seiner kriegerischen Würden, und ließ sich das Buch geben, worin seine geheimen Räthe aufgezeichnet waren; hier strich er mit eigner Hand den Namen Sackville aus. Sein Betragen wurde sodann vor einem Kriegsgericht untersucht, und nun krönte er seine Niederträchtigkeit durch Vertheidigung. Er gab vor, der große Feldherr hätte seine Kriegsfähigkeiten beneidet, und

ihm widersprechende Befehle zugeschickt, um ihn zu verderben. Eine Menge Zeugen aber, Britten, zum Theil von vornehmer Geburt und von hohem Range, kamen vom Heere nach London, priesen alle Ferdinands erhabenen Character, und setzten Sackville's schändliches Betragen in der Schlacht vor Gericht außer Zweifel. Er wurde schuldig befunden, und für unfähig erklärt, je in England wieder Kriegs-Würden zu bekleiden. Das Kriegsgericht konnte diese Unfähigkeit nicht auf die bürgerlichen Dienste ausdehnen, und der König, der ihn für völlig außer Stand gesetzt hielt, je dem Staat zu schaden, unterließ diesen Zusatz aus besonderer Achtung gegen den Vater des Feldherrn, den alten Herzog von Dorset. Als dieser Greis bald nach dem Vorfall zum ersten Mal bey Hofe erschien, und mit kummervollen Blicken sich dem König näherte, betrachtete ihn der Monarch eine Zeit lang stillschweigend mit gerührtem Herzen. Endlich umarmte er ihn, und sagte: „Ich bedaure Sie, Mylord, daß Sack„ville Ihr Sohn ist."

Es ist indeß nicht unschicklich hier zu bemerken, daß dieser Sackville, in der Deutschen und Brittischen Kriegsgeschichte mit Schande gebrandmarkt, und in England unter Georg dem Zweyten förmlich entehrt, eben derjenige ist, der unter der Regierung Georg des Dritten sich durch schlaue Umtriebe ans Staatsruder drängte, ein Haupt-Urheber des Amerikanischen Bürgerkriegs, und unter dem Namen Lord Germaine Kriegs-Minister wurde. In diesem Amte entwarf er die Kriegesunternehmungen in Amerika, wodurch General Bourgoyne, durch bestimmte Befehle gezwungen, in den Wüsten von Saratoga mit seiner Schaar das Opfer eines unwürdigen Ministers ward. Dies Unglück entschied über Amerika; denn kaum war davon die Nachricht nach

Europa gekommen, so erklärte Frankreich die Brittischen Unterthanen in Amerika für unabhängig.

An dem nämlichen Tage des Sieges bey Minden wurde ein anderer von dem Erbprinzen von Braunschweig bey Gohfeld erfochten. Ferdinand beging eine Handlung, die Freunde und Feinde in Erstaunen setzte. Im Begriff, sich mit einem weit stärkern Heere zu schlagen, hatte er dennoch das seinige um 10,000 Mann geschwächt, mit denen der Erbprinz auf den Herzog von Brissac losging. Er mußte, um dem Feinde in den Rücken zu kommen, die Werra, die nicht mehr als eine, und zwar schmale Brücke hatte, überschreiten; nur ein Theil seiner Truppen konnte hinüber gehen, die übrigen alle wateten durch den Fluß, um keine Zeit zu verlieren. Der Angriffsplan war mit solcher Klugheit entworfen, daß der Feind, zum Treffen nicht vorbereitet, sich früh Morgens auf einmal umringt sah, und nach einem sehr blutigen Gefecht seine Rettung, mit Hinterlassung alles Gepäckes, in einer schleunigen Flucht suchen mußte. Auf dem Wahlplatz blieb eine Menge Todter liegen, mit deren Beerdigung 2000 Bauern drey Tage lang zu thun hatten. Der Verlust der Verbündeten in diesem Treffen war 300 Mann.

Das Betragen eines Feldherrn nach der Schlacht ist der richtigste Maaßstab seiner kriegerischen Größe. Ferdinand zeigte sich auch hier seines großen Ruhms würdig; daher die Folgen dieses durch zwey Siege ausgezeichneten Tages für die Franzosen sehr nachtheilig waren. Contades mußte sofort seine vortheilhafte Stellung bey Minden verlassen, Hessen räumen, über die Weser gehen, beständig verfolgt und geneckt vom Feinde ein mit Lebensmitteln schlecht versehenes Land durchziehen, und kurz, alle in diesem Feldzug erlangten Vortheile fahren lassen. Der General Armentie-

res, der Lippstadt umzingelt gehalten hatte, hob die Einschließung auf, und eilte, zum Französischen Hauptheere zu stoßen. Minden ergab sich den Verbündeten. Ansehnliche Vorräthe wurden weggenommen, und überall eine Menge Gefangene gemacht. In Detmold fiel das bewegliche Französische Krankenhaus nebst der 800 Mann starken Begleitung in die Hände der siegenden Deutschen. Der Prinz von Holstein nahm mit seiner Preußischen Reiterey auf einmal ein ganzes Bataillon der so genannten Königlichen Grenadiere gefangen. Nun folgten mehrere große Gefechte, die alle zum Vortheil der Verbündeten ausfielen. Das Fischersche Frey-Corps wurde von dem Erbprinzen bey dem Städtchen Wetter überfallen, und theils niedergehauen, theils gefangen genommen; nur wenige retteten sich mit ihrem Anführer. Eine andre Schaar bey Elnhausen wurde von dem berühmten Befehlhaber der leichten Truppen, dem Obersten Luckner, angegriffen, und mit ansehnlichem Verlust geschlagen. Die Hauptstadt Kassel ergab sich durch Unterhandlung dem Hannöverschen Partey-Gänger Freytag, der auch das ganze Feldgeräth des Marschalls Contades, des Prinzen von Conti, des Herzogs von Brissac, des Grafen St. Germain, und überhaupt aller Französischen Heerführer unweit Detmold erbeutete. Marburg, mit 900 Franzosen besetzt, wollte sich nicht ergeben; es wurde daher belagert; allein am fünften Tage nach Eröffnung der Laufgräben erfolgte die Uebergabe. Auch nahm man die mit 300 Franzosen besetzte Festung Ziegenhayn ein.

Unter dem erbeuteten Gepäck des Marschalls Contades fand man dessen Schreibtasche mit den geheimen Briefen und Vorschriften seines Hofes, die auf Befehl des Königs von England bekannt gemacht wurden. Sie enthielten unter andern die bestimmten Gebote, die Länder zu verwüsten,

die man nicht behaupten könnte. Noch außerordentlicher aber, als diese Befehle, war die Französische Gegen-Erklärung, worin man die Aechtheit dieser Briefe zwar nicht leugnete, den Ausdrücken aber, ob sie gleich nichts weniger als dunkel waren, eine andre, nicht so wohl erkünstelte, als vielmehr lächerliche Auslegung gab. Dabey hieß es: daß manche für die Französischen Minister ehrenvolle Stellen in den gefundenen Briefen beym Abdruck ausgelassen worden. Eine derselben hätte wörtlich so gelautet: „Dahin zu sehen, „daß das Land nicht verwüstet, daß nichts durch Plünde„rung, oder durch irgend eine andre Art von Erpressung „herbeigetrieben würde, und überhaupt sich dahin zu bestre„ben, daß Jedermann vergnügt sey." In dieser den gesunden Menschenverstand verspottenden Erklärung wurde jedoch das wunderbare Räthsel nicht gelöst, wie mitten unter den größten Gewaltthätigkeiten, die Tausenden von Familien Tag und Nacht Thränen erpreßten, so viele Menschen zur Verzweiflung brachten, und ganze Provinzen grenzenlos elend machten, dies allgemeine Vergnügen bewirkt werden konnte.

Nun wurde auch der General Imhof nach Münster abgeschickt. Er umzingelte die Stadt eine Zeit lang, und schritt sodann zu einer förmlichen Belagerung. Auf das Anrücken des Französischen Generals Armentieres hob er sie zwar auf; allein nach einer erhaltenen Verstärkung fing er sie von neuem an. Die Franzosen näherten sich abermals zum Angriff, blieben aber unthätig, da denn die Besatzung sechs Tage nach eröffneten Laufgräben unterhandelte. Sie erhielt einen freyen Abzug, allein alles Geschütz, Schießbedarf, Lebensmittel und Kriegsgeräthe wurden eine Beute der Eroberer. Dies geschah am 20sten November, an eben dem Tage, da die Preußen das Unglück bey Maxen erlebten,

und der Englische Admiral Hawke die Französische Flotte während eines schrecklichen Sturms, der seiner Natur nach schon allein fähig ist, den Geist des Menschen ganz zu beschäftigen, an den Küsten Frankreichs zertrümmerte; eine Schlacht, die von allen auf dem Elemente des Wassers jemals erfochtenen die außerordentlichste war.

Imhof fand die Festungswerke von Münster in so schlechtem Zustande, daß der Ort ihm kaum haltbar schien. Er besetzte ihn jedoch mit 5000 Mann, und kehrte zum Hauptheere zurück. Der Feldzug war noch nicht zu Ende, so sehr auch die späte Jahreszeit daran erinnerte. Es erfolgte nun die Ueberrumpelung von Fulda, wo sich der Herzog von Wirtemberg mit seinen Truppen befand. Dieser hatte 12,000 Mann in Französischen Sold gegeben. Das Wirtembergische Lager war nahe bey der Stadt. Der Herzog ahnte keinen Feind, und hatte die Fuldaer Damen zu einem Ball eingeladen, der eben anfangen sollte, als der gegen ihn ausgesandte Erbprinz von Braunschweig mit den Husaren und Dragonern seines Corps vor den Thoren erschien. Er drang in die Stadt; eine Menge Feinde wurde niedergehauen, die draußen befindlichen zerstreut, und über 1200 Gefangene gemacht. Der Herzog selbst war so glücklich, zu entkommen. Seine Truppen zogen sich in großer Verwirrung aus Fulda heraus, und die Damen dieses geistlichen Hofes, die sich schön geschmückt hatten und tanzfertig dastanden, mußten für diesmal die Hoffnung zum Ball aufgeben.

Der Erbprinz ging bald nach dieser Unternehmung nach Sachsen, um den König von Preußen zu verstärken, wodurch bey den Franzosen der Vorsatz erzeugt wurde, das geschwächte Bundesheer in seinen Standlägern zu überfallen. Der Marschall Contades war jedoch wegen der Niederlage

von Minden mit Broglio in großer Uneinigkeit. Einer schob die Schuld auf den andern. Der Hof zu Versailles, über den Verlust bestürzt, und wegen des Zwistes beunruhigt, schickte den Marschall Etrees mit großer Vollmacht zum Heere ab, um im Namen des Königs den Streit zu schlichten, und die nöthigen Entwürfe zu den künftigen Kriegesschritten zu machen. Etrees war jedoch so großmüthig, zu erklären, er sey nicht gekommen, den Oberbefehl zu übernehmen, sondern unter Contades zu dienen, und ihm seinen Rath zu ertheilen, wenn er ihn brauchte; sonst aber würde er seine Befehle befolgen. Die Bemühungen des alten Feldmarschalls, eine Aussöhnung zwischen beiden Nebenbuhlern zu bewirken, waren jedoch fruchtlos. Der Hof machte endlich der Sache ein Ende; Contades wurde zurückberufen, und Broglio erhielt mit der Leitung des Französischen Hauptheeres zugleich den Marschallstab. Der neue Ober-Befehlhaber wünschte sich dieses Königlichen Geschenks durch eine unerwartete That würdig zu zeigen. Die strenge Jahreszeit hielt ihn daher nicht ab, am 25sten December den Versuch eines Ueberfalls zu machen. Ferdinand aber, der Gießen eingeschlossen hielt, und seine Truppen in die Cantonirungs-Quartiere verlegt hatte, war auf seiner Huth, und empfing die Franzosen so nachdrücklich, daß sie sich nach einer starken Kanonade wieder zurückziehen mußten. Das Unglück bey Maxen, das Hülfstruppen in Sachsen erforderte und dadurch das Bundesheer so sehr geschwächt hatte, hinderte Ferdinand, von seinem glücklichen Feldzuge alle gehofften Vortheile zu ziehen.

Durch den Französischen Ueberfalls-Versuch nun einmal in Bewegung, thaten die Verbündeten dem Feinde allen nur möglichen Abbruch, wobey sich die Partey-Gänger Luckner und Scheiter sehr auszeichneten. Ueberhaupt waren die

leichten Truppen der Deutschen in allen diesen Feldzügen sehr thätig und glücklich, nicht so die leichten Truppen ihrer Feinde. Der Umstand ist merkwürdig, daß die Franzosen weder jetzt noch sonst je auf dem Schauplatze des kleinen Krieges, so oft sie auch auf demselben erschienen und so sehr sie auch ihre Kräfte anstrengten, um hier wie auf dem Schlachtfelde zu glänzen, eine bedeutende Wirksamkeit äußerten. Die von jeher zu solchen Kriegesunternehmungen gemachten Plane der Befehlhaber, das Betragen sowohl der Anführer als der gemeinen Soldaten bey diesen Vorfällen, und die schlecht überdachten Ausführungen der Entwürfe, alles scheint zu beweisen, daß diese Art mit Feinden zu kämpfen nicht dem Character der Nation angemessen sey, weil die Kaltblütigkeit und die beständige Aufmerksamkeit auf die Wendung des Gefechts, zwey höchst nöthige Eigengenschaften der Heerführer solcher Parteyen, mit der diesem Volke eignen Lebhaftigkeit nicht leicht zu vereinbaren. Desto stärker fühlten die Franzosen die Thätigkeit der Deutschen Partey-Gänger, die ihnen nie Ruhe ließen. Auch jetzt wurde dieser kleine Krieg mit dem besten Erfolg fortgesetzt. Beständig wurden abgeschickte Haufen Franzosen angegriffen, ihre Läger beunruhigt, ihre Vorräthe bedroht, ihre Zufuhren weggenommen, und eine Menge Gefangene eingebracht, bis endlich die große Kälte Winterwohnungen und Ruhe durchaus nothwendig machte.

Die Verbündeten befanden sich jetzt wieder im Besitz aller Provinzen und Oerter, wie vor Anfang des Kriegs. Ferdinand nahm seine Winterquartiere in Cassel und Westphalen, die Franzosen aber die ihrigen in den Gegenden von Frankfurt am Main. Es schien, als ob die Nationen ihre Natur vertauscht hätten; denn während sowohl hier wie in Sachsen Deutsche und Franzosen mitten im Winter gegen

einander zu Felde lagen, befanden sich die Russen und Schweden schon zwey Monate in ihren Winterwohnungen.

Es wurden nun wieder einige Versuche zum Frieden gemacht. England hatte jetzt viel gewonnen, Preußen wenig verloren. Sachsen ersetzte Friedrich hinreichend den Verlust der noch bis jetzt vom Feinde besetzten Provinzen, und im Felde war er, trotz allen erlittenen Unglücksfällen, so furchtbar als jemals; auch hatte er jetzt außer Dresden alle Länder und Plätze wieder im Besitz, wie im vorigen Winter. In dieser Lage konnte er wahrlich noch sein Glück preisen. Das Glück seiner Bundsgenossen aber war außer den Feldzügen in Deutschland noch weit größer gewesen. Die Engländer hatten in Amerika und in Indien große Eroberungen gemacht, und die Französische Seemacht beynahe vernichtet. Noch größere Vortheile auf Kosten der Franzosen waren bey Fortsetzung des Kriegs zu erwarten. Dennoch trugen jetzt beide verbündete Monarchen einen Frieden an. Diese Aeußerung geschah im Haag, und der König Stanislaus, der jetzt in philosophischer Ruhe die zweymal erhaltene und zweymal verlorne Polnische Krone so leicht entbehrte, bot seinen Wohnsitz Nancy zur Friedensversammlung an. Friedrich und Georg waren auch damit zufrieden. Ersterer schrieb aus seinem Haupt-Quartier zu Freyberg: „Ich verehre dies Anerbieten mit dem größten „Dank, und würde es gerne annehmen. Alle Handlungen, „welche unter Ew. Majestät Obhut vollzogen werden, „müssen glücklich ablaufen. Allein nicht jedermann hegt so „friedliche Gesinnungen. Die Höfe von Wien und Peters„burg haben auf eine besondre Art die Vorschläge verwor„fen, die der König von England und ich gethan haben. „Vermuthlich werden diese Höfe auch den König von Frank„reich zur Fortsetzung des Kriegs bewegen, von dem sie sich

„den glücklichsten Erfolg versprechen. Sie werden also auch „allein Schuld an dem Blute seyn, welches noch fließen wird. „Hörten doch alle Fürsten, wie Ew. Majestät, die Stimme „der Menschenliebe, der Güte und der Gerechtigkeit! Die „Welt würde nicht länger ein Schauplatz der Verheerungen „und des Mordens seyn."

Die Gegner gaben auf diesen Antrag nur sehr unbestimmte Antworten. Man schlug sodann Breda und endlich Leipzig zum Orte der Zusammenkunft vor, allein ohne Erfolg. Friedrichs Feinde hofften alles von ihrem großen Bündniß, daher sie jetzt auch nicht einmal Miene machten, an dem Frieden arbeiten zu wollen. Sie nutzten vielmehr den Winter, ihre Heere zu verstärken, und den Abgang bei'm verflossenen Feldzug zu ersetzen. Friedrich that ein gleiches, hatte aber mit ungleich größern Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine Gegner beherrschten neunzig Millionen Menschen, und die Anzahl aller seiner Unterthanen stieg kaum auf fünf. Das Königreich Preußen und andre Provinzen seiner Staaten waren in feindlichen Händen. Von hier aus konnte er also seine Heere nicht ergänzen. Sachsen ersetzte jedoch größtentheils auch diesen Verlust; es war für den König die wohlthätigste Quelle, die ihm immerfort Geld, Lebensmittel und Soldaten verschaffte. Die Lieferungen an Landeserzeugnissen und Menschen, die mit der außerordentlichsten Schärfe in diesem unglücklichen Staat und in Thüringen erpreßt wurden, waren ungeheuer, und mußten aus politischen Gründen immer voraus geleistet werden. Die Lieferungen der Stadt Erfurt für das Jahr 1760 waren 100,000 Reichsthaler, 400 Ersatzkrieger und 500 Pferde; Naumburg mußte 200,000 Reichsthaler liefern; Merseburg 120,300 Reichsthaler, 631 Mann, theils Rekruten, theils Wagenknechte, und 423 Pferde. Was an der Zahl fehlte, wurde in Gelde

bezahlt, für jedes Pferd funfzig, und für jeden Menschen 150 Reichsthaler. Zwickau mußte 80,000, Chemnitz 215,000, die sämmtlichen Städte in Thüringen 930,000, und der ganze Thüringer-Kreis 1,375,841 Reichsthaler erlegen. Die Kriegessteuer der Stadt Leipzig allein war 1,100,000, und des ganzen Leipziger Kreises zwey Millionen Thaler an Gelde, 10,000 Rekruten, einige hundert Tausend Scheffel Getreide, und viele Tausend Pferde, nebst einer großen Menge Schlacht-Vieh. Dabey wurden die besten Wälder umgehauen, und das Holz an unternehmende Capitalisten verkauft.

Der Torgauer Wald, der schönste in Deutschland, hatte auch dies Schicksal. Die Lage desselben an den Ufern der Elbe erleichterte die Unternehmung. Alles Holz wurde den Fluß hinunter nach Hamburg geschafft. Auch die Churfürstlichen Pächter mußten die Pachtgelder auf ein Jahr voraus bezahlen. An Gelde fehlte es daher dem Könige von Preußen bey diesen Anstalten ganz und gar nicht, wohl aber an Menschen. Der Abgang bey Friedrichs Heeren war wegen der Menge von Ueberläufern zu groß, um ihn durch angeworbene Sachsen und eigne Unterthanen völlig zu ersetzen. Dies erzeugte ein Werbungs-System, das seiner Natur und Ausdehnung nach nie auf Erden seinesgleichen gehabt hat. Gefangene Soldaten feindlicher Heere wurden mit Gewalt zu Preußischen gemacht. Man fragte nicht, ob sie dienen wollten; sie wurden zu den Preußischen Fahnen geschleppt, mußten Treue schwören, und so gegen ihre Landsleute fechten. Das ganze Deutsche Reich wurde mit heimlichen Preußischen Werbern überschwemmt. Der größte Theil derselben waren keine wirkliche Officiere, sondern gedungene Abentheurer, die sich alle nur ersinnliche Künste erlaubten, um Menschen zu haschen. Der Preußische Oberst

Colignon, ein zu diesem Geschäft von der Natur geschaffener Mann, war ihr Befehlhaber, und belehrte sie durch sein Beispiel. Er reiste in allerhand Kleidungen und Gestalten umher, und beredete die Menschen zu Hunderten, in Preußische Dienste zu treten. Er versprach nicht allein, sondern er gab sogar offene Schreiben, worin er junge Laffen, Studenten, Kaufmannsdiener und andere zu Lieutenants und Capitains der Preußischen Armee ernannte; bey der Infanterie, bey den Cuirassieren, bey den Husaren, gleich viel; sie durften nur wählen. Der Ruhm der Preußischen Waffen war so groß und allgemein gegründet und mit dem Gedanken an reiche Beute verbunden, daß Colignons Patenten-Fabrik unaufhörlich beschäftigt war. Er durfte für kein Fortschaffen sorgen, und konnte das Handgeld sparen; denn seine Werblinge reisten größtentheils auf eigne Kosten. Viele ungezogene Söhne in Franken, in Schwaben und am Rhein bestahlen ihre Väter; Kaufmannsdiener ihre Herren; Verwalter ihre Cassen, um die großmüthigen Preußischen Officiere aufzusuchen, die Compagnien wie Kreuzer wegschenkten. Sie eilten mit ihren Patenten nach Magdeburg, wo man sie als gemeine Rekruten in Empfang nahm, und mit Gewalt unter die Regimenter steckte. Hier galt kein Widerstreben; der Stock wurde so lange gebraucht, bis eine vollkommene Unterwürfigkeit erfolgte. Auf diese und andre Weise verschaffte Colignon nebst seinen Helfern dem Könige in dem Laufe des Krieges 60,000 neugeworbene Streiter.

Die Thätigkeit Friedrichs, der Diensteifer seiner Officiere, und die allezeit bereit liegenden Gelder, besiegten also die Schwierigkeiten, die man in Wien und Petersburg für unüberwindlich hielt. Anfangs löste man die Gefangenen von allen Seiten ein, wie denn noch eine Auswechselung zwischen

den Preußen und Oesterreichern zu Jägerndorf im April 1758, und die letzte zwischen den Preußen und Russen im October 1759 geschah; wobey ein Feldmarschall für 3000 Mann, oder 15,000 Gulden, ein Oberster für 130 Mann, oder 650 Gulden, und ein Gemeiner für 5 Gulden gerechnet wurde. Allein man nahm bald andere Grundsätze an. In der Ueberzeugung, daß der Mangel an Menschen Friedrichs Thaten ein Ziel setzen würde, erschwerte man ihm auch diese Auswechselung der Gefangenen an beiden Kaiserlichen Höfen, und endlich wurde sie ganz verweigert. Dennoch ging alles seinen Gang fort, und bey Eröffnung eines jeden Feldzugs befanden sich die Preußischen Regimenter größtentheils vollzählig. Diejenigen Truppen, deren Werbgebiete sich nicht in der Gewalt der Feinde befanden, waren es ganz. Kein Mann, Kranke und Commandirte ausgenommen, durfte hier bey der Musterung fehlen, die immer im Frühling geschah, bevor man die Winterwohnungen verließ. Da bey Maxen ganze Regimenter verloren gegangen, wurden eben diese Regimenter aus den sonst dazu gehörigen commandirt und krank gewesenen Soldaten, aus den Selbst-Ranzionirten und den Angeworbenen, wieder neu errichtet. Auf diese Weise machte Friedrich das Ganze vollständig, und vertilgte zugleich bey dem Heer die Spur des erlittenen Unglücks.

Im August dieses Jahres starb der König von Spanien, Ferdinand der Sechste. Der König von Neapel, Carl, bestieg nun den Spanischen Thron, und sein achtjähriger Sohn, Ferdinand der Vierte, den Neapolitanischen. Das Oesterreichische Haus hatte auf die Königreiche Neapel und Sicilien große Ansprüche, die man nur nothgedrungen hatte aufgeben müssen; noch größer waren diese Ansprüche auf Parma und Piacenza, und nie die Gelegenheit beque-

mer, sie geltend zu machen; der Monarch ein Kind, die Regierung in unsichern Händen, die Staatsmänner ohne feste Grundsätze, die Finanzen in schlechtem Zustande, die Truppen in geringer Anzahl und ohne Mannszucht. Es war kein Feldzug, sondern nur eine Besitznehmung erforderlich, und alle Umstände versprachen wenigstens für jetzt eine ungestörte Ruhe in diesem Besitz. Spanien kannte seinen neuen Monarchen noch nicht, und war überdieß zu einem solchen Kriege unvorbereitet. Frankreich aber befand sich ganz entkräftet, hatte selbst mächtige Feinde zu bekämpfen, und war folglich unfähig, Heere nach Italien zu senden. Auch kam die Sache im geheimen Rath der Kaiserin wirklich zur Sprache. Da aber damals am Wiener-Hofe die Staatsklugheit ganz den besonderen Leidenschaften untergeordnet, wurde die Hoffnung auf die höchst ungewisse Eroberung von Schlesien dem unfehlbaren Erwerb der beiden so wichtigen Königreiche Neapel und Sicilien vorgezogen, die, nicht wie ehmals für die Oesterreichische Monarchie wegen der Entfernung entbehrliche Staaten, sondern jetzt in Verbindung mit ihren andern Italiänischen Provinzen der Kaiserin Maria Theresia und ihren Nachkommen die Herrschaft in Italien auf viele Zeitalter verschafft haben würden.

Der König von Sardinien hatte gleichfalls Ansprüche auf einen Theil dieser kostbaren Erbschaft. Friedrich, der einen Krieg in Italien sehnlich wünschte, um die Macht seiner Feinde zu theilen, schickte den Flügel-Adjutanten Cocceji nach Turin, die Gesinnungen des Königs zu erforschen; allein dieser ehemals so kriegerische Monarch hatte den Degen mit dem Rosenkranz vertauscht. Er war jetzt alt, und der Andächteley ergeben; sein einziger Ehrgeiz war, sich in Bußübungen hervorzuthun. Dieser Versuch Friedrichs schlug also fehl, wie die meisten seiner Versuche, sich durch Unter-

handlungen Luft zu verschaffen. Frankreich wünschte sehr, mit England Friede zu machen, allein ohne den König von Preußen mit einzuschließen. Dieser schickte einen Abgeordneten nach Paris, in der Hoffnung, dem Französischen Hofe doch endlich über seine eignen Vortheile die Augen zu öffnen, ihn von einem so unersprießlichen Bündniß abzuziehen, und den Ministern in Versailles begreiflich zu machen, wie nachtheilig Preußens Untergang ihrem Staate seyn würde. Alle diese Vorstellungen aber waren vergebens; denn dieser Hof, den, außer der Marquise Pompadour, der Herzog von Choiseul, ganz der Kaiserin Theresia ergeben, jetzt beherrschte, wollte von nichts hören. Man nahm den Abgeordneten, einen Hofmann, Baron Edelsheim, erst höflich auf, und warf ihn nachher in die Bastille, um sich seiner Papiere zu bemächtigen. Friedrich schickte auch einen Edelmann nach Petersburg, der von den Englischen Ministern nachdrücklich unterstützt und reichlich mit Gold versehen auftrat, allein Elisabeths Haß gegen den König von Preußen, zumal da sie das eroberte Preußen zu behalten gedachte, nicht versöhnen konnte. Ihre Günstlinge und Minister hegten ähnliche Gesinnungen, daher waren alle Bemühungen zum Frieden ganz fruchtlos.

In dieser Lage Friedrichs zeigte sich ihm ein Bundesgenoß in der Ferne. Der König von Dännemark fürchtete die Nachbarschaft der Russen, die sich jetzt zur Belagerung von Colberg vorbereiteten, und nach Eroberung dieser Stadt Herren des Baltischen Meeres zu werden drohten. Diese Furcht, durch die Ansprüche des Rußischen Thronfolgers auf Schleswig, und seinen Haß gegen Dännemark vermehrt, bewog den Hof zu Copenhagen zu dem Antrag, die Vertheidigung von Pommern für Friedrich zu übernehmen. Die nähere Rücksicht aber auf des Königs verzweifelte Lage

machte die Dänen bald unentschlossen, und endlich abgeneigt, ihren eignen Antrag zu befolgen. Man fand bald einen Vorwand, die Unterhandlungen abzubrechen. Der König von Dännemark stellte Bedingungen auf, von deren Zurückweisung er überzeugt war. Und nun war das Geschäft auf einmal geendigt. Der König von Preußen hatte also nichts zu hoffen, als was ihm sein Muth, sein Schwerdt und sein Glück gewähren würden.

Achtes Buch.

(1760.)

Der Krieges-Plan der mächtigen Verbündeten hatte jetzt zum Endzweck, den König von Preußen zur Preisgabe Sachsens oder Schlesiens zu zwingen. Dieser Entwurf wurde erst nach vielen Berathschlagungen von den Höfen zu Wien und Petersburg genehmigt; denn jeder Theil dachte vorzüglich auf seine besonderen Vortheile. Die Franzosen wünschten, daß die Russen Stettin belagern möchten; Soltikow aber wollte den Krieg in Pommern längs dem See-Ufer führen, und bestand darauf, erst Danzig wegzunehmen; August bat, Sachsen so bald als möglich zu befreyen; die Oesterreicher hingegen dachten bloß auf die Eroberung Schlesiens. Endlich gewannen die Vorschläge der letztern die Oberhand, und Soltikow erhielt Befehl, mit dem Russischen Hauptheere in diese Provinz einzudringen, und Breslau zu belagern. Diesen Plan hielt man in Petersburg für vortrefflich, so sehr auch die fehlenden Kriegsbedürfnisse bey den Russen eine solche Unternehmung unmöglich zu machen schienen. Den Kriegs-Verständigen mußte es natürlich ein Räthsel seyn, daß man eine große Stadt an der Oder belagern wollte, wozu das Geschütz aus Böhmen, die Streiter aber von der Weichsel herkommen sollten.

Friedrich übernahm selbst, Sachsen zu vertheidigen; seinen Bruder Heinrich schickte er mit einem großen Heereshaufen, die Russen zu beobachten, und der Prinz von Wirtemberg erhielt eine kleine Schaar, um gegen die Schweden zu ziehen. Dieser Prinz war kurz zuvor nebst dem Markgrafen von Schwedt von den Kosaken gefangen, aber gegen einen Bürgschein wieder freygelassen worden, womit man in Petersburg sehr unzufrieden war. Um das Heer in Sachsen zu verstärken, wurden die beiden Preußischen Dragoner-Regimenter von der verbündeten Streitmacht abgerufen. Der König machte allen Feldherren bekannt, daß er in diesem Jahr mehr wie gewöhnlich genöthigt seyn würde, starke Märsche zu machen, um den Feind zu einer Schlacht zu bringen. Er befahl ihnen dabey, die Truppen aufzumuntern, um die zu erwartenden Beschwerlichkeiten mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen, und sie zu erinnern, sich bey allen Gefechten des Preußischen Namens würdig zu zeigen.

Schlesien war im Anfang dieses Jahres nur schwach besetzt. Der König begnügte sich, die dortigen Festungen durch Truppen zu verstärken, dabey das Pommersche Infanteri-Regiment von Manteufel einen außerordentlichen Beweis seiner Tapferkeit gab. Es verließ die Cantonnirungs-Quartiere unweit Neiße, worin es entfernt von andern Truppen gelegen. Laudon wartete nur auf diesen Augenblick, um sich mit vier Cavallerie-Regimentern zu nähern. Er sandte einen Officier ab, und ließ dem Regimente den Antrag thun, sich gefangen zu geben, wobey Hohe und Niedrige ihr Gepäck behalten, im Vertheidigungs-Fall aber von seiner Reiterey sämmtlich niedergehauen werden sollten. Der Befehlhaber des Regiments erwiederte: der Officier möchte die Antwort von den Soldaten selbst hören. Er nahm ihn mit sich vor die Fronte, und nun erklärte er seinen Kriegern in

Plattdeutscher Sprache Laudons Antrag und Drohung, und fragte um ihren Entschluß. „Wir wollen — — — —" war in Pommerscher Mundart die sehr unhöfliche aber kernhafte Antwort der Wackern, die wie ein Lauffeuer durch alle Reihen lief, und aus jedem Munde ertönte. Nun gab Laudon den Befehl zum Einhauen. Die ganze Reiterei stürzte also in geschlossenen Haufen auf diese im freyen Felde allein stehende Schaar los, wurde aber durch einen Kugel-Regen zurückgeworfen, worauf sich das Regiment in Marsch setzte. Immer geschahen neue Angriffe mit verdoppelter Gewalt und gleich schlechtem Erfolg, in einer Strecke von zwey Meilen, worauf dann endlich die Reiter, der ohnmächtigen Versuche müde, nach einem ansehnlichen Verlust zurück trabten.

Laudon führte jetzt aus, was die Oesterreicher in vier Feldzügen nicht hatten thun können; er eröffnete den Feldzug in Feindes Land. Der Preußische General Fouquet, Schlesien mit 13,000 Mann deckend, stand bey Landshut in einem verschanzten Lager auf vielen Bergen ausgedehnt. Da der Feind sich immer mehr verstärkte, so war dies Lager der Preußen gefährlich; auch wünschte Fouquet es für jetzt zu ändern, und wagte deshalb die ernstlichsten Vorstellungen; allein Friedrich wollte nichts davon hören, weil er auf des Schlesischen Ministers Schlaberndorf Anrathen die einträglichen Gebirgs-Städte nicht unbeschützt lassen wollte. Er sandte daher wiederholt an Fouquet ausdrückliche Befehle, den Posten nicht zu verlassen. Laudon wartete, bis dieser Feldherr, eben durch Absendungen noch mehr geschwächt, nur 8000 Mann stark war, und nun griff er ihn mit 31,000 Mann in fünf besondern Haufen, und an fünf Orten zugleich an. Nachdem er einige Schanzen erstiegen, ließ er den Preußischen Befehlhaber, wie bey einer Festung,

förmlich auffordern, sich zu ergeben; Fouquet antwortete durch Kugeln, und zog sich unter beständigem Gefecht von Anhöhe zu Anhöhe bis ins Thal. Hier sprach er den Soldaten Muth ein, und bildete ein Viereck, womit er sich immer fortbewegend mit der seltensten Tapferkeit vertheidigte, bis seine Streiter von allen Seiten umzingelt, nachdem sie in einem achtstündigen Treffen fast alles Pulver verschossen, und sich nicht mehr gehörig wehren konnten, endlich der Uebermacht unterliegen mußten. Fouquet selbst wurde gefährlich am Kopfe verwundet, und stürzte mit seinem unter ihm zugleich todtgeschossenen Pferde zu Boden. Mehrere seiner tapfersten Soldaten versuchten ihren Feldherrn zu retten, umringten ihn, und fochten, bis sie neben ihm hinsanken. Er bekam noch zwey Säbelhiebe im Arm und im Rücken, und ein Oesterreichischer Reiter war eben im Begriff, ihm vollends den Todesstoß zu geben, als die seltne Treue eines gemeinen Reitknechts, Namens Trautschke, den Helden rettete. Er warf sich auf seinen Herrn, und fing mit seinem Leibe Wunden auf, die diesem zugedacht waren. Sie waren nicht tödtlich, der Mann wurde wieder hergestellt, und seine Treue durch ein mangelfreyes bequemes Leben belohnt.

Fouquet würde dennoch ein Opfer des Todes geworden seyn, allein auf das Schreien des Trautschke: „Wollt ihr „den commandirenden General umbringen?" sprengte der Oberst Voit von den Löwensteinschen Dragonern herbey, und rettete ihn. Der bluttriefende Feldherr, der alles gethan hatte, was Klugheit, Kriegserfahrung und Tapferkeit in seiner Lage nur zu bewirken vermochten, und wie Leonidas gefallen war, flößte den Feinden Ehrfurcht ein. Hohe und niedere Officiere neigten sich vor ihm, und wetteiferten, ihm durch Handlungen ihre große Hochachtung zu bezeugen. Der

Oberst Voit ließ sein Parade-Pferd herbeyführen, und bat Fouquet, es zu besteigen. Er weigerte sich, und sagte: „Ich „werde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute verderben.“ Voit erwiederte: „Es wird unendlich gewinnen, wenn es „mit dem Blut eines Helden gefärbt wird.“ Nur ein einziger Oesterreichischer Officier war niedrig genug, dem gefangenen Feldherrn wegen seiner Niederlage ins Angesicht zu spotten. Dies Betragen wurde aber auf der Stelle durch Vorwürfe von allen Zungen geahndet. Fouquet unterbrach sie, und sagte: „Lassen Sie ihn sprechen, meine Her„ren! Das geht so im Kriege. Heute mir, morgen dir.“

Noch war ein kleiner unbesiegter Haufe von Preußischem Fußvolk übrig, an dessen Spitze sich der Oberst Below befand. Ein Viereck in der Ebene bildend, schlug er alle Anfälle der Reiterey zurück, und bot eine Zeitlang dem Uebergewichte der Sieger Trotz. Die Croaten aber kamen den Dragonern und Husaren zu Hülfe, und griffen die Preußen von vorn, von den Seiten, und im Rücken zugleich an, daß sie endlich das Gewehr streckten und Pardon riefen. Aber welch ein schrecklicher Auftritt! Der größte Theil dieser braven, jetzt wehrlosen Krieger fiel dessenungeachtet durch das Schwerdt der wüthenden Feinde.

Fouquet wurde nun mit 4000 Mann fast lauter Infanterie zu Kriegs-Gefangenen gemacht. Sechshundert Preußen waren auf dem Wahlplatz geblieben, und 1800 verwundet worden. Die Reiterey hatte sich durchgeschlagen, und auch ein kleiner Theil des Fußvolks war entkommen, das unter dem Schutz der Reiterey glücklich Breslau erreichte. Die Oesterreicher zählten an 3000 Todte und Verwundete. Laudon befleckte jedoch seinen Sieg durch die schändliche Plünderung von Landshut. Diese Stadt, ein offner und durch den Leinwandhandel blühender Ort, wurde von den Oester-

reichern wie eine mit Sturm eroberte Festung behandelt, und die zügellosesten Schandthaten darin ausgeübt. Durch dies barbarische Mittel wollte man die Tapferkeit der Soldaten belohnen, und sie zu künftigen Thaten aufmuntern.

Die wichtigste Folge des Treffens bey Landshut war die Eroberung von Glatz. Diese Festung, nächst Magdeburg die wichtigste in den Preußischen Staaten, und mit Mund- und Schießvorrath im Ueberfluß versehen, hatte nur eine Besatzung von 2400 Mann, größtentheils Ueberläufern und Ausländern; hiezu kam ein unwürdiger Befehlhaber, der Italiener d'O, der durch Zufall zu diesem Amte gekommen, und dies Uebel wurde noch durch die Entfernung des Königs erhöht. In solch mißlicher Lage befand sich die Hauptfestung Schlesiens, als sie im Juli vom General Harsch belagert wurde. Die Oesterreicher hatten nur wenige Batterien errichtet; sie verließen sich auf das Einverständniß mit den Jesuiten und andern Mönchen des Orts, die eine Anzahl katholischer Soldaten gewonnen hatten. Kaum also zeigte sich der Feind, so verließen die Preußen gleich einige Außenwerke. Die Croaten nahmen sie in Besitz, und durch diese schleunigen Vortheile aufgemuntert, stürmten sie auch die Hauptwerke sechs Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Die bunt zusammengesetzte Besatzung machte einen Aufruhr, ganze Compagnien warfen das Gewehr weg, und in vier Stunden war die Festung und alles dazu gehörige, ohne die geringste Unterhandlung in den Händen der Oesterreicher. Die Vertheidigung einer kleinen Anzahl wackerer Soldaten war fruchtlos. Das alte Fort wurde mit dem Schwerdt in der Faust eingenommen, und das neue ergab sich auf Gnade und Ungnade. Die Sieger fanden hier ungeheure Vorräthe, und erlangten durch diese Eroberung einen festen Fuß in Schlesien. Ueberhaupt stand ihnen nun diese ganze von

Preußischem Kriegesvolk entblößte Provinz völlig offen, und Laudon konnte frey wählen, welche Festung er hier zuerst belagern wollte.

Friedrich, von diesen gehäuften Unfällen noch nichts wissend, aber dennoch für Schlesien sehr besorgt, wünschte dahin zu eilen, ohne jedoch das Daunsche Heer in Sachsen zurückzulassen. Dagegen aber mußte er auch fürchten, wenn er es nach sich zöge, und Laudon ihm entgegen rückte, zwischen zwey Feuer zu kommen; überdieß waren die Reichs-Truppen nach Sachsen im Anmarsch. Die Einschließung von Glatz, die Laudon noch vor dem Treffen von Landshut angefangen, hob jedoch, als Friedrich sie erfahren, alle Zweifel. Er brach auf, ging über die Elbe, schlug einen Theil des Lascyschen Haufens, und rückte nun auf die Hauptschaar selbst los, um sie anzugreifen. Lascy wartete dies nicht ab; er zog sich eiligst zurück, und nun ging auch Daun über die Elbe. Beide Heere setzten sich jetzt neben einander nach Schlesien in Bewegung. Die Hitze war so drückend, daß an einem Tage, dem sechsten Juli, hundert und fünf Preußen mitten in ihren Gliedern todt zu Boden stürzten. Alles schmachtete nach Wasser, das man den schwer bepackten, von Schweiß triefenden Soldaten zu trinken nicht gestatten wollte. Kaum aber wurden sie einen Brunnen, einen Bach, einen Teich, oder eine Pfütze gewahr, so siegte der wüthende Durst über alles, selbst über die Prügel, die sie zu erwarten hatten. Sie sprangen aus ihren Gliedern, schöpften das Wasser mit ihren Hüten, und labten sich so mitten unter den Schlägen, die während des Trinkens auf sie losregneten. Die Officiere, die, so laut auch in ihnen das Selbstgefühl sprach, höheren Befehlen gehorchen mußten, ließen bey dieser Gelegenheit die Preußische Mannszucht schweigen,

nach welcher der Ungehorsam nicht bloß mit Schlägen, sondern auf der Stelle gleich mit dem Tode bestraft wird.

Das Daunsche Heer war den Preußen immer zur Seite, und Lascy mit seiner großen Schaar ihnen im Rücken. Dies erzeugte bey Friedrich, der jetzt auch das Unglück bey Landshut vernommen, den Entwurf, mit seiner ganzen Macht über Lascy herzufallen. Er wandte sich also plötzlich um, nahm seinen Marsch zurück nach Bautzen, und so gerade auf Lascy los, der sich in größter Eil zurückzog, und endlich durch Dresden über die Elbe gieng. Der König beschloß jetzt, woran er zuvor nicht gedacht hatte, diese Residenz zu belagern. Er war überzeugt, der behutsame Daun würde nicht mit seinem Heere allein nach Schlesien gehen und Lascy im Stich lassen. Durch Fouquets Niederlage, die ihm das Freudenfeuer der Oesterreicher verkündigte, wurde sein Entwurf auf Dresden bestärkt. Daun hatte indessen seinen Zug fortgesetzt; er wünschte nichts so eifrig, als dem König in Schlesien zuvorzukommen. Seiner Einbildung nach hatte er einige Märsche gewonnen; sie waren aber vielmehr verloren. So bald er jedoch des Königs Bewegungen hörte, und dessen Absicht ahnte, trat er auch sogleich den Rückzug an.

Indessen wurde Dresden berennt; ein Ort als Festung sehr unbedeutend; denn die Altstadt hatte keinen bedeckten Weg, keine Raveline, nur schmale Gräben, und die Neustadt bloß durch Palisaden geschützte Erdwälle, ohne alles Mauerwerk. Hier war die Bestürzung sowohl der Einwohner als der Besatzung unaussprechlich. In wenigen Stunden waren die Oesterreicher aus dem großen Königlichen Garten und den benachbarten Vorstädten von den Preußen vertrieben, und vielleicht hätte ein kühn gewagter Sturm in diesen vielsagenden Augenblicken das Schicksal Dresdens

ganz entschieden. Es ist wahrscheinlich, daß die Greuel mit einer stürmenden Eroberung verknüpft, in einer Königsstadt um so furchtbarer, den verneinenden Entschluß Friedrichs bestimmten. Er hoffte, diesen wichtigen Ort in der Geschwindigkeit durch Unterhandlung zu bekommen; allein die Oesterreicher, die sich sehr bald auf der andern Seite der Elbe eine Gemeinschaft mit der Stadt eröffneten, und eine Menge Truppen hereinwarfen, vernichteten diese Erwartung; auch waren die Reichs-Truppen in der Nähe angelangt. Die Antwort des Befehlhabers, General Maquire, auf die Aufforderung war daher: er würde sich bis auf den letzten Mann wehren. Es kam nun zu einer förmlichen Belagerung, die unter die merkwürdigsten Begebenheiten dieses außerordentlichen Krieges gehört.

Die Preußen fingen den 14ten Juli an, die Stadt an beiden Seiten der Elbe zu beschießen. Noch am nämlichen Tage steckte die Besatzung das am Ufer des Flußes aufgethürmte Brennholz in Brand, damit sie es nicht zur Ausfüllung des Stadtgrabens gebrauchen möchten. Das Feuer griff um sich, und legte viele benachbarte Häuser in Asche. Das schwere Preußische Geschütz war noch nicht angekommen, daher bediente man sich zuerst nur der zwölfpfündigen Kanonen, der Haubitz-Granaten und der Feuerkugeln. Der häufig entstehende Brand wurde jedoch noch zur Zeit durch gute Anstalten gelöscht, wozu man vorzüglich die in der Stadt wohnenden Juden gebrauchte. In der Hoffnung, daß die Gefahr der Einäscherung einer Königlichen Residenz, der Residenz eines Bundesgenossen, dessen Länder man beschützen wollte, auf die Oesterreicher wirken würde, wurden gleich anfangs die Schüsse mehr auf die Stadt als auf die Wälle gerichtet. Der Befehlhaber, durch höhere Vorschriften geleitet, ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen; er

vertheidigte sich, unterstützt vom ganzen Oesterreichischen Heere, welches wenig Tage nachher ankam, und wie in einem unbelagerten Orte, in der Neustadt beständig aus- und einzog; es hatte nämlich den schwachen Haufen der Preußen, der unter'm Befehl des Prinzen von Holstein an dieser Seite der Elbe in beträchtlicher Entfernung von der Königlichen Kriegesmacht stand, mit Verlust vertrieben. Dieser Vortheil der geöffneten Verbindung war so außerordentlich, daß alle Unternehmungen der Belagerer dadurch vereitelt werden mußten. Es rückten nun ganze Schaaren Oesterreicher in die Stadt, und thaten Ausfälle, während die Besatzung ruhte. Friedrich, der das Innere der Städte Prag und Olmütz bey seinen Belagerungen so viel als möglich verschont hatte, nahm nun ein andres Verfahren an. Er wollte versuchen, ob nicht die Gewißheit, Dresden in wenig Tagen zu einem Schutthaufen verwandelt zu sehen, den Abzug der Oesterreicher veranlassen würde.

Das schwere Geschütz kam indeß aus Magdeburg an, und nun wurden unaufhörlich Bomben in die Altstadt geworfen. Die Einwohner klagten erbärmlich und wußten nicht, wo sie sich in der Angst hinwenden sollten. In den Häusern liefen sie Gefahr, zerschmettert zu werden, zu verbrennen oder zu ersticken, und auf den Straßen drohten die umherfliegenden Kugeln ihnen auch den Tod. Dergleichen Unglücksfälle geschahen fast stündlich, so daß man sich nur nothgedrungen aus den Häusern wagte. Die Vorstadt vor dem Wilsdruffer Thore, bey der vorigen Belagerung verschont geblieben, wurde jetzt von den Preußen in Flammen gesetzt, um den Wällen desto näher zu seyn. Das Feuer wüthete ensetzlich in und außer der Stadt; viele der vornehmsten Straßen brannten von einem Ende zum andern. Prächtige Palläste, die jede Stadt Europa's geziert hät-

hätten, wurden ein Raub der Flammen. Wo man hinblickte, stürzten Häuser von vielen Stockwerken ein, die Sitze der Betriebsamkeit und des Wohlstandes. Oft wurden die armen Einwohner unter dem Schutt begraben, oder flohen und ließen Alles im Stich.

Was dies Elend noch vermehrte, war das Betragen der Oesterreichischen Besatzung, deren Raubgier den unglücklichen Dresdnern mehr, als Stückkugeln und Flammen, Schaden that. Eine Menge Keller und unterirdische Gewölbe in dieser Residenz war bombenfest. Hieher brachten viele hundert Familien Alles, was sie nur Kostbares hatten. Die Zugänge und Oeffnungen wurden sorgfältig verrammelt, mit großen Schlössern versehen oder vermauert, und nun gaben diese bedrängten Einwohner das Uebrige preis. Sie retteten sich auf die nahe liegenden Weinberge, oder in die benachbarten Städte und Dörfer. Umsonst war ihre Vorsicht und vergebens ihre Erwartung, den besten Rest ihres Eigenthumes wiederzusehen. Ihre Bundesgenossen, die Oesterreicher, erbrachen diese kugelfesten vermauerten Keller, und raubten alles. Jede noch so künstlich verwahrte Oeffnung wußten sie auszuspähen. Viele dieser Bösewichter wurden hingerichtet, allein es half nichts. So schlecht war die Mannszucht und so wild das Betragen in einer Stadt, die man beschützen wollte. Auch die gelehrte Welt verlor bey dieser Zügellosigkeit. Einige wichtige vollendete Handschriften des vortreflichen Satirikers Rabener, gleichfalls in einem solchen Keller aufbewahrt, fielen in die Fäuste der Croaten, die den Druck unbesorgt ließen. Rabener klagte bitter über diesen Verlust, und nie wollte er auf das Zureden seiner Freunde sich entschließen, die nämlichen Gegenstände wieder zu bearbeiten. „Er wolle den Narren die

„Freude nicht verderben, sagte er, die ihnen die Belagerung „von Dresden gemacht habe."

Die Beschießung wurde indessen immer fortgesetzt. Eine Anzahl Bomben fiel auf die Kreuzkirche, eine der ältesten und schönsten Kirchen in Sachsen. Der festgebaute Thurm that langen Widerstand, endlich aber drangen die Eisenmassen ein, zerschmetterten das Dach der Kirche, und zerstörten das Innere des Gebäudes, so wie die umliegenden Häuser. Die wüthenden Flammen vollendeten das Werk. Auf diesem Thurm standen einige Kanonen, die man einem alten Gebrauch zufolge an Festtagen abfeuerte. Man war so unvorsichtig gewesen, sich derselben auch jetzt bey der Belagerung gegen die Feinde zu bedienen; obgleich nur einigemal, und ohne Wirkung, mehr zum Versuch als planmäßig. Diese wenigen, von den Belagerern wie von den Einwohnern kaum bemerkten Schüsse waren jedoch entscheidend, weil nun die Preußen die Kirche wie eine Batterie betrachteten, die man zerstören müsse. Da gefühllose Verheerung ohne weitere Rücksicht nun einmal die Losung war, und keine Befehle zur Schonung der andern Kirchen gegeben wurden, so fuhr man mit diesem grausamen Geschäfte fort, und nahm die emporragenden Gebäude besonders zum Augenmerk; da denn auch der gewölbte prächtige Thurm der Frauenkirche oft zum Ziel diente; allein die Kugeln prallten immer von der Kuppel ab, und verursachten bloß Risse.

Die persönliche Rettung war jedoch die Haupt-Angelegenheit der unglücklichen Einwohner aller Stände. Die häufigen Nachrichten von ganzen Familien, die unter den Trümmern ihrer Wohnungen elend umkamen, und die Hungersnoth, die sich einstellte, setzten alles in Bewegung. Da man nach eröffneter Gemeinschaft in der Neustadt vor den Bomben gesichert war, so lagen die Menschen in den dorti-

gen Häusern bis unter die Dächer auf einander gehäuft; eine größere Anzahl aber verließ die Stadt gänzlich. Die Landstraßen wimmelten von Menschen. Greise und Matronen, durch Alter und Schwachheit zu Boden gedrückt, krochen an ihren Stäben fort, oder lehnten sich auf den Arm ihrer Söhne und Töchter, die große Bündel trugen und selbst kaum fortkonnten. Mütter, von ihrer Kindheit an mit allen Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, wanderten zu Fuße mit ihren Säuglingen an der Brust, und seufzten zum Himmel. Erwachsene Kinder weinten, und kleine schrieen. Viele dieser Flüchtlinge fanden eine Linderung ihres Unglücks im Gebet, und sagten es laut her. Einer tröstete den andern. Die rauchende Stadt aber, der nagende Hunger und der Anblick des künftigen Elends machten jedoch diesen Trost sehr unwirksam. Da es an Pferden mangelte, schleppten viele an Wohlstand und Ueberfluß gewöhnte Personen ihre geretteten Habseligkeiten selbst auf dem Rücken fort. Man sah wohlgebildete reizende Frauenzimmer, die in dieser Residenz so häufig, von feinen Sitten und zarter Leibes-Beschaffenheit, wie die Lastthiere bepackt. Die Schwächlichen und Kranken dieses Geschlechts wurden von ihren männlichen Freunden auf Schubkarren gefahren. Alle angenommenen Begriffe von Anstand und Schicklichkeit, alle kleinen Vorurtheile der höhern Volks-Classen von Ehre und Schande, alle Regeln der Höflichkeit und Galanterie, hörten in diesen schrecklichen Stunden auf; alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wurden aus den Augen gesetzt oder aufgelöst.

Die Belagerten waren im Ueberfluß mit Geschütz versehen, welches auch wohl bedient wurde; allein sie konnten das Feuer der Preußen nicht zum Schweigen bringen, da diese ihre Bomben-Batterien hinter Schutthaufen abgebrann-

ter Häuser aufgeführt hatten. Den 19ten Juli, an einem einzigen Tage, wurden über 1400 Bomben und Kugeln in die Stadt geschleudert; es brannte in allen Winkeln. An kein Löschen wurde mehr gedacht; auch war es nicht möglich, da die Belagerer das den Einwohnern so nöthige Röhrwasser abgeschnitten hatten. Ein Ausfall folgte dem andern. Manche fielen für die Belagerten, die, immer von frischen Truppen unterstützt, mit ausgedehnter Gewalt angreifen konnten, glücklich aus. Sie trieben die Preußen bisweilen aus den Laufgräben, vernagelten Kanonen, und brachten Gefangene nach Dresden zurück.

Friedrich, durch diese Unfälle aufgebracht, ahndete sie an dem Regiment von Bernburg, das sich in den Laufgräben nicht lange genug gewehrt hatte, und der Uebermacht gewichen war. Die Strafe war in den Preußischen Krieges-Annalen beyspiellos. Die gemeinen Soldaten mußten ihre Seitengewehre, und die Unter-Officiere sowohl als die Officiere ihre Hut-Tressen ablegen. Beides war sehr entbehrlich; der Soldat marschirte leichter, und der Officier vermißte kaum diese fehlende Zierde an seiner Uniform. Indessen war es als Abzeichen hinreichend, bey ehrgeizigen Kriegern die größte Wirkung zu erzeugen. Das Regiment, das, von dem berühmten Fürsten Leopold von Dessau selbst gebildet, nicht selten Proben von Tapferkeit und guter Kriegeszucht gegeben hatte, wurde aufs tiefste gebeugt. Fast alle Officiere, reiche und arme, überzeugt, nach Umständen ihre Pflicht gethan zu haben, verlangten ihren Abschied, der ihnen jedoch sämmtlich verweigert wurde. In Frankreich und andern Ländern verläßt der Officier den Dienst, wann er will; bey den Preußischen Heeren hingegen, wo die oberen und unteren Befehlhaber keinen Kriegern der Welt an Ehrsucht nachstehen, und alles zur Krieges-Maschine gehörige

auf sie ankommt, war unter Friedrichs des Großen Regierung der Zwang Sitte, der sich so wenig mit der Ehre verträgt; dem Schattenbilde, das jedoch bey unsrer hohen Bildung mehr Bedeutung als ein Körper gewonnen. Man ist zu sehr geneigt, sich jede Verfahrungsart eines großen Mannes als die Endfolge tief durchdachter Staatsgrundsätze vorzustellen; indessen dürfte es wohl erlaubt seyn, dieses mit Vernunft und Erfahrung streitende Zwang-System unter Friedrichs Launen zu setzen, welche der Zufall erzeugte und endlich in Grundsätze verwandelte. Die Geschichte dieses Monarchen ist voll von solchen Beyspielen, die der Lobredner übersieht, der Philosoph ungern sammelt, und der Troß der Geschichtschreiber nicht zu brauchen weiß.

Wir kehren nun zur Belagerung von Dresden zurück, die jetzt bloß Ehrenhalber noch fortgesetzt wurde. Die Oesterreicher wünschten sehnlich, sie bald geendigt zu sehen, und machten daher in Verbindung mit den Reichs-Truppen einen Versuch, das Königliche Heer, welches die Belagerungsschaar deckte, zu überfallen. Das Haupt-Quartier war in einem Vorwerk nahe bey dem schwach besetzten und bloß durch Vorposten bedeckten Dorfe Gruna, in einiger Entfernung vom Lager; dies schien eine feindliche Unternehmung zu begünstigen. Man schmeichelte sich, den König gefangen zu nehmen, und überhaupt die Scene von Hochkirch zu erneuern. Mit anbrechendem Tage sollte es geschehen. Der Entwurf aber mißlang, so rasch man auch dabey verfuhr. Die leichten Truppen der Oesterreicher drangen vor, die Preußischen Feldwachen zogen sich zurück, und der König hatte kaum Zeit, sein Pferd zu besteigen, und das Dorf zu verlassen. Dies Dorf war die Grenze der anrückenden Krieger; denn mit einer Geschwindigkeit, die allen Glauben übersteigt, stand das Preußische Heer in Waffen da. In

drey Minuten sah man bey so vielen Tausenden den seltsamen Uebergang von der größten Ruhe zur größten Thätigkeit. Es lag alles, Fußvolk, Reiterey und Geschütz, in ihren Zelten im tiefen Schlaf; über die ganze Linie war eine todte Stille verbreitet, und auf einmal stand alles in Schlachtordnung. Die Sonne warf eben die ersten Strahlen am Horizont, und verkündigte einen schönen Sommertag, als das gräßliche Geschrey: „zum Gewehr! zum Gewehr!" von vielen Tausend Stimmen wiederholt, durchs ganze Lager tönte. *) Die Soldaten stürzten halb angezogen aus ihren Zelten, stellten sich in Reihen und Gliedern, und so rückte das ganze Treffen in geschlossener Linie dem Feinde entgegen, der sich nun eilfertig zurückzog, weil Daun eine förmliche Schlacht gar nicht wünschte.

Die Uhlanen thaten sich bey dieser Gelegenheit sehr hervor, und verdienen hier nähere Erwähnung. Sie gehörten zu einer besondern in Polen wohnenden nicht zahlreichen Völkerschaft, die ihre Sitten und Gebräuche beybehalten und überdieß noch jetzt, obgleich von Christen umringt, ihre eigne Religion hat. Sie zeichneten sich immer durch ihre Treue gegen die Republik und durch ihre Tapferkeit aus; sie fochten in allen Kriegen der Polen und ihrer Könige; auch jetzt standen sie im Solde Augusts, und wurden von einem verdienstvollen Sächsischen Officier, dem Major Schiebel, angeführt. Sie waren nach Türken-Art gekleidet, leicht beritten, und mit Lanzen bewaffnet. Ueberall, wo diese Uhlanen sich befanden, neckten sie die Preußischen Vorposten wie die Nachhut, und fochten, gleich den alten Parthern, fliehend.

Der Versuch des Ueberfalls erzeugte eine Veränderung

*) Der Verfasser redet hier als Augenzeuge.

in der Stellung des Königlichen Heeres. Das Preußische Lager wurde von dem sogenannten großen Garten entfernt, und, um nun die linke Flanke der neuen Stellung zu sichern, machte man aus dem Garten einen Verhack. Die hohen majestätischen Bäume, die ehrwürdig durch ihr Alter und unschätzbar wegen ihrer Seltenheit, in schönster Ordnung gestellt die herrlichsten Laubgänge bildeten, wurden jetzt umgehauen und überhaupt der ganze, zur Ergötzlichkeit der Einwohner immer offenstehende Garten, der eine Zierde Deutschlands und eines mächtigen Monarchen würdig, durch Größe, Kunst und Pracht so sehr sich auszeichnete, in wenigen Stunden zur schrecklichsten Einöde verwandelt. Die marmornen Bildsäulen, die den Garten schmückten, hatten die Sachsen vor der Belagerung weggeräumt, und die Sammlung der Königlichen Antiken, diesseit der Alpen eine der vortreflichsten, in eben diesem Garten vergraben, den man zerstörte. Die Preußen hatte hievon keine Spur, und so wurden diese Denkmähler der Kunst für die Sachsen erhalten.

Die Belagerung wurde seit dieser veränderten Stellung nur schwach fortgesetzt. Alle Hoffnung zur Eroberung von Dresden war nun verschwunden. Zu den vielen andern Hindernissen kam noch der Verlust eines beträchtlichen Preußischen Lastzuges von Schießvorrath und Getreide, womit acht aus Magdeburg kommende Schiffe sämmtlich den Oesterreichern in die Hände fielen; auch fingen die Lebensmittel an, den Preußen zu fehlen, denn die Feinde waren Meister der Elbe, und machten alle Zufuhr höchst unsicher.

Eben da Friedrich im Begriff war, die Belagerung aufzuheben, kam die Nachricht von der Einnahme von Glatz an. Die Belagerten verkündigten sie durch Freudenfeuer, und schossen rings um die Stadt mit Kugeln Victoria. Der König erfuhr diese unglückliche Zeitung von dem bey einem

Ausfall gefangenen Oesterreichischen General Nugent. Seine Bestürzung war anfangs überaus groß; denn dies Unglück kam ihm wegen der großen Festigkeit des Ortes ganz unerwartet; doch faßte er sich bald wieder, und sagte: „Mag „es doch seyn! Wenn Friede wird, werden sie ihn uns „wohl wieder geben. Wir müssen nach Schlesien gehen, da„mit wir nicht alles verlieren." Der thätige Laudon wollte die erlangten Vortheile aufs beste nutzen, und belagerte Breslau. Diese Nachricht beschleunigte den Aufbruch des Königs. Es war am 30sten Juli, in einer sehr regnigten stürmischen Nacht, als die Preußen von Dresden abzogen. Durch einige Kanonen mußte das Feuer in den Laufgräben unterhalten werden; es wurde immer schwächer, und endlich hörte es gar auf. Der König verließ nun sein Lager, und zog mit seinem Heere nach Meißen.

So endigte sich die Belagerung von Dresden, die den Preußen 1478 Todte und Verwundete gekostet hatte, dabey waren 261 gefangen worden. Sechs Kirchen in dieser Residenz, und 416 größtentheils hohe schöne Häuser, Palläste und öffentliche Gebäude lagen in der Asche, und 115 waren beschädigt. Eine Menge Einwohner hatten ihr Leben verloren oder waren verstümmelt worden; noch mehrere, deren Loos zuvor Wohlstand gewesen, waren nun bettelarm. Viele hundert Familien, welche durch die Betriebsamkeit ihrer Vorfahren empor gekommen, die Früchte derselben als ihr Erbtheil in stiller Ruhe genossen hatten, sahen jetzt, nach wieder erlangter Besonnenheit mit verstärktem Gram, daß unwiederbringlich ihr Alles verloren war. Blutsverwandte, durch die Bande der Zärtlichkeit und Liebe an einander gefesselt, trennten sich jetzt. Die Männer nahmen den Wanderstab in die Hand, verließen ihr unglückliches Vaterland, und suchten Brot unter einem fremden Himmel. Mädchen,

im Ueberfluß erzogen und sonst von vielen Händen bedient, entsagten allen genossenen Bequemlichkeiten, dem gewohnten Wohlleben, den angenehmen jetzt verschwundenen Aussichten, und wurden selbst dienende Personen, um ihr Leben zu fristen. Die schreckliche Wirkung dieser unglücklichen Belagerung ist jetzt, nach siebenzig Jahren, noch sehr fühlbar. Das Land hat sich erholt, aber die Hauptstadt, die sich nicht vom Handel, sondern bloß durch die Arbeitsamkeit der Einwohner nährt, ist zurückgeblieben. Man hat den Schutt aufgeräumt; man sieht Häuser und Palläste auf den Brandstätten, allein verschwunden ist der hohe Wohlstand einer vormaligen Königsstadt, wo Künste und Pracht mit einander wetteiferten, wo ausgezeichnete Kunsttalente die höchste Aufmunterung fanden, wo feine Sitten in Verbindung mit Reichthum und großer Geschäftigkeit herrschten, wo man durch die ausgesuchtesten Ergötzlichkeiten den größten Weltstädten das Muster gab. Von diesem Dresden sind wenig Spuren mehr vorhanden.

Mit dieser unglücklichen Unternehmung auf Dresden schloß sich die Kette von Unglücksfällen, die seit zwölf Monaten ununterbrochen auf Friedrich losgestürmt hatten. So wie der Feldzug vom Jahr 1757 in der Geschichte der Kriege ohne Beyspiel ist, eben so beyspiellos ist es, daß ein Monarch, ohne ganz zu unterliegen, in einem so kurzen Zeitraum so viel auf einander gethürmtes Kriegsunglück erfuhr. Die gegen die Russen verlorne Schlacht bey Kay im Juli 1759 begann den Reihen, und war die traurige Losung eines ununterbrochen widrigen Schicksals; ihr folgten die schreckliche Niederlage bey Kunersdorf und der Verlust von Dresden. Fink wurde mit seiner großen Schaar bey Maxen, Dierke mit seiner kleinen bey Meißen gefangen; sodann der tödtende Winter-Feldzug mit seinen Seuchen; das unglückliche

Treffen bey Landshut, die feindliche Eroberung von Glatz, und jetzt die mißlungene Belagerung von Dresden.

Nun ging der Zug des Königs nach Schlesien, welchen Daun den Preußen so beschwerlich als möglich zu machen, Sorge getragen hatte. Seine leichten Truppen mußten alle Brücken über die Röder, Spree, Neiße und Queis verbrennen, und alle nach Schlesien führende Wege durch Verhacke unbrauchbar machen. Friedrich überwand jedoch diese Schwierigkeiten, und setzte seinen Zug fort, um Breslau, das von Laudon belagert wurde, zu entsetzen. Diese Begebenheit stellt ein erstaunenswürdiges Beyspiel dar. Friedrich, der mit dem Adlerblick des Genies seine Heerführer zu wählen wußte, wandte diese Sorgfalt sehr selten bey der Wahl von Befehlhabern in seinen Festungen an. Er überließ es gewöhnlich der Rangordnung oder dem Zufall, ob ein d'O oder ein Heyden darin das Hauptgebot führte. Beide nicht kennend, war er gleich erstaunt über das schändliche Betragen des erstern und das bewundernswürdige Verhalten des letztern, der, bey seinem Garnison-Regiment nicht zum Dienst im Felde bestimmt, noch weniger durch seinen Rang zum Befehlhaber erkoren, mit sehr begrenzten Aussichten auf kriegerischen Ruhm, in einer kleinen Stadt unbemerkt seine Tage durchleben sollte, dessen seltener Muth aber zu wiederholtenmalen die großen Entwürfe der Russen zerstörte.

Diesmal war Friedrich auch von seinem guten Genius wohl unterstützt worden. Die Königliche Leib-Garde hatte seit der Schlacht bey Kollin, wo sie größtentheils aufgerieben, hernach aber wieder vollzählig gemacht wurde, in Breslau ihr Kriegs-Quartier, und ihr Befehlhaber, der General Tauenzien, wurde durch diesen Umstand Commandant der Hauptstadt Schlesiens. Dieser Feldherr, in der Potsdammer Kriegsschule erzogen und grau geworden, verband mit den

höchsten Begriffen von Ehre, großen Muth, Einsicht und kriegerische Fähigkeiten. Auch war eine seltene Vereinigung solcher Eigenschaften durchaus in einer Lage erforderlich, die vielleicht nie ihresgleichen gehabt. Laudon stand mit 50,000 Oesterreichern vor der Stadt, und innerhalb der Mauern waren 9000 Oesterreichische Kriegsgefangene im Begriff sich zu empören. Allen diesen Feinden von innen und außen hatte Tauenzien in einer großen Stadt nur 3000 Mann entgegen zu stellen, und von dieser so schwachen Besatzung waren 2000 entweder Ueberläufer, oder gezwungene Soldaten, oder Invaliden. Nur auf die ungefähr 1000 Mann starke Garde des Königs konnte er sich verlassen, und auch diese bestand größtentheils aus Ausländern, wovon die mehrsten der Gemeinen, bey ihrem geringen Sold nur ungern dienend, bloß durch Grundsätze von Ehre und Mannszucht bey ihren Fahnen gehalten wurden. Vorfälle dieser Art bezeichnen den kriegerischen Geist der Preußen und unsers Zeitalters überhaupt auf eine sehr auffallende Weise; Vorfälle, die aufs beste bewährt, den Philosophen ein Problem dünken, während sie der scharfsinnige Geschichtschreiber ihrer Unwahrscheinlichkeit wegen kaum anzuführen wagt. Mit einer geringen Anzahl größtentheils unzufriedner und unbrauchbarer Soldaten ein Heer in der Stadt im Zaum zu halten, und einem andern außerhalb der Mauern Widerstand zu thun, alles dies aber in einem großen von vielen tausend zur Empörung geneigten Bürgern bewohnten, nicht außerordentlich befestigten Orte möglich zu machen, ein solches Wunder konnte nur die Macht der Preußischen Kriegeszucht bewirken; und wenn bey der spätesten Nachwelt kriegerische Tugenden von Geschichtschreibern gepriesen und von Dichtern besungen werden, so wird Hochkirch und Bres-

lau der siegenden Mannszucht wegen bey ihnen ewig ein Gegenstand der Bewunderung seyn.

Laudon war nicht ohne Besorgniß, durch herbeyeilende Preußische Schaaren an seinem Vorhaben, das er ohne Beyhülfe der Russen auszuführen wünschte, gehindert zu werden. Er sah sich weder mit Belagerungs-Geschütz, noch mit der dazu nöthigen Munition versehen. Die mit Wasser angefüllten Festungsgräben gestatteten ihm auch keinen Sturm; nichts blieb ihm also übrig, als Unterhandlung und Feuer. Er forderte den Befehlhaber auf, sich zu ergeben, und bediente sich der Gründe: „Breslau sey eine Handelstadt, und „keine Festung; es wäre daher wider Kriegsgebrauch, sie „gegen große Uebermacht zu vertheidigen; der König stehe „jenseit der Elbe und der Prinz Heinrich unweit der War„the; die Russen würden in zweyen Tagen mit 75,000 Mann „erscheinen; er glaube, daß die Stadt lieber Oesterreicher, „als Russen aufnehmen würde; er wolle der Besatzung die „Bedingungen der Uebergabe freistellen, würde sie aber ver„weigert, so solle die Stadt aus fünf und vierzig Mörsern „in Brand gesteckt werden." Tauenzien antwortete kurz: „Breslau sey eine Festung, und er würde den Feind auf „den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in Asche ver„wandelt werden sollten." Laudon versuchte nun, die Bürgerschaft wider den Befehlhaber aufzubringen, und ließ an den Präsidenten des Stadt-Magistrats, Conradi, schreiben. Der Brief klang voll Mitleid gegen die unschuldigen Einwohner, wobey die Nachricht von den fünf und vierzig zum Brande fertig stehenden Feuer-Mörsern, so wie die 75,000 im Anzuge befindlichen Russen, nicht vergessen wurden. Dies Schreiben aber konnte keine Wirkung in einer Stadt haben, wo ein Feldherr wie Tauenzien an der Spitze der Vertheidigungsmacht stand; auch blieb es unbeantwortet. Laudon

wiederholte seine Aufforderung, und verstärkte seine Drohungen. Es hieß: das Kind im Mutterleibe sollte nicht verschont werden. Tauenzien antwortete: „Ich bin nicht schwan„ger, und meine Soldaten auch nicht." Hierauf nahm die Beschießung ihren Anfang. Der Befehlhaber wählte dabey seine Maaßregeln so weislich und nachdrücklich gegen die Feinde, sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt, daß alle Versuche fehlschlugen; und da Laudons Haupt-Quartier aus Feldschlangen mit starken Ladungen erreicht werden konnte, so ließ er diesem Feldherrn keine Ruhe, sondern zwang ihn durch Kugeln, die in seine Wohnzimmer fielen, sich weiter zurückzuziehen.

Da jedoch Tauenzien, des Entsatzes nicht gewiß, von seiner Schwäche überzeugt war, so versammelte er die Officiere der Königlichen Garde, stellte ihnen seinen Zustand und die Möglichkeit vor, daß die Stadt noch vor Ankunft des Königs von den Feinden mit dem Schwert in der Faust erobert werden könnte; in diesem Fall nun wollte er mit der Garde auf den Wällen einen Abschnitt machen, und sich sodann bis auf den letzten Blutstropfen wehren; damit, wie er sagte, die Welt nicht das sonderbare Schauspiel erlebte, die ganze Leibwacht Friedrichs kriegsgefangen zu sehen. Die Officiere, von kriegerischem Ehrgeiz und Vaterlandsliebe beseelt, stimmten diesem edeln Vorsatz bey, und waren entschlossen, fechtend zu sterben. Glücklicherweise kam es zu diesem verzweifelten Auftritte nicht; denn der Prinz Heinrich nahte mit starken Märschen, und nun war Laudon selbst gezwungen, den General Soltikow, der neun Meilen von Breslau stand, um Beschleunigung seines Marsches zu bitten. Noch aber machte er einen letzten Versuch, den Commandanten zur Uebergabe zu bewegen, und erbot sich, alle Bedingungen, die er nur verlangen würde, zu unterzeichnen.

Der abgesandte Kaiserliche Oberst Rouvroi zeigte dabey die Lage des entfernten Königs im übelsten, und die Nähe der verheerenden Russen im schrecklichsten Lichte; hiezu die Vortheile eines freyen Abzugs, mit andern ehrenvollen Bewilligungen; alles Dinge, die, wie er sagte, des Befehlhabers Ehre in den Augen der Welt und seines Königs rechtfertigen würden. Tauenzien antwortete: „Ich habe keinen Be„griff von der Ehre eines Commandanten, der eine Festung „übergiebt, ehe Bresche geschossen ist. Unerlaubt ists, die „Belagerung einer Stadt mit dem Ruin ihrer Einwohner „anzufangen. Der Brand hat meine Gesinnungen nicht „geändert, vielmehr befestigt." „Wenn das ist," erwiederte Rouvroi, „so werden wir gleich förmlich die Laufgräben er„öffnen." „Das habe ich schon längst erwartet," versetzte Jener, und so schieden sie von einander.

Mit dieser Drohung hatte das ganze Unternehmen ein Ende; denn am folgenden Tage hob Laudon eine Belagerung auf, die selbst seine Freunde für unüberdacht hielten, und bloß seinem großen Vertrauen auf sein Waffenglück zuschrieben. Sie hatte nur fünf Tage gewährt, allein in dieser kurzen Frist viel Schaden angerichtet. Der König schenkte den Einwohnern zur Vergütung ihres Verlusts 50,000 Reichsthaler. Man hat bey dieser Belagerung als merkwürdig aufgezeichnet, daß dabey das schönste Frauenzimmer in der Stadt und der schönste Soldat von der Königlichen Leibwacht getödtet, die größte Kanone gesprungen und der schönste Pallast eingeäschert wurde; auch das Wohngebäude des Königs war im Feuer aufgegangen.

Heinrichs schleunige Ankunft rettete nicht allein Breslau, sondern ganz Schlesien; denn die Russische Hauptmacht befand sich auch schon im Mittelpunct dieser Provinz, eine Meile von der Hauptstadt. Der Plan ihres Heerführers

war, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Er hatte auf die gewisse Eroberung von Breslau, und auf das hier befindliche große Magazin, das sein Heer den noch übrigen Feldzug verpflegen sollte, gerechnet. Diese Erwartungen aber wurden durch die klugen Maaßregeln des Prinzen Heinrich für jetzt vereitelt, so daß Soltikow es nicht wagte, über die Oder zu gehen. Die Zeit war beiden Theilen überaus kostbar; denn auch Friedrich, der für Breslau besorgt war, näherte sich mit starken Schritten. Er hatte Hülsen mit einem ansehnlichen Haufen in Sachsen zurückgelassen, und war im Angesicht der Oesterreichischen Hauptmacht über die Elbe, die Spree, die Neiße, die Queis und den Bober zwischen den Schaaren von Riedesel und Lascy gegangen; letztere folgte ihm nachher beständig in einer Entfernung von drey Meilen, dagegen die große Oesterreichische Armee vor ihm herzog. „Ein Fremder,“ sagt der König in seiner Geschichte, „der den Marsch dieser verschiedenen Heere be„obachtet hätte, würde sich leicht geirrt und geglaubt haben, „daß alle einem Herrn gehörten. Er würde die Armee „des Feldmarschalls Daun für die Vorhut, die Armee des „Königs für die Hauptschaar, und die Armee des Generals „Lascy für die Nachhut gehalten haben.“

Obgleich der König einen Zug von zweytausend Vorrathswagen bey sich hatte und die Brücken zerstört waren, so legte er doch mit seinem Heere in fünf Tagen zwanzig Meilen zurück, und erreichte ohne Verlust die Schlesische Grenze. Daun vermied alle Gelegenheit zur Schlacht, und vereinigte sich endlich mit der Laudonschen Streitmacht, um wo möglich den König von seinem Bruder Heinrich, wie von Schweidnitz und Breslau, abzuschneiden. Friedrich und Daun blieben jedoch einander nah, und nur die Katzbach, ein kleines Wasser, trennte Beide. Die all zu große Ueberlegen-

heit der feindlichen Heere, die über 100,000 Mann seinen 30,000 entgegen stellten, nöthigte den König, das Betragen eines Partey-Gängers nachzuahmen und oft seine Stellung zu verändern, um dem Feinde auszuweichen und sich durch Thätigkeit und Wachsamkeit gegen dessen Unternehmungen zu sichern; dabey aber blieb er den feindlichen Schaaren immer ganz nahe zur Seite, damit sie sich nicht gegen den Prinzen Heinrich wenden möchten, der die Russen beobachtete. Bey Goldberg erbeuteten die Preußischen Husaren einen großen Theil des feindlichen Gepäckes, worunter sich auch das ganze Fahrgeräthe des Generals Lascy befand. Der König befahl, dieß letztere nicht zu berühren; er schickte es dem Feldherrn zu, von einem Trompeter begleitet, der zugleich ein sehr schönes, artiges, zu Lascy's Gefolge gehöriges Tyroler-Mädchen demselben zurückführen mußte. Nur eine große sauber gezeichnete Charte von allen Oesterreichischen Lägern in den Feldzügen 1758 und 1759 behielt Friedrich von der Beute zurück, und da Lascy auch um diese Charte ansuchte, erfolgte die Antwort, er sollte sie haben, sobald sie abgezeichnet seyn würde.

Die Russen, noch auf der andern Seite der Oder unweit Breslau und durchaus nicht mit den behutsamen Bewegungen der Oesterreicher zufrieden, glaubten, da man den König nicht gehindert habe, über Elbe, Spree und Bober zu gehen, so würde es ihm auch jetzt nicht verwehrt werden, die Oder zu überschreiten, sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen und sodann mit seiner ganzen Macht auf sie zu fallen. „Es kostet dem König nur einen seiner gewöhnlichen „Märsche und Kunstgriffe," sagte der Feldmarschall Soltikow, „um dieses zu bewirken." Er erklärte dabey ausdrücklich, daß er, so bald man den König über die Oder gehen ließe, sich nach Polen zurückziehen würde.

Diese

Diese Drohung nöthigte Daun, durch eine gewagte Schlacht den König aufzuhalten. Den 15ten August sollte das Preußische Lager bey Liegnitz angegriffen werden. Die Stellung desselben war nicht vortheilhaft, der feindliche Entwurf vortrefflich. Man wollte Friedrich mit Tagesanbruch an vier Orten zugleich anfallen, und wo möglich ein Seitenstück zu Hochkirch liefern. Die weitere Absicht war, ihm den Weg nach der Oder abzuschneiden, ja selbst den Rückzug nach Glogau zu versperren. Man war im Oesterreichischen Lager vom glücklichen Erfolg zum voraus so sehr überzeugt, daß die Soldaten daselbst sagten: der Sack wäre nun aufgemacht, worin man den König von Preußen und seine ganze Armee auffangen, und ihn sodann zuschnüren würde. Der König erhielt zufällig erst am Abend vor der Ausführung von diesem Vorhaben Nachricht; auch erfuhr er die vorgedachte Prahlerey. Er erzählte sie selbst bey der Tafel, und fügte hinzu: „Die Oesterreicher haben nicht ganz „unrecht, aber ich denke, in dem Sack ein Loch zu machen, „das sie Mühe haben werden auszubessern.“ Er war seiner übeln Stellung wegen, des Ueberfalls bey Hochkirch eingedenk, nicht ohne Sorgen gewesen; dennoch hatte er das unvortheilhafte Lager zu verlassen, um einiger Vorraths-Maßregeln willen aufgeschoben. Die Nacht am 14ten war dazu bestimmt. Der Englische Gesandte Mitchel, voll der Besorgniß eines schrecklichen Angriffs, verbrannte einen Theil seiner Papiere, wollte sich aber nicht entfernen.

Auf die erhaltene Nachricht bereitete sich Friedrich zur Schlacht, und sogleich war sein Entwurf gemacht. Bei Anbruch der Nacht verließ er mit dem Heere das Lager, dessen Wachtfeuer jedoch durch Bauern unterhalten wurden; desgleichen mußten Husaren-Runden alle Viertelstunden das nächtliche Lager-Geschrey fortsetzen. Eben dies geschah auch

im Lager der Oesterreicher, um ihren Aufbruch zu verbergen; auch wurde der Gewohnheit dieser Truppen gemäß durch zurückgelassene Trommler um Mitternacht die Schaarwache geschlagen; so daß beide Heere zu gleicher Zeit durch die nämlichen Mittel ihre Feinde zu täuschen suchten, und beide, durch einen sonderbaren Zufall, mit Schatten kämpften. Nun zog sich Friedrich auf die Anhöhen bey Liegnitz, und stellte sich alsdann ganz in der Stille in Schlachtordnung.*) Es war eine ungemein schöne Sommernacht. Der gestirnte Himmel zeigte kein Wölkchen, und kein Lüftchen wehte. Niemand schlief. Die Soldaten hatten sich mit ihrem Gewehr im Arm gelagert, allein sie waren munter, und da sie nicht singen durften, unterhielten sie sich mit Erzählungen. Die Officiere gingen spazieren, die Heerführer ritten herum, um alles Nöthige zu beobachten. Der König saß auf einer Trommel, ganz nach dem erhabenen Bilde in den Preußischen Kriegsliedern eines großen Dichters:

---

*) Der Verfasser befand sich bey dieser Schlacht, und bestätigt daher die Meinung derjenigen, die da behaupten, der König habe die Laudonsche Streitmacht hier erwartet, einen Angriff beschlossen, und sich dazu bereit gemacht; denn wozu sonst, wenn man die Schlacht als zufällig annehmen wollte, die schlachtmäßige Aufstellung der Truppen auf den Anhöhen? Wozu das Haltmachen von Mitternacht bis Tagesanbruch, da nichts den Marsch aufhielt? Hiedurch wären ja die Vortheile des verdeckt gebliebenen Aufbruchs ganz vereitelt worden. Durch diesen höchst unnützen Zeitverlust (eine Handlungsart, die Friedrich nie eigen war) hätten ja die feindlichen Haufen die höchst erwünschte Gelegenheit bekommen, die zögernden Preußen einzuholen, und entweder sie bey Tage mit aller ihrer Macht anzugreifen, oder doch ihren weitern Marsch, und ihr ferneres Bestehen auf alle nur mögliche Weise zu hindern. Die Armee stand, bey Tagesanbruch, in völliger Schlachtordnung; nur als der Angriff geschah, wurden in der Stellung einiger Regimenter des zweiten Treffens, und mit einem Theil der Reiterey vom rechten Flügel einige Aenderungen gemacht.

„Auf einer Trommel saß der Held
„Und dachte seine Schlacht,
„Den Himmel über sich zum Zelt,
„Und um sich her die Nacht."

Es fing eben an zu dämmern, als sich Laudon näherte, mit seinem 30,000 Mann starken Heere den linken Flügel der Preußen im Lager anzugreifen, von welchem er, der vorigen Stellung nach, sich noch entfernt glaubte. Bald aber wurde er mit Erstaunen gewahr, daß er die ganze Streitmacht des Königs vor sich hatte, dessen zweytes Treffen sogleich auf ihn losfiel, und ihn von einer in der Nacht aufgeführten Batterie begrüßte. Das erste Treffen hatte Friedrich zur Beobachtung Dauns bestimmt, der seinem rechten Flügel gegenüber stand. Laudon, der sich auf die Unterstützung seines Ober-Feldherrn verließ, wich dem Kampf nicht aus, sondern stellte, den Preußen die Spitze bietend, der Tapferkeit seiner Truppen und dem ihn so oft begleitenden Glücke den Ausgang anheim. Er ließ auf die Preußische Reiterey die seinige einbrechen, die aber zurückgeworfen und in Moräste getrieben, sich nur mit vieler Mühe herausarbeiten konnte; nun rückte das Preußische Fußvolk vor, und schlug gleichfalls nach einem hartnäckigen Kampf das Oesterreichische aus dem Felde. Das letztere machte jedoch noch einen Versuch mit einer ganzen Colonne durch das vor der Preußischen Reihe liegende Dorf Panten zu rücken, allein die Preußen steckten es durch Haubitz-Granaten in Brand, und zwangen die Feinde, das Gefecht auf den linken Flügel einzuschränken. Die Hoffnung der letztern auf Hülfe wurde vereitelt; denn Daun erfuhr erst spät den Angriff des Königs, da die Oesterreichische Hauptmacht, wegen eines eben entstandenen widrigen Windes nichts von dem Knallen des Geschützes hören konnte; überdieß wußte ihr Feldherr bey

seiner Ankunft im verlassenen Preußischen Lager durchaus nicht, wo die Feinde, die man so gut als geschlagen glaubte, hingekommen waren, und da er sich endlich dem Kampfplatz näherte, konnte er wegen des Bodens nicht anders als mit großem Nachtheil das ihn erwartende erste Treffen der Preußen angreifen. Er machte einige Versuche vorzudringen, allein sie mißglückten. Laudon, der alles gethan und sich persönlich der größten Gefahr ausgesetzt hatte, zog sich nun zurück, und überließ dem König das Schlachtfeld mit einem Verlust von 10,000 Mann, drey und zwanzig Fahnen, und zwey und achtzig Kanonen; 6000 Oesterreicher waren gefangen, 4000 todt oder verwundet. Bey Friedrichs Heere hingegen zählte man 1800 Todte und Verwundete.

Es war ein sehr schöner Morgen. Die Sonne beleuchtete den blutigen Wahlplatz, die Leichen und Sterbenden, zugleich aber auch einen angenehmen rührenden Auftritt. Das Regiment von Bernburg, welches, wie oben erzählt, bey Dresden ausgezeichnet herabgesetzt worden, ging mit dem Vorsatz in die Schlacht, die verlorne Ehre wieder zu erkämpfen, oder sich dem Kriegs-Dämon aufzuopfern. Dieser Entschluß, der ohne Unterschied des Ranges oder des Alters in jeder Brust Wurzel faßte, dessen Keime die tiefgebeugten Officiere sorgfältig entwickelt hatten, erzeugte eine bewundrungswerthe, ganz des Preußischen Namens würdige Tapferkeit. Dem König blieb sie nicht unbemerkt. Er ritt nach vollendeter Blutarbeit bey dem Regiment vorbey. Die Officiere schwiegen, in der stillen Hoffnung auf des Monarchen Gerechtigkeit; vier alte Soldaten aber fielen ihm in den Zügel, umfaßten seine Knie, beriefen sich auf ihre gethane Pflicht, und flehten um die verlorne Gnade. Friedrich antwortete gerührt: „Ja, Kinder! Ihr sollt sie wieder haben, und alles soll vergessen seyn." Noch den nämlichen Tag erhielt das

Regiment die entzogenen Waffen und Zierrathen, und Friedrich machte selbst bey der Parole das tapfere Verhalten des Regiments und die völlige Begnadigung desselben dem ganzen Heere bekannt.

Diese Schlacht bey Liegnitz dauerte nur zwey Stunden. Um fünf Uhr des Morgens, da die feine Welt in allen Europäischen Ländern noch im tiefen Schlaf begraben lag, und die arbeitenden Volks-Classen sich erst von ihrem Nachtlager erhoben, waren hier bereits große Thaten geschehen und vollendet. Man hatte einen wichtigen Sieg erfochten, der die Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern hinderte, und alle ihre auf die Schlesischen Festungen gemachten Entwürfe vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle vom ganzen Heere ein Freudenfeuer machen, und sodann setzte er sich sogleich in Marsch; ein Marsch, der durchaus einzig in seiner Art und erstaunenswürdig war; der Aufzeichnung so werth, als irgend eine große Begebenheit des gegenwärtigen Kriegs; denn dieses Heer, von der Blutarbeit abgemattet und von zahlreichen Heeren umringt, mußte ohne Rast und ohne allen Zeitverlust fortrücken, und dabey alles eroberte Geschütz, alle Gefangene, und selbst alle Verwundeten mitnehmen. Man packte die letztern auf Mehl- und Brotwagen; auch andre Wagen und Kutschen nahm man dazu, sie mochten gehören wem sie wollten; selbst der König lieh die seinigen dazu. Auch die Handpferde des Monarchen und der vornehmen Befehlhaber wurden hergegeben, um die Verwundeten, die noch reiten konnten, fortzubringen. Die ledigen Mehlwagen schlug man in Stücke, und spannte die Pferde vor die erbeuteten Kanonen. Von den feindlichen Gewehren mußte ein jeder Reiter und Packknecht eins mitnehmen. Nichts, erheblich oder unerheblich, wurde zurückgelassen oder vergessen; es war Beute. Auch nicht ein ein-

ziger Verwundeter blieb zurück, weder von den Preußen, noch von den Oesterreichern, so daß um 9 Uhr, vier Stunden nach geendigter Schlacht, dies so unvorbereitet neu belastete Heer, mit dem ganzen ungeheuern Troß, schon in vollem Zuge war.

Alle diese mannigfaltigen vortrefflichen Anstalten wurden in der größten Geschwindigkeit von dem General Saldern gemacht, einem Manne, welcher die seltenste Thätigkeit mit der ausgebreitetsten Kriegskenntniß und einem unbesiegbaren Muthe verbindend, von Friedrich sehr oft zu Rathe gezogen wurde. Er schien zum Feldherrn geboren, und ob er gleich wegen seines Ranges als General-Major keine Armee anführte, so gehörte er doch zu den größten kriegerischen Geistern dieses Jahrhunderts. Sein Aeußeres war das Bild des Kriegsgottes, groß, sehr wohl gebildet, voll Majestät und Würde. Immer beym Heere des Königs gegenwärtig, leistete er ihm die wichtigsten Dienste, sowohl durch Ausführung sehr schwieriger und verwickelter Aufträge, als durch sein Commando in der Linie des Treffens.

Der Zug des so außerordentlich belasteten Heeres gieng den nämlichen Tag noch drey Meilen, und zwar nach Parchwitz zu, in dessen Nähe Czernichef mit 20,000 Russen die Oder deckte. Der König befand sich jedoch ungeachtet seines Sieges in einer schrecklichen Lage. Die Vorraths-Wagen waren leer. Er hatte den 16ten August, außer dem kleinen Bedarf, den die Soldaten auf ihrem Rücken trugen, nur noch auf einen Tag Brod. Wenn die Russen ihren Posten behaupteten, so konnte er nichts aus seinen Vorrathshäusern in Breslau ziehen; und um nach Schweidniz zu marschiren, mußte er sich zuvor mit allen Oesterreichischen vereinigten Schaaren schlagen. Wollte er auch dies mit seiner so ungleichen Truppenzahl wagen, so war doch, wegen des

Transports von 6000 Gefangenen, von den erbeuteten Kanonen, und von einigen Tausend Verwundeten, die man während der Schlacht bedecken mußte, ein glücklicher Erfolg kaum denkbar. Die Russen machten jedoch dieser Unruhe bald ein Ende. Ihr Hauptheer zog sich über die Oder zurück, wobey die Befehlhaber zu ihrer Rechtfertigung sagten, da sie in fünf Tagen keine Nachricht von den Oesterreichern erhalten hätten, müßten sie entweder eine gänzliche Niederlage, oder eine völlig abgeschnittene Verbindung vermuthen. Jetzt also stand der Weg nach Breslau den Preußen völlig offen. Der Russische General Czernichef befand sich aber noch mit einem Haufen diesseit der Oder. Um auch seinen Rückzug zu beschleunigen, bediente sich der König folgender List: Er schrieb dem Prinzen Heinrich, meldete ihm seinen Sieg über die Oesterreicher, und seinen Entschluß, die Oder zu überschreiten, um auch die Russen anzugreifen, wobey er seinen Bruder erinnerte, deshalb die verabredeten Bewegungen zu machen. Dieser Brief wurde einem Bauer gegeben, mit dem nöthigen Unterricht, wie er von den Russen aufgefangen werden könnte. Die List zeigte den besten Erfolg, und kaum hatte Czernichef den Brief gelesen, so eilte er, über den Fluß zu kommen. Nun hatte des Königs bedenkliche Lage, die nie, selbst nicht vor der Schlacht bey Leuthen, so gefährlich gewesen war, ein Ende; denn damals war von der rauhen Jahreszeit noch manch Hinderniß für die Sieger zu erwarten, auch waren die Russen nach ihrem Lande gezogen; jetzt aber war der Winter noch sehr entfernt, und die Russische Hauptmacht in der Nähe; hiezu die ganze Macht Oesterreichs. Der Sieg über Laudon wandte alle diese Gefahren ab. Nie war der König vergnügter. Er konnte sich nun mit seinem Bruder Heinrich vereinigen. Das Kriegsglück, das ihn einige Zeit her so

sehr verfolgt hatte, schien ihn jetzt wieder anzulächeln. Er hatte eine Schlacht gleichsam auf dem Marsch gewonnen, und zwar auf eben dem Felde, wo im Jahr 1241 zwischen den christlichen Nationen und den Tatarn ein großes blutiges Treffen geliefert worden. Ein wenige Tage darauf an den Marquis d'Argens geschriebener Brief des Königs zeigt seine damaligen Gesinnungen:

„Ehedem," schrieb Friedrich, „mein lieber Marquis, „würde die Schlacht vom 15ten August viel entschieden ha„ben; jetzt aber ist es nur eine kleine Balgerey. Eine große „Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. „Nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorfallen, und „alsdann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für „uns vortheilhaft ist. Ich danke Ihnen indessen für den „aufrichtigen Antheil, den Sie an diesem Vorfall nehmen. „Es waren nicht wenig Künste erforderlich, um die Dinge „bis zu diesem Punkt zu führen. Sprechen Sie doch nicht „von Gefahren. Diese letzte Schlacht hat mir nur ein „Kleid und ein Pferd gekostet; das heißt den Sieg wohlfeil „erkauft. Ich habe den Brief nicht empfangen, den Sie „anführen. Unsre Correspondenz ist wie blokirt; denn die „Russen stehen auf der einen Seite der Oder, und die „Oesterreicher auf der andern. Es wurde ein kleines Ge„fecht erfordert, um dem Adjutanten Cocceji den Weg zu „bahnen. Ich hoffe, daß er Ihnen meinen Brief einge„händigt haben wird. Nie in meinem Leben bin ich in „einer so kritischen Lage gewesen, als in diesem Feldzuge. „Glauben Sie gewiß, daß noch eine Art von Wunder er„forderlich ist, um alle die Schwierigkeiten zu übersteigen, „die ich vorhersehe. Ich werde unfehlbar meine Pflicht „thun; aber erinnern Sie Sich beständig, mein lieber Mar„quis, daß ich nicht das Glück leiten kann und verbunden

„bin, sehr viel auf den Zufall bey meinen Entwürfen zu „rechnen, da mir die Mittel fehlen, sie selbstständig zu ma„chen. Es sind Herkules-Arbeiten, die ich endigen soll, „und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, „wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt, und wo, „um die Wahrheit zu sagen, die Hoffnung, der einzige Trost „der Unglücklichen, selbst mir zu fehlen anfängt. Sie sind „nicht genug von den Angelegenheiten unterrichtet, um Sich „eine deutliche Vorstellung von allen den Gefahren zu ma„chen, die den Staat bedrohn. Ich kenne sie, und ver„hehle sie. Ich behalte alle Besorgnisse für mich, und „theile der Welt nur die Hoffnungen, oder die wenigen an„genehmen Neuigkeiten mit, die mir zu gute kommen. Wenn „der Streich, den ich im Sinn habe, glückt, alsdann, mein lieber „Marquis, wird es Zeit seyn, sich der Freude zu überlas„sen. Ich führe hier das Leben eines kriegerischen Mönchs. „Meine Angelegenheiten beschäftigen nicht wenig meinen „Geist; die übrige Zeit widme ich den schönen Wissenschaf„ten, die mein Trost sind, so wie sie es jenem großen Con„sul, dem Vater seines Landes und der Beredsamkeit, wa„ren. Ich weiß nicht, ob ich diesen Feldzug überleben „werde; geschieht es, so bin ich fest entschlossen, meine übri„gen Tage in der Entfernung von Unruhen, im Schooß der „Philosophie und der Freundschaft zuzubringen. Noch weiß „ich nicht, wo wir unser Winter-Quartier haben werden. „Mein Haus in Breslau ist durch das letzte Bombarde„ment in die Asche gelegt. Unsre Feinde neiden uns sogar „das Licht des Tages und die Luft, die wir athmen; den„noch müssen sie uns einen Ort übrig lassen, und wenn er „sicher ist, so werde ich mich freuen, Sie dort zu sehen. „Was wird aus dem Frieden zwischen Frankreich und Eng„land werden? Sie sehen, mein lieber Marquis, daß Ihre

„Landsleute blinder sind, als Sie glaubten; sie verlieren „Canada und Pondichery, um der Königin von Ungarn „und der Czarin von Rußland gefällig zu seyn. Gebe doch „der Himmel, daß Prinz Ferdinand sie für ihren Eifer be„lohnen möge."

Der regierende Herzog von Wirtemberg, der nicht bloß als Reichsstand die bestimmte Reichshülfe an Soldaten lieferte, sondern persönlichen Antheil an diesem Kriege nahm, war indessen mit 12,000 Mann seiner eignen Truppen nach Sachsen gekommen. Vorher handelte dieser Fürst gemeinschaftlich mit den Franzosen; jetzt wollte er sein Kriegsglück in Verbindung mit den Oesterreichern versuchen, wobey er keinen Hülfssold verlangte, sich aber die Brandschatzungs-Gelder vorbehielt, die er in den feindlichen Ländern erpressen würde; auch wurden die von ihm betretenen Preußischen und Heßischen Provinzen mit großer Strenge behandelt. Die Stadt Halle mußte 75,000 Reichsthaler erlegen. Im August stieß er zum Reichs-Heere, welches 35 Bataillone Fußvolk, und sieben Reiter-Regimenter stark war, wozu noch von den Oesterreichern unter Haddicks Anführung sieben Infanterie- und sechs Cavallerie-Regimenter, nebst 2000 Croaten kamen. Hülsen, der bey Meißen stand, verließ diesen Posten bey Annäherung einer so großen Uebermacht, und bezog ein verschanztes Lager bey Strehlen. Hier wurde er den 18ten August von allen Seiten angegriffen. Man hoffte, das Schauspiel von Maxen zu erneuern. Die Preußen aber behaupteten ihre Stellung, schlugen den Feind nach einem sehr lebhaften Gefecht zurück, und machten 1300 Gefangene. Darauf zog Hülsen nach Torgau, um seine Vorräthe zu decken. Hier verschanzte er sich, und behauptete sein Lager sechs Wochen lang, bis ihn der Mangel an Lebensmitteln diesen Posten zu verlassen nöthigte. Er machte

nun einen meisterhaften Rückzug nach Brandenburg. Auf diese Weise war ganz Sachsen bis auf Torgau und Wittenberg abermals von den Preußen geräumt, die jedoch beim Abschiede, bald wieder zu kommen, versprachen.

So standen die Preußischen Angelegenheiten in Sachsen. In Schlesien war Daun durch den Rückzug der Russen und die meisterhaften Bewegungen des Königs genöthigt worden, sich nach der Schlacht bey Liegnitz in die Gebirge zu ziehen, um nicht von Böhmen abgeschnitten zu werden. Friedrich machte deshalb einen sehr verwegenen Marsch, und gieng, trotz des heftigsten Kanonen-Feuers, mit seinem ganzen Heere ganz nah am feindlichen Lager vorbey. Soltikow hatte jetzt auch alle Entwürfe zur Vereinigung mit den Oesterreichern aufgegeben, und wurde durch den Preußischen General Goltz beobachtet, der mit 12000 Mann bey Glogau stand, nachdem die übrigen Truppen zum Könige gestoßen. Verschiedene große für die Preußen glückliche Scharmützel bestätigten die Rückkehr des Glücks auf Friedrichs Seite. Bey Hohen-Friedberg trieb Ziethen den überlegenen Feind bis unter die Kanonen des Laudonschen Lagers, und machte 400 Gefangene. Unweit Reichenau wurde das Becksche Corps angegriffen, wobey 800 Croaten den Preußen in die Hände fielen; in Wahlstadt nahm der General Krokow 300 Oesterreicher gefangen. Bey Hohen-Giersdorf in den Gebirgen kam es im Angesicht beider Heere zwischen abgesonderten Kriegsschaaren zu einem großen Gefecht, wobey die Oesterreicher 600 Grenadiere und vierzehn Kanonen verlohren. Die Kanonade dauerte achtzehn Stunden. Sämmtliche Heere rückten immer tiefer in die Gebirge, und standen endlich so nahe an einander, daß man mit Kanonen die beiderseitigen Läger bestreichen konnte. Es wurde jedoch unterlassen, weil es nichts gefruchtet hätte; selbst das Schie-

ßen mit dem kleinen Gewehr bey den Vorposten war verboten, so daß alles das Ansehen eines Waffen-Stillstands hatte; die äußersten Vorposten und die Runden beider Theile sprachen mit einander, und wenn die letzteren zusammenstießen, oder eine Partey in der Nacht von ihrem Wege abgekommen war, wurde sie von der andern freundlich zurechtgewiesen.

Diese Maßregel, dem Feind nahe unter die Augen zu rücken, die der König oft gebrauchte, setzte die Oesterreichischen Feldherren gewöhnlich in Verwirrung, veränderte ihre Plane, und machte sie in ihren Unternehmungen unschlüßig. Eine solche Dreistigkeit, wodurch man sich über alle gebräuchliche Regeln wegsetzte, erzeugte überdieß noch andre Vortheile; allein seit Cäsars Zeiten hatte kein Heerführer in Europa sich dieses trefflichen Mittels bedient, bis Friedrich, die Thaten dieses größten Römers, den er selbst für seinen Meister in der Kriegskunst erkannte, unablässig studirend, es auch bey seinen Feldzügen anwandte. Es war auch jetzt von großer Wirkung; denn Daun gab alle seine Entwürfe für die gegenwärtige Zeit auf, verkroch sich bey all seiner Uebermacht in die Gebirge, und war nur auf die Erhaltung seines Heeres bedacht.

Neuntes Buch.

(1760.)

Die Russen verhielten sich während dessen in Pommern nicht müßig. Eine Flotte, vom Admiral Mischakow befehligt, war an den Küsten dieser Provinz angekommen, und nun wurde Colberg von sieben und zwanzig Russischen Kriegsschiffen, Fregatten und Bombardier-Gallioten zu Wasser, und 15,000 Mann zu Lande förmlich belagert. Hiezu kam noch eine Schwedische Escadre von sechs Linienschiffen und zwey Fregatten, die zu der Russischen Belagerungs-Flotte stießen. Der General Demidow hatte 8000 Russen auf Schiffen herbeygeführt, welche sich mit den andern von der Haupt-Armee vereinigten, und leitete die Belagerung zu Lande, die von drey Seiten zugleich geschah. In vier Tagen warf man über siebenhundert Bomben in die Stadt, ohne die Feuerkugeln zu rechnen. Alles war auch zum Sturm bereitet. Dieser Versuch der Belagerung aber gelang nicht besser, als der vorige. Heyden wehrte sich abermals aufs tapferste, ohne auf den Feuer-Regen zu achten, der die Stadt verheerte; auch seine Bürger sahen ohne Murren ihre Häuser im Rauch aufgehen. Ihr Muth blieb unerschüttert, bis der General Werner aus Schlesien zum Entsatz herbey eilen konnte. Er hatte nur 5000 Mann

bey sich, allein mit diesen machte er vierzig Meilen in zwölf Tagen, und so kam er den 18ten September am 26sten Tage der Belagerung bey Colberg an, wo er die Russen sogleich mit dem Säbel in der Faust überfiel. Diese, durch die große Entfernung der Preußischen Heere sicher gemacht, träumten die Möglichkeit eines Entsatzes nicht; daher war Werners kleine Schaar vermögend, ein solches Schrecken unter ihnen zu verbreiten, daß sie nicht allein sofort die Belagerung aufhoben, sondern auch mit der größten Uebereilung davon flohen. Sie gaben dabey Geschütz, Schießvorrath, Zelte, Futter, Gepäck und selbst ihren nothdürftigen Mundbedarf preis, um sich vor den anrückenden Preußen in Sicherheit zu setzen. Ein Theil rettete sich auf die Schiffe, der andere entfloh zu Lande. Werner machte einige hundert Gefangene, und nun zeigte er sich als Sieger am Ufer des Baltischen Meers. Das Schrecken bemächtigte sich auch der Seeleute auf eine unerhörte Weise, sie glaubten sich auf ihren Kriegsschiffen vor den Preußischen Husaren nicht sicher. Die Flotte hob die Anker, und eilte in die hohe See. Die Patrioten ließen eine Denkmünze auf diese außerordentliche Begebenheit schlagen, bezeichnet mit den Worten Ovids: Res similis fictae, und Ramler besang diese Befreyung seiner Vaterstadt in einer vortrefflichen Ode.

Werner, der eine so schöne Unternehmung ausgeführt, und keine Russen mehr zu besiegen hatte, wandte sich nun gegen die Schweden. Er überfiel sie in der Vorstadt von Pasewalk, nahm ihnen acht Kanonen weg, hieb 300 Mann nieder, und machte 600 Gefangene. Die Stadt wäre erobert worden, allein der Feind zeigte Miene, sie in Brand zu stecken, welches Werner zum Schaden der Preußischen Einwohner nicht veranlassen wollte. Er ging nach Mecklenburg, und trieb hier Kriegssteuern ein, bis ihn die Bewe-

gungen der Russen wieder nach Pommern riefen. Die so oft erprobte Tapferkeit der Wernerschen Husaren veranlaßte den König, ohne Rücksicht auf die festgesetzte Ordnung und Anzahl, dem General zu bewilligen, sein Regiment so stark zu machen, als er selbst wollte und konnte. Nach seiner jedesmaligen Angabe geschah die Verpflegung.

Dieser Feldherr, ein geborner Ungar und Protestant, hatte den Oesterreichischen Dienst verlassen, wo man nach den damaligen dunkeln Begriffen mehr auf seinen Glauben, als auf seine Verdienste sah, und daher seine Beförderung verzögerte. Zu dieser Zurücksetzung kam der ihn verfolgende Haß des Generals Nadasti, und nun ging Werner, von Friedrich mit Vergnügen aufgenommen, in Preußische Dienste. Ehrgeiz, Haß und Rache vereinigten sich jetzt bey ihm, um den Feinden Preußens, die nun auch die seinigen waren, seinen Werth und ihren Verlust zu zeigen. Vorzüglich war Nadasti sein Augenmerk; ihn gefangen zu nehmen, der größte seiner Wünsche. Rastlos verfolgte er ihn auf Märschen und in Quartieren, wo er ihm oft des Nachts auf ungebahnten Wegen im Rücken erschien, und ihn unaufhörlich beunruhigte, ja mehr als einmal auf dem Punkt war, seinen großen Wunsch erfüllt zu sehn. Vielleicht wäre es ihm endlich auch gelungen, wenn Nadasti, mit seinem Hofe unzufrieden, nicht das Oesterreichische Heer verlassen hätte.

Der Sommer war zu Ende. Die unfreundliche Jahreszeit näherte sich, und so wohl Oesterreicher als Russen fingen an, auf ihre Winterwohnungen zu denken. Indessen war der Gedanke, mit so zahlreichen und überlegenen Heeren im ganzen Feldzuge nichts ausgeführt zu haben, nicht wenig demüthigend für Friedrichs Feinde. Hiezu kam die üble Lage Dauns in den Gebirgen, wo die Zufuhr so beschwerlich, und das Vorrücken fast unmöglich, daher ihm

nichts als ein Rückzug nach Böhmen übrig blieb. Man sann auf alle nur erdenkliche Mittel, den König zu entfernen. Ein Marsch der Russen nach Berlin schien dazu die wirksamste Maaßregel. Um Soltikow dahin zu vermögen, erbot sich Daun, die Unternehmung durch eine Hülfsschaar zu unterstützen. Zwanzigtausend Russen unter Czernichef, und fünfzehntausend Oesterreicher unter Lascy und Brentano, traten daher ihren Marsch nach Brandenburg an, den Soltikow mit seiner ganzen Macht in der Entfernung deckte. So anziehend war die Aussicht auf Beute in einer Königlichen Residenz, daß die sicher dahin ziehenden Oesterreicher, ohne Rasttag zu halten, stärkere Tagereisen machten, als man sonst an ihnen gewohnt war; sie legten vierzig Meilen in zehn Tagen zurück. Der Russische Feldherr, Graf Tottleben, ein Deutscher, der lange in Berlin gelebt hatte, führte den Vortrab des Russischen Zuges, und da hier alles von dem Erstkommenden abhing, eilte er dermaßen, daß er den 3ten October, am sechsten Tage nach dem Abmarsch von Beuthen in Schlesien, mit 3000 Mann vor den Thoren von Berlin stand.

Diese ungeheure Königsstadt, ohne Wälle und Mauern, war nur durch 1200 Besatzungskrieger gesichert, und folglich ganz außer Stande, sich zu vertheidigen. Der Befehlhaber, General Rochow, eben derjenige, der drey Jahr zuvor einen Besuch von den Oesterreichern erlebt, wurde jedoch von Männern, die Ehrfurcht verdienten, zur Gegenwehr aufgemuntert. Dies waren der alte Feldmarschall Lehwald, und der verwundete große Seydlitz, die sich beide damals nebst dem General Knoblauch in Berlin befanden, und aus Patriotismus sich herabließen, kleine Schanzen vor den Stadtthoren in Person zu vertheidigen. Alles ergriff die Waffen, selbst Invaliden und Kranke. Auf die abgeschla-

schlagene Aufforderung erfolgte noch am nämlichen Tage der Ankunft eine Beschießung mit Feuerkugeln und Haubitz-Granaten; in der Nacht wurden zwey Thore heftig bestürmt. Die Flammen brachen an verschiedenen Orten aus; sie wurden aber bald gelöscht, und die Stürmenden muthig zurückgeschlagen. Das edle Beyspiel mit Ruhm gekrönter Feldherren, die hier ihres Ranges und Alters uneingedenk, als Untergeordnete dienten, stählte den Muth eines jeden Streiters, und ersetzte die fehlende Anzahl der Soldaten. Die Russen gaben den Sturm auf. Den folgenden Tag kam der Prinz Eugen von Wirtemberg mit 5000 Mann der Stadt zu Hülfe. Neun Meilen an einem Tage fortgerückt, wurde er mit seinen Kriegern in Berlin wie vom Himmel gesandte Erretter empfangen. Die Bürgerschaft schaffte in der Geschwindigkeit eine Menge Ochsen und andre Schlachtthiere an, die nebst vielen hundert Tonnen Bier und Brannt-wein an diese Truppen vertheilt wurden. Kaum hatten sie sich ein wenig erholt, so griff der Prinz, ihr Anführer, den General Tottleben an, und trieb ihn bis Cöpenick zurück.

Nun aber zeigte sich die Schaar des Czernichef. Dieser Feldherr war jedoch im Begriff, sich ohne Kampf gleichfalls zurückzuziehen, allein die schon so oft wirksam gewesene Beredsamkeit des Französischen Abgeordneten, Montalembert, verhinderte es. Tottleben wurde ansehnlich verstärkt, und rückte nun abermals vor, da denn die Preußen wegen Uebermacht sich zurückziehen mußten. Indessen traf aber auch Hülsen mit seiner Mannschaft aus Sachsen in Berlin ein. Nun hatte man Kräfte genug, sich vor den Thoren der Königsstadt zu behaupten, und wäre dieses nur einige Tage lang geschehen, so war Berlin gerettet; denn Friedrich selbst befand sich schon in vollem Anzuge aus Schlesien, und der Rückmarsch der beiden großen Heere, sowohl der Oesterrei-

cher als der Russen, war bereits in einem Kriegsrath förmlich beschlossen, noch ehe man die Stadt im Besitz hatte. Die Preußischen Befehlhaber aber glaubten zu viel zu wagen, da sie erfuhren, daß die Hauptmacht der Russen schon in der Gegend von Frankfurt an der Oder angekommen, und General Panin mit sieben Regimentern unterweges, um zu Czernichef zu stoßen. Ueberdies schien es fast unmöglich, mit 14,000 Mann eine offene Stadt zu vertheidigen, die mehr als zwey Meilen im Umfang hat, und durch Bomben unaufhaltbar verwüstet worden wäre. Im freyen Felde wollte man auch kein Treffen wagen, weil nach einer Niederlage Berlin eine nichts verschonende Plünderung zu erwarten hatte. Beide angekommene Preußische Haufen zogen daher nach Spandau, und überließen die Königsstadt ihrem Schicksal.

Dies Schicksal war minder schrecklich, als man erwarten konnte. Die Stadt unterhandelte ohne Verzug, und ergab sich an Tottleben, der eine Menge alter Freunde fand, sich der angenehmen hier verlebten Tage erinnerte, und daher mit einer Gelindigkeit verfuhr, welche mit den gewöhnlichen Grausamkeiten der Russen in auffallendem Widerspruche stand. Am meisten aber trug zu dieser günstigen Behandlung ein Berliner Kaufmann bey, Namens Gotzkowsky, einer von den seltnen Menschen, die mit Tugenden, Fähigkeiten und Starkmuth ausgerüstet, bisweilen zum Wohl ganzer Staaten geboren, und dann durch Zufälle in die Lage gesetzt werden, jene glänzenden Eigenschaften zu zeigen. Dieser würdige Vaterlandsfreund, vom Glück mit Reichthum gesegnet, wovon er den edelsten Gebrauch machte, war hier der Schutzgeist Berlins; er rettete nicht allein die Königsstadt in so bedenklichem Zeitpunkte, sondern seine Rathschläge, seine Handlungen, seine Aufopferungen hatten großen Ein-

fluß auf den ganzen Krieg. Er bestimmte den Magistrat der Stadt, sich den Russen, die doch nur Hülfsvölker bey der großen Fehde waren, und nicht den Oesterreichern zu ergeben, von welchen, da sie Hauptfeinde, man keine Schonung hoffen konnte. Die Großmuth, mit welcher Gotzkowsky nach der Zorndorfer Schlacht viele von den gefangenen Rußischen Officieren unterstützt hatte, war bey den Heeren der Russen nicht unbekannt geblieben, und verschaffte ihm die Hochachtung der jetzigen Befehlhaber in Berlin, wie die Freundschaft des Oberhauptes Tottleben. Er benutzte diese aufs thätigste zum Vortheil der Stadt. Stündlich erschien er mit Bitten und Vorstellungen, sowohl fürs gemeine Beste, als für einzelne Personen, die, bekannt oder unbekannt, alle zu ihm ihre Zuflucht nahmen, ja mit ihrer Habe in sein Haus als in eine Freystätte flüchteten. Um seine Bitten annehmlich zu machen, waren sie immer mit kostbaren Geschenken an Gold und Juwelen begleitet, die er nie der Stadt berechnete.

Tottleben verlangte vier Millionen Reichsthaler an Steuern, und war anfangs unbeweglich bey allen Vorstellungen. Er berief sich auf die vom General Fermor erhaltene ausdrückliche Anweisung, diese Summe, und zwar nicht in den schlechten gangbaren Münzsorten, sondern in altem Gelde einzutreiben, oder zu plündern. Alle Einwohner von Berlin waren in Verzweiflung. Endlich gelang es dem eiferbeselten Kaufmann, allein durch Aufopferung großer Summen seines eignen Vermögens, die verlangte Steuer bis auf 1,500,000 Reichsthaler und 200,000 Reichsthaler als ein Geschenk für die Truppen zu vermindern; auch wurde anstatt des alten Geldes das neue damals gangbare von geringerem Gehalt angenommen. Mit dieser Nachricht flog Gotzkowsky aufs Rathhaus, wo ihn die versammelte Obrig-

keit wie einen Engel empfing. Die Geschenkgelder und 500,000 Reichsthaler von der Steuersumme wurden sogleich bezahlt, für die bleibende Million aber von der Kaufmannschaft Wechsel gegeben.

Die Russen wollten mit Niemand als mit Gotzkowsky zu thun haben, der Tag und Nacht auf den Straßen zubrachte, jeden Unfug den Befehlhabern anzeigte, viel Unglück verhinderte, und die Leidenden tröstete. Fermors Befehl war, daß alle Königliche Fabriken geplündert und hernach zerstört werden sollten; wobey das sogenannte Lagerhaus, das den Preußischen Truppen das Tuch liefert, und die Gold- und Silber-Manufactur ausdrücklich genannt waren. Der 10te October war zu dieser Zerstörung bestimmt. Gotzkowsky erfuhr es in der Nacht, eilte zu Tottleben, und stellte ihm vor, daß diese sogenannten Königlichen Fabriken nicht dem Könige gehörten, daß ihr Ertrag in keine einzige seiner Cassen flöße, sondern ganz zum Unterhalt des großen Potsdamschen Waisenhauses verwandt würde. Gotzkowsky mußte diese Versicherung schriftlich mit einem Eide bestätigen, und nun waren diese Fabriken gerettet.

Auf solche Weise hing es ganz von Tottleben ab, dem König von Preußen unersetzlichen Schaden zuzufügen. Berlin, dies neuere Palmyra, wo prachtvolle Werke der Baukunst in zahlloser Menge sich mitten aus einem Sandmeer erheben, und unabsehbare Straßen anfüllen, war die größte Manufactur-Stadt in Deutschland, der Mittelpunct aller Kriegsbedürfnisse, ja die große Nährerin der Preußischen Heere. Hier befand sich ein ungeheurer Vorrath von Gepäck, Uniformen, Waffen, und Kriegsgeräthe aller Art, und viele Tausend Menschen waren unaufhörlich in ihren Werkstätten beschäftigt, diesen Vorrath zu vermehren, oder den Abgang zu ersetzen. Nie blühte der Handel in Berlin so

sehr, als damals. Man fand hier Kaufleute, die in Ansehung ihrer Reichthümer, ihres ausgebreiteten Credits, und der Größe ihrer Unternehmungen den vornehmsten Handelshäusern unsers Welttheils nichts nachgaben. Der Kaufmann Oehmigke lieferte einem Vertrag zufolge innerhalb Jahresfrist 400,000 Mark feines Silber ins Münzamt. Der vorerwähnte Kaufmann Gotzkowsky behandelte mit seinem König eine Lieferung an Lebensmitteln die 7,500,000 Reichsthaler betrug, und gleich darauf schoß er der Stadt Leipzig 800,000 Reichsthaler zur Kriegessteuer vor. Die Splitgerbersche Handlung, die den Alleinverkauf des Zuckers im ganzen Königreiche hatte, und einige Tausend Menschen ernährte, die neben ihren andern großen Handelszweigen auch Gewehr-Fabriken besaß, erhielt in diesem Kriege an einem Tage für gelieferte Gewehre und Rüstungen aus dem Königlichen Schatz vier Millionen Thaler. Kein Privatmann in Deutschland besaß vielleicht eine größere mehr blühende Manufactur, als damals der Kaufmann Wegeli. Die jüdischen Kaufleute, Ephraim und Itzig, hatten die Münze in der ganzen Monarchie gepachtet, und wußten diesen großen Staatshebel so wohl zu nutzen, daß sie den Wechsel-Cours der größten Handelsstädte nach Gefallen beherrschend, die reichsten Israeliten in Europa wurden.

So war der Flor Berlins, als Tottleben es einnahm. Er behauptete seinen Posten als Ober-Befehlhaber, da Lascy sechs Tage später ankam, und mit großem Unwillen das gelinde Verfahren der Russen sah. Dieser Kaiserliche Feldherr vertrieb die Russische Wache vom Hallischen Thor mit Gewalt, und ließ es mit seinen Truppen besetzen; dabey verlangte er gleichen Antheil an Allem, weil er sonst wider die Unterhandlung feyerlich Einspruch thun würde. Czernichef schlichtete diesen Streit, und befahl, daß man den Oester-

reichern drey Thore einräumen, und 50,000 Reichsthaler von den Geschenk-Geldern bewilligen sollte.

Tottleben war genöthigt, mannigfache Rollen zu spielen; öffentlich die größten Drohungen und Flüche, heimlich aber die Aeusserung guter Gesinnungen, welche die That bestätigte. Man hatte Fermors grausame Befehle größtentheils abgewandt, allein dies war nicht hinreichend. Die Forderungen der andern Feinde Friedrichs, die hier in seiner Residenz ihren zerstörenden Entwürfen kein Ziel setzten, waren noch barbarischer. Unter andern wollte man das Zeughaus, eins der prächtigsten Gebäude in Europa, ein Meisterstück der neuern Baukunst, in die Luft sprengen. Die Folgen dieser grausamen Zerstörung wären schrecklich gewesen. Es war hier nämlich die Rede von einer gewaltsam auseinander zu sprengenden ungeheuern Masse von Quadersteinen, im Hauptpunkte der volkreichsten Straßen, mitten unter den schönsten Pallästen Deutschlands, und nah am Königlichen Schlosse. Tottleben mußte nachgeben, und funfzig Russen giengen ab, um das dazu erforderliche Pulver aus einer unweit Berlin gelegenen Mühle zu holen. Mit der Natur des gegenwärtigen Dienstes unbekannt, näherten sie sich dem Pulver-Magazin ohne alle Behutsamkeit; es fieng bald Feuer, und nun flogen sie sämmtlich in die Luft. Dieser Zufall rettete das Zeughaus, da man jetzt kein Pulver überflüßig hatte. Man begnügte sich, es auszuräumen, und was nicht fortgebracht werden konnte, zu zerschlagen, zu verbrennen, oder ins Wasser zu werfen. Dabey wurden das Königliche Gießhaus, die Münz-Maschinen, die Pulvermühle, und alle Königliche Fabriken zerstört, alle Königliche Cassen mit einem Vorrath von mehrern 100,000 Reichsthalern weggenommen, und alle Magazine ausgeleert.

Die Berliner Zeitungsschreiber hatten von den verübten Greueln der Russen eben nicht mit Glimpf gesprochen. Dies wollte man jetzt bestrafen, und zwar war ihnen nach Fermors Befehl das Spießruthen-Laufen zugedacht. Tag und Stunde war dazu schon festgesetzt; auch befanden sich diese unglücklichen Männer bereits auf der Hauptwacht, und erwarteten ihr hartes Schicksal. Tottleben, der selbst von den Zeitungsschreibern nicht geschont worden war, und überdieß glaubte, seiner eignen Sicherheit halber die beleidigte Ehre der Russen rächen zu müssen, schien unbeweglicher als sonst; Gotzkowsky aber, der diese fremde Sache auch ganz zu der seinigen machte, ließ nicht eher mit Bitten nach, bis die Strafe unterblieb; die Zeitungsschreiber wurden bloß bis vor die zum Laufen bestimmte Soldaten-Gasse geführt, und erhielten hier einen Verweis.

Es wurde in der ganzen Stadt angesagt, daß alle Einwohner bey harter Strafe ihre Feuergewehre auf dem großen Schloßplatz zusammenbringen sollten. Dieser Befehl erzeugte eine neue Bestürzung. Die meisten glaubten, man wollte sie wehrlos machen, um sie desto leichter plündern und morden zu können. Gotzkowsky bewirkte endlich die Aufhebung dieses Befehls; allein zum Schein wurden einige hundert alte unbrauchbare Gewehre auf den bestimmten Platz gebracht, wo die Kosaken sie zerschlugen, und sodann ins Wasser warfen, welches auch mit einigen hundert Lasten Salz geschah. Ein andrer Befehl Fermors betraf eine außerordentliche Besteuerung der Juden, wofür die wegen ihrer Reichthümer berühmten Juden Ephraim und Itzig als Geißeln mitgenommen werden sollten; auch diese Forderung vernichtete Gotzkowsky durch seine Bemühungen, und erhielt dafür, bevor noch ein Jahr verfloß, in einer öffentlichen

Angelegenheit, von gedachten Juden den auffallendsten Undank zum Lohn.

Es war bey Festsetzung der Kriegessteuern ausbedungen, daß kein Soldat in der Stadt seine Wohnung erhalten sollte; Lascy aber, bey allen Gelegenheiten den unerbittlichen Feind der Preußen zeigend, verspottete diese Bedingung, und nahm mit einigen Regimentern seiner Mannschaft, ganz gegen den Willen der Russen, mit Gewalt seine Wohnung in der Stadt, und nun geschahen die größten Ausschweifungen. Nicht zufrieden mit Essen und Trinken, erpreßten sie von den Einwohnern Geld, Kleinodien, Kleidungsstücke, kurz alles was nur mit Händen fortgeschleppt werden konnte. Berlin wurde auf einmal der Tummelplatz von Kosaken, Kroaten und Husaren, die bey hellem Tage in den Straßen und Häusern, wo sie nur hinkamen, raubten, die Menschen prügelten und verwundeten. Wer sich des Abends auf die Gasse wagte, wurde nackt ausgezogen. Zweyhundert und zwey und achtzig Häuser wurden erbrochen und ausgeleert. Die Oesterreicher übertrafen in diesem Geschäft die Russen bei weitem; sie wollten von keinen Vertragsbedingungen hören, sondern folgten nur ihrem National-Haß, und ihrer Raubsucht, weshalb auch Tottleben noch mehr Russische Truppen in die Stadt rücken, und zu wiederholtenmalen auf sie feuern ließ. Sie drangen wie Rasende in die Königlichen Ställe, die nach der Uebereinkunft nicht berührt werden sollten, und auch durch vier und zwanzig Mann Russen beschützt waren. Die Pferde wurden herausgerissen, die Kutschen des Königs erst aller Zierathen beraubt, und dann in Stücke geschlagen. Dabey wurde die Wohnung des Königlichen Stallmeisters Schwerin geplündert. Selbst Hospitäler, die Zufluchtsörter kranker und dürftiger Menschen, die wilde Barbaren verschont haben würden,

hatten kein besseres Schicksal. Raub war die Losung. Nicht einmal die Kirchen blieben verschont. In der sogenannten Jerusalemer Kirche wurde die Sakristey erbrochen; man raubte die Kirchengeräthe und Armenkasten. Selbst einige Gräber wurden geöffnet, um den verfaulten Leichnamen ihre Todtenhüllen zu rauben. Dies Verfahren, der finstersten Zeiten und der Amerikanischen Kanibalen würdig, hätte kein Ziel gehabt ohne die ernstlichsten Vorstellungen des Holländischen Gesandten Verelst, der den gefühllosen Befehlhabern zu ihrer Schande das Völkerrecht und die Menschenpflichten ins Gewissen donnerte.

Diese Raubsucht und Wildheit war einer epidemischen Krankheit ähnlich. Die Sächsischen Soldaten, die an gesittetem Wesen von keinen Kriegern in Europa übertroffen werden, und überdieß in der Mannszucht fast den Preußen gleich kommen, verläugneten hier ganz ihren National-Character. Ihr Standort war Charlottenburg, eine Meile von Berlin; eine wegen eines prächtigen Königlichen Lustschlosses bekannte Stadt. Uneingedenk, daß der König von Preußen wahrscheinlich bald wieder nach Sachsen kommen würde, und folglich schwere Rache ausüben könnte, fielen sie wüthend ins Schloß ein, und zerstörten alles, was ihr Auge sah. Die kostbaren Zimmergeräthe wurden zertrümmert, die Spiegel und Porcellan-Gefäße in kleine Stücke zerschlagen, die Tapeten in Fetzen zerrissen, die Gemälde mit Messern zerschnitten, die Fußböden, Seitenwände und Thüren mit Beilen zerhauen. Viele Sachen von Werth entgingen der Zerstörung, aber nicht dem Raube; denn die Officiere brachten sie für sich als Beute in Sicherheit; auch die Königliche Capelle im Schlosse wurde ausgeplündert und die Orgel zerbrochen. Was aber dieses barbarische Betragen krönte, und den König am empfindlichsten kränkte, war die Zerstörung

seltener, zum Theil unschätzbarer Kunstwerke, von Griechischen Händen im goldnen Zeitalter der Kunst gearbeitet und in Rom gesammelt. Friedrich hatte diese herrlichen Alterthümer aus dem Kunstgemach des Kardinals Polignac gekauft; und nun wurden sie, nicht ein Raub der Zeit, nicht ein Opfer wilder kunstverachtender Horden, nein! gesittete Krieger eines Volks, bei welchem die Künste blühen, zerstörten sie vorsetzlich. Die Köpfe, Arme und Beine der Steinbilder wurden nicht bloß zerschlagen, sondern, um die künftige Zusammensetzung unmöglich zu machen, zermalmt. Die hier befindlichen Oesterreicher und Russen blieben bey diesem Geschäft nicht zurück, das selbst die Befehlhaber, wo nicht durch Beyfall aufmunterten, doch gleichgültig ansahen. Als Friedrich nach dem Frieden diese Verwüstung sah, rief er aus: „Die Unmenschen! Aber konnten sie diese Schönheiten wohl schätzen? ——— Man muß ihnen vergeben."

Die Einwohner von Charlottenburg glaubten, durch eine Steuerzahlung von 15,000 Reichsthaler ihre Sicherheit erkauft zu haben. Sie fanden sich aber betrogen. Alle Häuser wurden ausgeplündert, und was nicht mitgenommen werden konnte, in Stücke zerschlagen; Männer bis aufs Blut gepeitscht, mit Säbeln verwundet, und sowohl Weiber als Mädchen genothzüchtigt. Zwey von den so muthwillig verwundeten Männern starben vor den Augen ihrer Henker.

Schönhausen, das Lustschloß der Königin, hatte ein ähnliches Schicksal. Acht Russische Husaren kamen dahin, und forderten unter fürchterlichen Drohungen das Königliche Silberzeug. Vergebens sagte man ihnen, daß es weggeschafft wäre; sie durchsuchten das Schloß, und da sie nichts fanden, wurde der Schloßwärter und seine Frau nackt ausgezogen, mit Ruthen gestrichen, und mit glühenden Eisen ge-

zwickt. Einige Tage nachher langten noch mehrere Schaaren an, und nun wurde das Schloß eben so wie in Charlottenburg behandelt; alles in Stücke gebrochen und vernichtet. Ein Königlicher Diener wurde von diesen Unholden auf glühende Kohlen gelegt, und ein andrer mit Säbeln zu Tode gehauen; das weibliche Geschlecht aber mußte ihren viehischen Lüsten dienen.

Die Oesterreicher sowohl als Russen träumten nun von Winter-Quartieren in Brandenburg, und betrachteten den Krieg beynahe als geendigt. Von beiden Nationen waren große Heere im Mittelpunkt der Preußischen Staaten, und von hier aus wurden alle Provinzen überschwemmt. Die Schweden rückten vor; die Reichs-Truppen waren in Sachsen, und im Besitz der Elbe; Laudon in Schlesien, und Daun mit einer großen Uebermacht dem König beständig zur Seite.

Dieser eingebildete Triumph aber währte nur einige Tage. Friedrich rauschte wie eine Fluth aus Schlesien her, und wie auf einer Schaubühne nach dem gegebenen Zeichen, veränderten sich auf diesem Kriegsschauplatze plötzlich alle Auftritte. Das Wort: „der König kommt!" war ein electrischer Schlag, der durch alle feindliche Heere fahrend, alles aufs schleunigste in Bewegung setzte. Die Oesterreicher sowohl als die Russen verließen eiligst Berlin. Czernichef und Tottleben zogen sich mit so anstrengender Eile zurück, daß sie in zwey Tagen schon zwölf Meilen von dieser Hauptstadt entfernt waren. Lascy eilte nach Sachsen, um zu Daun zu stoßen. Die Schweden zogen sich zurück, und die Russische Hauptmacht selbst ging geschwind über die Oder.

Tottleben hatte Befehl von Fermor, beym Abzuge, der den 12ten October geschah, aus Berlin die drey vornehmsten Kaufleute Schütz, Wegeli und Würstler als Geißeln mit-

zunehmen. Gotzkowsky rettete diese Männer, die in Todesangst waren, und vermochte den gutmüthigen Tottleben, sich mit ihren drey Cassirern zu begnügen, die von den Russen nach Königsberg geschleppt, und dort wie Missethäter behandelt wurden. Durch den geschwinden Abzug der Russen war noch manches zwischen ihnen und der Stadt Verabredete zu berichtigen übrig geblieben. Der Magistrat beschwor Gotzkowsky, sich auch diesem Geschäft zu unterziehen, und deßhalb zum Russischen Heere zu begeben. Man bedenke nun, daß der Mann in seinen Fabriken funfzehn hundert Menschen ernährte, die wöchentlich bezahlt seyn mußten, daß er so vieles schon vernachlässigt und aufgeopfert hatte, jetzt aber Familie und Handlung verlassen sollte, um sich einem wilden Volke in die Hände zu geben. Doch der edle Vaterlandsfreund, bestimmt, der Wohlthäter seiner Mitbürger zu seyn, besann sich nicht lange, und eilte unter einer Begleitung von Kosaken fort. Unterweges rettete er durch List und große Geschenke die Messing-Werke und Fabriken in Neustadt-Eberswalde, die nebst dem neuen dort befindlichen Kanal der Zerstörung geweiht waren. Im Haupt-Quartier der Russen, wo sich Fermor befand, unfreundlich behandelt, sollte er ohne Rücksicht auf seinen Paß, der seine Heimkehr nach Berlin sicherte, nach Preußen geschleppt werden, und dort die Antwort der Kaiserin von Rußland auf den Brief, welchen die Stadt Berlin wegen Verminderung der Kriegessteuern an sie abgeschickt hatte, erwarten. Nichts konnte Gotzkowsky von dieser für ihn höchst nachtheiligen Reise retten, als die Aufopferung vieler kostbarer Kleinodien, die er zum Gebrauch im Nothfall mitgenommen, und jetzt unter Fermors Günstlinge vertheilte.

Ein besonderer Umstand, von welchem Gotzkowsky nichts wußte, vermehrte die Erbitterung der Russischen Feldherren.

Friedrich, der die bleibende Million der Steuer wo möglich retten wollte, hatte dem Magistrat von Berlin befehlen lassen, sich mit der Bezahlung nicht zu übereilen. Fermor erfuhr es, und machte Gotzkowsky bittere Vorwürfe. „Ihr „König," sagte er, „glaubt, daß er Herr der ganzen Welt „sey. Ich weiß, er hat befehlen lassen, die ausgestellten „Wechsel nicht zu bezahlen. Allein meine Kaiserin hat Mit„tel in Händen, sich Schadloshaltung zu verschaffen. Ueber„dieß, was seyd ihr für Kaufleute? Alle Welt muß sich vor „euch hüten, und nichts mit Unterthanen zu thun haben, deren „König befehlen kann, daß ihre ausgestellten Wechselbriefe „nicht bezahlt werden sollen, und der folglich nach seinem „Wohlgefallen ihren Werth vernichten kann." Gotzkowsky bewies ihm das Unwandelbare kaufmännlicher Verpflichtungen, und erbot sich sogleich, einen Wechsel von 150,000 Reichsthalern, in Hamburg zahlbar, auf Abschlag der Million eigenhändig auszustellen, durch einen reitenden Boten ihn zur Annahme zu schicken, und bis zur Antwort im Haupt-Quartier zu bleiben. Dies geschah; allein bevor man seine Abreise erlaubte, mußte er durch einen förmlichen Gegenschein versprechen, in vier Wochen wieder zu kommen. Eine Begleitung von funfzig Kosaken sollte ihn zurück bringen; diese aber wurden in Kyritz aus Irrthum von den Preußischen Husaren überfallen, und wegen der nachlässigen Entfernung des Trompeters größtentheils niedergehauen, ehe Gotzkowsky, der sich selbst aus Menschenpflicht der größten Lebensgefahr aussetzte, die Ursache ihres Daseyns erklären konnte.

Man war in Berlin über diesen Vorfall, der großen Lärm machte, sehr bestürzt. Das Kriegsglück war ungewiß; die Russen, noch immer in der Nähe, konnten wieder kommen. Außerdem befand sich die Kaufmannschaft über

den Befehl des Königs wegen der Wechselbriefe in voller Angst, da die Russen drohten, sich aller den Berliner Kaufleuten gehörigen Habe in Danzig, in Preußen, in Liefland und Curland zu bemächtigen, und an allen Börsen in Europa ihre Namen als ehrlos anschlagen zu lassen. Um diese Verlegenheit zu endigen, reiste Gotzkowsky eiligst nach Sachsen zum König, der anfangs fest entschlossen war, als eine Vergeltung der vom Reichs-Hofrath aufgehobenen Würzburger und Bamberger Schuldscheine keine Zahlung zu gestatten. Gotzkowsky aber erklärte ihm die Natur der Wechselgeschäfte. Der Monarch entschloß sich darauf, die ganze Kriegessteuer, welches aber zur Zeit noch sehr geheim gehalten werden sollte, selbst zu bezahlen.

Da die Kaiserin von Rußland nichts von der Summe nachlassen wollte, so hoffte man wenigstens eine Menge gelieferter Pferde und Futter mit in Rechnung bringen zu können. Gotzkowsky, ohnehin durch sein Versprechen gebunden, trat daher mit den nöthigen Wechselbriefen zur Beendigung der Sache versehn die Reise nach Preußen an. In Danzig beschworen ihn die größten Geschäftsmänner, wegen der gewaltigen Erbitterung der Russen gegen ihn, nicht weiter zu gehen, und das Nöthige schriftlich abzumachen. Diese Erbitterung war ihm bekannt; denn seine vorausgeschickten Diener waren geplündert, und ins Gefängniß geworfen worden; aber die Hoffnung, bey seiner Anwesenheit im Russischen Haupt-Quartier zu Marienburg die Steuersumme durch die Differenz des Agio und der Gegen-Rechnungen sehr ansehnlich zu verringern, vermochte ihn für das Beste seines Vaterlandes, allen Gefahren zu trotzen. Er überwand jedoch diese durch Klugheit und Gold; allein seine übrige Erwartung schlug fehl; nichts wurde nachgelassen, ungeachtet er von seinem eigenen Vermögen für das Wohl

seiner Mitbürger bey diesem Versuch allein 40,000 Reichsthaler an Geschenken aufopferte. Man machte ihm bloß Hoffnung zu einer künftigen Vergütigung von der Kaiserin. Die Russen wollten jedoch für die empfangenen Geschenke sogleich einige Zeichen ihrer Dankbarkeit geben; sie bewilligten daher die bisher ganz gehemmte Fahrt der Posten, so wie den freyen Transport der den Preußischen Unterthanen gehörigen Kaufmanns-Güter durch alle von den Russischen Truppen besetzte Länder. Der Feldmarschall Butturlin ließ dies bey dem ganzen Heer bekannt machen, und befehlen, auf Verlangen dieses Preußische Eigenthum auch zu geleiten.

Man war in Berlin von Gotzkowsky's Vaterlandsliebe so gerührt, daß ihm die Obrigkeit der Stadt unter dem 4ten März 1761 schrieb: „Es ist ein Beyspiel ohne Bey„spiel, daß ein Mann für seine Mitbürger das übernimmt „und aussteht, was Sie ohne alles Interesse übernommen „haben." Auch auf Friedrich machte es starken Eindruck; er ließ ihm, ohne sich weiter darüber zu erklären, 150,000 Reichsthaler auszahlen. Gotzkowsky wandte das Geld sogleich an, einen großen Wunsch des Königs, die Errichtung einer Porcellan-Fabrik in Berlin, zu erfüllen. In Jahresfrist, mitten im Kriege, war diese wichtige Unternehmung geendigt; und so entstand eine Fabrik, die einem Künstler-Völkchen Unterhalt verschaffte, und in kurzer Zeit den besten dieser Art in Europa den Rang streitig machte.

Vermöge des Vertrages zwischen den Russen und dem Berliner Magistrat war die geringe Besatzung der Hauptstadt zu Kriegsgefangenen gemacht worden. Dies Schicksal traf auch das halbe Corps der Königlichen Cadetten. Die ältesten und größten desselben, lauter herangewachsene Jünglinge, hatte man entfernt, und nur Kinder von zehn, eilf und zwölf Jahren zurückgelassen. Ihre Jugend, noch der

Wartung und Erziehung bedürfend, sollte ihr Schutz seyn; daher man ihrer auch in der Unterhandlung, die sich nur auf die wirkliche Besatzung bezog, nicht einmal gedachte. Dessen ungeachtet wurden diese Kinder von den Russen mit fortgeschleppt, so wie einst vom Nebukadnezar die Kinder vornehmer Israeliten aus Judäa; sie mußten marschiren, unter freyem Himmel liegen, und bekamen nicht einmal Brot. Sie weinten und flehten, daß man sie nicht Hungers sterben lassen möchte, ja einige der größern und mehr ausgebildeten machten ihren Siegern bittere Vorwürfe, und verlangten mit edlem Trotz Unterhalt. Endlich gab man ihnen einen Hammel. Die allmächtige Noth war auch hier ihre Lehrerin. In einem Alter, wo man sich noch um nichts bekümmert, und kaum die Namen von Speisen weiß, mußten diese Knaben das Thier schlachten und zubereiten. Man sorgte durchaus nicht für sie, und das Brot wurde ihnen wie ein Almosen zugetheilt. Die Mühseligkeiten überstiegen bey weitem ihre Kräfte, und viele büßten darüber ihr Leben ein.

Indessen war dieser Rückzug der Russen, der ihre Hoffnungen vereitelte, mit allen nur ersinnlichen Grausamkeiten verbunden. Verwüstung, vorher mehr geduldet, als verordnet, ward jetzt Grundsatz. Die Städte Cöpenick, Fürstenwalde, Beeskow, Landsberg, Oranienburg, Liebenwalde, das Markgräfliche Lustschloß Friedrichsfelde, und überhaupt alle Brandenburgischen Städte, wo diese Unmenschen hinkamen, wurden ausgeplündert, oder verheert. Von den Thoren von Berlin bis an die Grenzen von Polen, Schlesien und Sachsen war das platte Land einer völligen Wüste ähnlich. Kein Stück Vieh den armen Einwohnern geblieben; kein Hausgeräthe, kein Bette, kein Nahrungsmittel. Das Korn, welches man nicht mitnehmen konnte, wurde in den Koth geworfen oder den Winden übergeben.

Frank-

Frankfurt, schon so oft von den Russen heimgesucht, blieb auch jetzt von ihnen nicht verschont. Man wollte die Stadt in Flammen setzen, und schon hatte man auf dem Marktplatz ein großes Feuer angezündet. Ein Bürgermeister wurde gepeitscht, die andern Magistratspersonen mit ähnlichen Grausamkeiten bedroht, und die Einwohner überhaupt unmenschlich behandelt. Durch diese Mittel erlangten die Russen ihren Zweck. Alles, was die Bürger nur zu bringen vermochten, wurde dem barbarischen Feinde überliefert. Die Lage des Orts verursachte, daß die Einwohner außer ihrem eigenen Elend unaufhörlich auch die Verwüstung ihres Vaterlandes vor Augen hatten. Mehr als 100,000 Stück Hornvieh und Pferde, nebst einer unsäglichen Beute, wurden hier durchgeschleppt. Das ganze umliegende Land erscholl von Wehklagen aller Art. Man setzte muthwillig Dörfer in Brand; Bauern, Bürger und Edelleute wurden grausam geprügelt, und ihre Weiber und Töchter, ohne Rücksicht auf Alter, Stand und Rang, vor den Augen ihrer Männer und Aeltern geschändet.

Die Kosaken zeichneten sich bey dieser Tigerwuth am meisten aus. Ihr Anblick war die schreckliche Losung, auf welche man Raub, Verstümmlung der Glieder, Mord Brand, und Schändung des weiblichen Geschlechts erwarten mußte. Manche zärtliche Gattin, manches sorgfältig erzogene, mit Sanftmuth begabte, der Tugend geweihte Mädchen von edler Geburt und den feinsten Sitten, hatten das grausame Loos, die Gegenstände der Wollust dieser Unholde zu werden. Hier galt kein Mitleid, keine Thränen, kein Verbergen, kein Fliehen! Ein Brandenburgischer Edelmann, Namens Gräven, vormals Rittmeister bey der Reiterey, der bey Dramburg auf seinem Gute wohnte, faßte den Entschluß, lieber zu sterben, als seine Gemahlin und Töch-

ter diesen Unmenschen preis zu geben. Er bewaffnete daher alle seine Leute, versperrte alle Zugänge seines Dorfs mit Spanischen Reitern und Palisaden, und ließ keine Kosaken herein. Nur dem Anzuge geregelter Truppen widersetzte er sich nicht, und rechtfertigte gegen sie seine Maßregeln, die auch von einigen Russischen Befehlhabern gebilligt wurden.

Es war bey dieser Gelegenheit gleichsam ein Wettstreit unter Friedrichs Feinden, welche Nation es der andern an Barbarey zuvorthun könnte; denn die Oesterreicher unter Lascy begingen hier ebenfalls, wie in Berlin, die zügellosesten Ausschweifungen; sie verschonten bey ihrem Rückzuge auch die Gräber nicht. In Wilmersdorf, einem der Schwerinschen Familie gehörigen Dorfe, wurde das Grabmal des Gutsherrn erbrochen, alle Leichname, darunter einige seit vielen Jahren den Würmern zur Speise dienten, aus ihren Särgen gerissen, ihrer vermoderten Hüllen beraubt, und nun die traurigen Reste der Menschheit aufs Feld geworfen. Solche Gräuel, selbst unter wenig gebildeten Völkern unerhört, unter barbarischen Horden sehr selten, und sogar den Irokesen fremd, gehören für den Griffel der Geschichte, und müssen als Beiträge zur Characteristik dieses Krieges der Nachwelt überliefert werden.

Von allen Königlichen Lustschlössern blieb Sans-Souci, so wie das Schloß in Potsdam, allein unverwüstet. Hier befehligte der Oesterreichische General Esterhazy, der bey diesem Kriegeszuge noch allein Oesterreichs Ehre rettete, sich durch persönlichen Edelmuth und eine vortreffliche Mannszucht preiswürdig machte, die hier gesammelten Schätze der Kunst, des Geschmacks und der Pracht besah und bewunderte, allein auch beschützte, so daß nicht das geringste davon genommen wurde. Auch der Russische Brigadier Bachmann, ein Deutscher, zeichnete sich in Berlin als Unter-Befehlha-

der durch Leutseligkeit und Großmuth aus. Durch sein Betragen gerührt, bot ihm der Magistrat beym Abzuge ein Geschenk von 10,000 Reichsthalern an. Bachmann aber schlug es aus, und sagte, daß er durch die Ehre, einige Tage Commandant in Berlin gewesen zu seyn, hinlänglich belohnt wäre.

Der König hatte mit seinem Heere eben die Sächsische Grenze erreicht, als er von allem unterrichtet wurde. Kein Verlust war ihm dabey schmerzhafter, als die Verheerung der Sachsen in Charlottenburg. Bey dieser Gelegenheit siegte der gereizte Mensch über den Philosophen. Im ganzen Lauf des Krieges war von den Preußen kein Königlicher Pallast in Sachsen berührt, im Gegentheil jeder sorgfältig von dazu bestimmten Soldaten geschützt worden. Nun aber befahl Friedrich, das Jagdschloß Hubertsburg zu plündern. Das Frey-Bataillon von Quintus Icilius erhielt diesen Auftrag. In wenig Stunden war das Geschäft geendigt, und zwar mit solchem Eifer, daß bloß die nackten Mauern übrig blieben. Der Sächsische Hof war nicht sowohl über diese Rache, als über die unbedachte Veranlassung derselben unwillig. Die Befehlhaber der Truppen entschuldigten sich mit der Wuth ihrer Soldaten, die man nicht hätte bändigen können. Friedrich schenkte den Ländereyen, die am meisten gelitten, 300,000 Reichsthaler, die mit Ausschließung des Adels bloß an die niedern Unterthanen vertheilt wurden.

Laudon hatte indeß in Schlesien einen Versuch auf Cosel gemacht. Die Jahreszeit erlaubte keine förmliche Belagerung; er wagte daher einen Sturm, und da dieser fehl schlug, ergriff er, um die größtentheils aus Gefangenen und Ueberläufern bestehende Besatzung an sich zu ziehen, das Mittel, eine allgemeine Verzeihung bekannt zu machen. Aber auch dieser unedle Versuch hatte nicht die gehoffte Wirkung

so wenig als die darauf folgende Beschießung, wodurch ein Vorrathshaus und andre Gebäude in Brand gesetzt wurden. Dies Beschießen dauerte jedoch nur eine Nacht; denn schon am folgenden Tage schickte Laudon, der vom Anzuge des Preußischen Generals Goltz hörte, sein schweres Geschütz fort, und hob die Belagerung auf.

Der feindliche Einfall in Berlin war dem König in Sachsen auch sehr nachtheilig gewesen. Hülsen hatte kaum diese Provinz verlassen, so zeigten die Oesterreicher und Reichs-Truppen ihre Thätigkeit eben so wie im vorigen Jahr, als die Preußen abgezogen waren; jetzt verbrannten sie die Brücke bey Torgau, und eroberten diese mit 2000 Mann besetzte Stadt, deren Befehlhaber sich nicht lange vertheidigte; zugleich bemächtigten sie sich eines beträchtlichen Vorrathes, und des mit Kranken angefüllten Feld-Hospitals. Nun traf die Reihe Wittenberg. Diese schlecht befestigte Stadt wurde förmlich belagert, aber auch von dem Commandanten, General Salenmon, aufs tapferste vertheidigt. Der Feind schonte die Bomben nicht. In wenig Tagen lag der größte Theil der ansehnlichen Stadt in der Asche, wobey auch der Vorrath der für die Besatzung bestimmten Lebensmittel nebst andern Magazinen in Flammen aufging. Endlich wurde der Schutthaufen übergeben, nachdem die Preußische Besatzung alle ihre Lebensmittel eingebüßt, und fast all ihren Schießbedarf verbraucht hatte.

Jetzt besaß Friedrich keine einzige Vorrathskammer mehr in Sachsen, das überdieß nun ganz in feindlichen Händen war; nur durch sein Schwert konnte er sich ferner in diesem Lande behaupten. Dies Mittel betrog ihn nie. Der Herzog von Zweybrücken verließ mit den Reichs-Truppen die Ufer der Elbe, und ließ den General Wied mit 3600 Mann in einem Walde zurück. Die Vorhut der

Preußen griff ihn hier an, und vertrieb ihn mit einem Verlust von 1900 Mann. Friedrich rückte sodann nach Düben, wo ein ganzes Bataillon Croaten theils niedergehauen, theils gefangen genommen wurde. In dieser Stadt, die von der Mulde umringt, eine Halbinsel bildet, legte er ein Magazin an, das durch einige geschwind aufgeführte Redouten und 5000 Mann gedeckt wurde. Da seine Absicht war, die Oesterreicher mit aller Macht anzugreifen, so mußte er sich den Rücken gegen das Reichsheer sichern, welches sich bey Leipzig gelagert hatte.

Diese reiche Stadt, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens wie wenige in Deutschland versehen, war beständig ein Gegenstand der Aufmerksamkeit großer und kleiner Heere. Freunde und Feinde buhlten unaufhörlich um ihren Besitz, der gar nicht schwer zu erlangen war, und keine Belagerung erforderte. Die Befestigung war höchstens hinreichend, leichte Truppen abzuhalten, und nur durch eine Kriegesmacht außerhalb ihrer Mauern konnte sie behauptet werden. Anstatt der Festungswerke aber hatte sie Reichthümer, und diese erzeugten mannigfaltige Unternehmungen; so daß keine Stadt in diesem Kriege öfter ihre Herren wechselte. Diesmal dachten die Reichs-Truppen ernsthaft hier ihre Winterhausung zu wählen, und die Einwohner, der großen Preußischen Ausschreibungen müde, die unter allerhand Benennungen vervielfältigt wurden, wünschten selbst sehnlich solchen Wechsel. Allein Friedrich schloß diese Goldgrube nie aus seinem Plan aus. Jetzt schickte er den General Hülsen hin. Die Reichs-Truppen entfernten sich schleunig und zogen sich über die Pleiße und Elster zurück, so wie auch der Herzog von Wirtemberg, der nach einigen Mißhelligkeiten mit den Reichsfeldherren ohne erworbene Lorbeern den Rückmarsch nach seinen Staaten nahm. Leipzig wurde nun von den Preußen

ohne Schwertstreich wieder in Besitz genommen; auch Wittenberg fiel wieder in ihre Hände.

Dauns Absicht war jedoch, Sachsen durchaus zu behaupten. Dresden, die größte, die wichtigste, festeste Stadt des Landes, befand sich wie der größte Theil des Churfürstenthums in seinen Händen, und fast die ganze Macht Oesterreichs war jetzt in dieser so wichtigen Provinz versammelt; überdieß war der Winter schon eingebrochen, und der Feldzug schien zu Ende zu seyn. Der König von Preußen aber hatte eben so fest beschlossen, das für ihn so wichtige Sachsen nicht fahren zu lassen. Hiezu kamen noch große Besorgnisse. Die Russen standen bey Landsberg an der Warthe, und warteten nur auf die Fortschritte ihrer Bundsgenossen, um sodann abermals ins Churfürstenthum Brandenburg einzurücken, und dort mit den Oesterreichern gemeinschaftliche Winterwohnungen zu nehmen. Durch diese Schritte wäre der König von Berlin, von Pommern, von Schlesien, überhaupt von allen seinen Staaten, folglich von allen seinen Hülfsquellen gänzlich abgeschnitten worden. Außer dem Vorrathshause von Düben hatte er keins, und dieses war beynah erschöpft. Die Preußische Kriegesmacht stand in Gefahr zu verhungern, und der anhaltende Frost drohte in wenigen Tagen die Elbe mit Eis zu belegen. Friedrichs Lage war über allen Ausdruck schrecklich. Es hieß jetzt: Sieg oder Untergang. Eine große Schlacht mußte diese Streitfrage entscheiden, und hierzu war Friedrich völlig bereit. Daun hingegen wollte ungeachtet seiner großen Uebermacht nichts wagen. Er glaubte, bloß vertheidigungsweise seinen Wunsch zu erreichen, und bezog daher das feste Lager bey Torgau, wo im vorigen Jahr, ohne daß Daun ihn anzugreifen gewagt hatte, der Prinz Heinrich gestanden. Friedrich ging unweit Dessau über die Elbe, an einem Orte,

wo die Feinde es nicht erwartet hatten, und mit den beiden Schaaren des Prinzen von Wirtemberg und des Generals Hülsen vereinigt, rückte er nun auf Dauns Heer los.

Dieser Feldherr zog jetzt alle zerstreuten Haufen an sich, nur das vom General Brentano befehligte nicht, welches aber vom General Kleist bey Belgern angegriffen, mit einem Verlust von vielen Todten und 800 Gefangenen geschlagen wurde. Da der König alle Hoffnung verlor, seinen Gegner freywillig zu einer Schlacht zu vermögen, so faßte er den kühnen Entschluß, ungeachtet aller Hindernisse, das Lager der Oesterreicher zu stürmen. Dies war das Einzige, was ihm übrig blieb, aber auch das Schwerste. Es mußte geschehen, und sehr bald geschehen. Er ließ sogar den 2ten November des Abends, sobald die Truppen nach einer beschwerlichen Tagereise ihr Lager aufgeschlagen hatten, öffentlich diesen Vorsatz beym Heere bekannt machen, und alle Maaßregeln zur Schlacht wurden für den folgenden Tag genommen.

Vier Tage zuvor schrieb er an den Marquis d'Argens, ihm seine Lage und seine dahin schwindenden Kräfte mit folgenden ausdrucksvollen Worten schildernd: „Sie schätzen „das Leben als ein Sybarit, und ich betrachte den Tod als „ein Stoiker. Nie werde ich den Augenblick sehen, wo ich „gezwungen seyn könnte, einen unrühmlichen Frieden zu „schließen. Kein Bewegungsgrund, keine Beredsamkeit würde „mich dahin bringen, meine Schande zu unterschreiben. „Entweder will ich mich unter den Trümmern meines Va„terlandes begraben, oder ich werde meinem Unglück, wenn „ich es nicht mehr zu ertragen vermag, ein Ende zu ma„chen wissen. Ich bin fest entschlossen, alles noch in diesem „Feldzuge zu wagen; denn ich will siegen, oder ehrenvoll

„sterben." Mit diesen Gesinnungen bereitete sich der König zur Schlacht.

Der 3te November war dieser in den Jahrbüchern der Kriege höchst denkwürdige Tag, wo Menschenblut wie Wasser floß, wo der gänzliche Untergang beider so oft mit Lorbeern prangenden Heere aufs Spiel stand, wo die Menschen bald den Gesetzen der Natur mit Ungestüm trotzten, bald sich ihren Vorschriften in den fürchterlichsten Stunden ruhig überließen, wo beide Theile die höchste Tapferkeit bewiesen, und alles aufboten, was die Kriegskunst zu leisten vermochte, wo der alles entscheidende Sieg immer schwankend war, und ungewiß blieb, bis er endlich mitten in der nächtlichen Finsterniß von den Preußen errungen wurde.

Der König zog in vier Colonnen durch den Torgauer Wald. Sein Schlachtplan war von der erhabensten Art. Das Oesterreichische Heer sollte nicht bloß besiegt, sondern ganz vernichtet werden. Von dem Rückzug über die Elbe abgeschnitten, sollten die Ueberwundenen und Flüchtlinge bloß die Wahl haben, durchs Schwert zu fallen, sich in den Fluß zu stürzen, oder die Waffen zu strecken. Beide Flügel der Oesterreicher, oder vielmehr die äußersten Krümmungen der Halbmondslinie, die Dauns Heer bildete, sollten, zu gleicher Zeit angegriffen, auf ihren Mittelpunkt geworfen werden. Der König theilte deshalb sein aus 60 Bataillonen und 130 Escadrons bestehendes Heer, um zwey von einander abgesonderte Angriffe zu thun. Der General Zieten wurde auf dem Wege nach Eulenburg mit der Hälfte der Preußischen Kriegesmacht abgeschickt, um die unweit Torgau liegenden Anhöhen von Siptitz anzugreifen. Schlug der König den Feind mit der andern Hälfte, so war das Oesterreichische Hauptheer ohne Rettung verloren, Theresiens Heeresmacht für den ganzen Krieg vernichtet, und

der Name Torgau wäre wie Cannä bey Dichtern und Geschichtschreibern unsterblich geworden.

Zur Erlangung dieses großen Ziels aber waren noch außerordentliche Hindernisse zu übersteigen. Daun stand mit dem Kern der Oesterreicher in einer höchst vortheilhaften Stellung; sein linker Flügel stieß an die Elbe, der rechte war durch Anhöhen gedeckt, mit großen Geschützreihen versehen, und vor sich hatte er Waldungen, Gräben, Teiche, Verhacke und Moräste. Lascy, in geringer Entfernung vom Hauptheer, war durch dieses so wie durch eine Kette von Teichen auf beiden Seiten gedeckt. Der Angriff auf diese Schaar sollte Zietens erste Unternehmung seyn, der daher auch auf Siptitz zueilte. Diese Trennung des Preußischen Heers aber, die dem Feinde ein Geheimniß bleiben sollte, geschah erst auf dem Marsch, als der Zug an die Leipziger Landstraße kam. Friedrich bewegte sich nun mit seinen Colonnen durch die mit Feinden besetzte Domitsche Heide. Hier fand er Grenadiere, Croaten, Dragoner und Husaren, die sich alle eiligst nach ihrer Hauptmacht zurückzogen. Bald darauf stieß man auf das Oesterreichische Dragoner-Regiment St. Ignon, das einzeln marschirte, von dem Anzug der Preußen gar nichts wußte, und daher ganz unvermuthet zwischen die Colonnen des Königs kam. Die Ausgänge des Waldes wurden sogleich vom Preußischen Fußvolk besetzt, während die Reiterey das ganze feindliche Regiment von allen Seiten umzingelte. Den Zietenschen Husaren fiel vorzüglich dies Geschäft zu, das sie mit großem Muth ausführten. Alle Dragoner, die nicht unter ihren Streichen fielen, wurden nebst ihrem Kriegeshaupte gefangen genommen. Der König setzte inzwischen seinen Marsch fort; er zog sich um den feindlichen rechten Flügel herum, und obwohl alle seine Colonnen, Fußvolk, Reiterey und Geschütz

noch zurück waren, so griff er doch das Oesterreichische Heer ohne Zeitverlust mit der aus zehn Grenadier-Bataillonen bestehenden Vorhut an; ein Beyspiel der höchsten Kühnheit, das schon Carl der Zwölfte bey Narva gegen die Russen mit Glück gegeben. Ein Kanonen-Feuer, welches aus der Ferne erscholl, und bloß einen Croaten-Angriff betraf, veranlaßte den König zu glauben, daß Zieten schon mit dem Feinde im Kampfe begriffen sey, und rechtfertigte einigermaßen seinen raschen Entschluß. Nie waren ihm die Augenblicke kostbarer. Es war zwey Uhr Nachmittag; nur noch wenige Stunden zur Dunkelheit übrig, und diese Stunden sollten Friedrichs Schicksal, ja vielleicht das Schicksal der Preußischen Monarchie entscheiden.

Daun empfing die Preußen mit einem Kanonen-Feuer welches zu Lande noch nie seit Erfindung des Pulvers erlebt worden war. Vier hundert auf Batterien gepflanzte Kanonen standen hier wie auf einen Punkt gerichtet, und ihre Feuerschlünde sprühten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen *). Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie ein solch Feuerschauspiel gesehn; selbst der König

---

*) Wenn man diese Beschreibung etwas zu lebhaft finden sollte, so wird man sie dem Verfasser verzeihen; es ist nicht eine durch Bücherlesen, oder durch gehörte Erzählungen erhitzte Phantasie, die hier die Feder führt, sondern eine Skizze selbst gesehener Gegenstände und gehabter Empfindungen. Der Verfasser befand sich bey dieser Schlacht, und zwar bey dem ersten Bataillon des Regiments von Forcade, das bey der Armee des Königs an der Spitze der Haupt-Colonne marschirte, und so auf den Feind losrückte. Das andre Bataillon war bey der Zietenschen Armee. Hier war der Abschnitt des ersten Treffens, das so wie das ganze Preußische Heer in zwey fast gleiche Armeen getheilt wurde. Dies einzige Regiment verlor an Todten, Verwundeten und Vermißten in dieser mörderischen Schlacht über 800 Mann. Es hatte sechs und zwanzig todte und verwundete Officiere; unter den letztern war auch der Verfasser.

brach wiederholt gegen seine Flügel-Adjutanten in die Worte aus: „Welche schreckliche Kanonade! Haben Sie je eine „ähnliche gehört?“ Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 Preußischen Grenadiere, nachdem sie den Verhack überstiegen, und mit einem erstaunlichen Muth den Angriff gethan, todt oder verwundet auf der Wahlstatt hingestreckt, da sie kaum ihre Gewehre hatten losfeuern können; nur 600 von ihnen waren am folgenden Tage noch zum Dienst übrig. Was die Schwierigkeit des Angriffs vermehrte, war das Berg an gehende Erdreich. Aber auch die Oesterreicher waren dadurch in ihrer Stellung eingeschränkt, so daß sich ihr zweytes Treffen kaum dreyhundert Schritt hinter dem ersten befand. Der König schien über die schreckliche Niederlage seiner Grenadiere bestürzt, und da einer ihrer Anführer, der Graf Anhalt, den er sehr liebte, auch dahinsank, wandte er sich zu dessen Bruder, seinem Flügel-Adjutanten, und sagte: „Alles geht heute übel. Meine Freunde verlassen mich. „Eben meldet man mir den Tod Ihres Bruders.“ Es regnete stark; allein der Donner des Geschützes, und noch mehr der Eisen-Hagel, der so gewaltsam und ununterbrochen die Luft zerriß, schien die Wolken in der Region des Kampfplatzes zu zertheilen, und der Himmel wurde etwas heiter.

Während dessen rückte die Haupt-Colonne aus dem Walde an. Noch ehe diese Preußen den Feind ins Auge fassen konnten, fielen die Wipfel der Bäume von den Kugeln zerschmettert auf ihre Häupter. Der Donner der Kanonen wiederhallte gräßlich durch den Wald. Die krachenden alles betäubenden Schüsse waren gleichsam Posaunen des Todes. Und nun beym Ausgang sahen die anrückenden Preußen, die sich wie Wasserwogen durch den Pulverdampf

fortschlängelten, keine siegversprechende Bühne, sondern eine Wahlstatt voller Todten und scheuslich verstümmelter Körper, die sich keuchend in ihrem Blute wälzten. Die Grenadiere, mit welchen man vereinigt zu triumphiren gedachte, waren nicht mehr, die Zietensche Armee in der Entfernung, ihr Schicksal ungewiß, und der Feind hinter seinen zahlreichen Mord-Maschinen unerschüttert. Die Preußische Artillerie versuchte ihre Kanonen vorwärts zu bringen; allein diese, besonders das schwere Geschütz, konnten des Verhacks und des eiligziehenden Fußvolks wegen nicht gleich nachfolgen; dabey wurden die vorgespannten Pferde von den Kugeln todt zu Boden gestreckt, oder verstümmelt; auch ihre Führer, die nicht entflohen, wurden niedergeschossen, und sowohl Räder als Lavetten zertrümmert. Dennoch unternahm das Fußvolk mit dem Muth und der Ordnung, wodurch sich die Preußen im Schlachtfelde so sehr auszeichnen, einen neuen Angriff. Die Oesterreicher, durch die Niederlage der Grenadiere angetrieben, waren vorgedrungen; nunmehr aber mußten sie aber wieder zurück. Die Kartätschen wütheten schrecklich unter den Preußen. Ganze Rotten wurden weggerafft. Man rückte immer zusammen, um die Lücken auszufüllen. Alte Officiere stürzten zu Boden, junge traten an ihre Stelle, flößten den Veteranen durch ihr Beyspiel Muth ein, und so ging es immer vorwärts; Anhöhen wurden erstiegen, und Batterien erobert.

Bald aber veränderte sich die Scene. Fast die ganze Preußische Reiterey war noch zurück, und konnte daher das siegende Fußvolk nicht unterstützen, so wenig als die Geschützmacht, deren Kanonen entweder im Walde geblieben, oder vor dessen Ausgang mit zertrümmerten Fußgestellen unbrauchbar lagen. Daun benutzte dies, und führte frische Truppen auf den Kampfplatz. Seine Geharnischten hieben

auf das Preußische Fußvolk ein, richteten ein entsetzliches Blutbad an, und trieben es in den Wald zurück. Die Preußische Cavallerie kam endlich dem Fußvolk zu Hülfe; allein auch sie wurde durch die herrschende Verwirrung und durch einen Graben, der alles Aufstellen hinderte, in Unordnung gebracht und zurückgeschlagen. Ein neuer Angriff der Reiterey war glücklicher, wobey das von dem Obersten Dalwig, einem großen Manöveristen, angeführte Cuirassier-Regiment Spaen eine bewundrungswürdige Tapferkeit bewies, sich allein der ganzen Reiterey des Feindes entgegen warf, sie zurücktrieb, und sodann mit dem Würge-Schwert auf die Oesterreichische Infanterie eindrang; sie wurde aus einander gesprengt, und man machte einige tausend Gefangene. Unter diesen war auch das Regiment des Kaisers. Des Feindes ganze Linie war in Gefahr. Allein nun stürzte von allen Seiten die Oesterreichische Reiterey herbey, und die Preußen mußten weichen. Auch Friedrich griff mit seiner Fußmacht von neuem an, jedoch ohne Erfolg. Die Nacht brach ein; die Kräfte waren erschöpft, der König selbst verwundet, und die Schlacht schien für ihn völlig verloren. Daun fertigte mit dieser Nachricht nach Wien Eilboten ab, die von vielen blasenden Postillionen umringt unter dem lauten Jubel des Volks in der Kaiserstadt ihren Einzug hielten, und einen vollkommenen Sieg verkündigten.

Im Buch des Schicksals aber stand nicht Theresiens, sondern Friedrichs Triumph geschrieben. Zieten war mit den Seinigen nicht unthätig gewesen. Sein Schlachtplan mußte jetzt wegen der Unfälle beym Königlichen Heere abgeändert werden; überdieß hatte er die große, aus 20,000 Mann bestehende von Lasey befehligte Oesterreichische Streitmacht gegen sich. Endlich war es ihm gelungen, alle Schwierigkeiten zu übersteigen, um dem König zu Hülfe zu kommen. Der General Saldern sah, daß hier alles von

dem Besitz der Siptitzer Anhöhen abhing; er verlor sie daher nicht aus den Augen, und näherte sich dem Dorfe Siptitz, das in Flammen stand. Der Oberst-Lieutenant Möllendorf von der Garde, später Gouverneur der Königlichen Residenz, rieth hier zu einer Kunstbewegung, welche die glücklichsten Folgen hatte. Einige Bataillone marschirten durch das Dorf, und bestürmten die dabey befindlichen Anhöhen und eine große Batterie. In kurzer Zeit waren sie davon Meister. Andere Truppen, die ihre Kanonen mit den Händen zogen, folgten, von den Reitern gedeckt, dieser Siegesbahn. Nun fing auf diesen Anhöhen eine ganz unerwartete heftige Kanonade an, die in der Dunkelheit die ohnehin große Verwirrung unter den Oesterreichern sehr vermehrte.

Indessen näherten sich einige Truppen des Preußischen linken Flügels, die sich, so gut sie konnten, aufgestellt hatten. Ihre Trommler schlugen dabey den Preußischen Marsch, um in der großen Dunkelheit ihre siegenden Schlachtgefährten nicht irre zu machen. Hülsen führte diese Verstärkung herbey. Dieser Feldherr von unbezwingbarem Muth und großer Vaterlandsliebe, hatte durch die Kugeln alle seine Pferde verloren; da ihn nun sein Alter und seine Wunden verhinderten zu Fuße zu marschiren, so setzte er sich auf eine Kanone, und ließ sich so ins feindliche Feuer schleppen. Lascy, im Felde der unglücklichste Befehlhaber des 18ten Jahrhunderts, machte nun noch einen großen Versuch, die Anhöhen wieder zu erobern, wurde aber zweymal nach einem schrecklichen Blutbade von Saldern und seinen Veteranen zurückgeschlagen. Die Preußen behaupteten standhaft die errungene Stellung. Dieser glückliche Erfolg entschied die Schlacht, die bis um halb zehn in der Nacht gedauert hatte. Die Sonne war den Preußen blutig untergangen, allein der Abendstern, so oft der Vertraute großer und glücklicher Un-

ternehmungen, hatte ihnen günstig gefunkelt. Die Oesterreicher dachten jetzt auf nichts, als auf einen Rückzug, den drey über die Elbe geschlagene Schiffbrücken begünstigten.

Dieser Fluß war durch sein Rauschen gleichsam der Compaß der Oesterreicher in der dunkelsten Nacht, wo der Himmel dicht mit Wolken überzogen war, und man keine Hand vor Augen sehen konnte. Die Preußen hatten keinen solchen Wegweiser. Sie irrten in großen und kleinen Schaaren theils im Walde, theils auf der Wahlstatt im freyen Felde umher, wo der Blitz der Kanonen zu Leichen-Fackeln diente, die gräßlichen Gegenstände des Mordes auf einen Augenblick zu erhellen. Ungewiß, wo sich der Feind befand, waren sie bey jedem Schritt aufmerksam und voller Besorgniß. So wie Furchtsame um Mitternacht in ihrer Einbildung lauter Gespenster sehen, so sahen die nicht furchtsamen Preußen jetzt lauter Feinde. Haufen, die sich einander näherten, wurden sogleich wechselsweise beschossen, und dieses währte, bis ein Theil den Irrthum merkte, und sich zu erkennen gab. Auf diese Weise fiel eine Anzahl Preußen durch die Kugeln ihrer eignen Landsleute. Die Oesterreicher thaten ein gleiches. Alle Augenblicke wurden durch die herumziehenden Schaaren von beiden Theilen Officiere gefangen, die sich verirrt hatten; allein eben so geschwind kamen andre Haufen von der Gegen-Partey, und befreyeten sie wieder. Der Kaiserliche Feldherr Migazzi glaubte seine Brigade zu erreichen, allein es waren Preußen, die ihn an seinem Dialect erkannten, und sogleich gefangen nahmen. Eben so ging es dem Kaiserlichen Obersten Oroß, dem Preußischen Oberst-Lieutenant Möllendorf, und vielen andern Officieren auf beiden Seiten. Selbst der König stieß mit seiner Bedeckung auf eine umherziehende Schaar. Auf den gewöhnlichen Zuruf: Wer da? war die Antwort: Oesterreicher. Die Begleiter Friedrichs stürzten nun zu, nnd nahmen ein

ganzes Bataillon Croaten gefangen. Bald darauf geschah ein gleiches mit einem großen Trupp Kaiserlicher Carabiniers, die in der Finsterniß herumtrabten. Einige hundert Warasdiner hielten sich zusammen, und suchten den Weg nach Torgau, sie verfehlten ihn aber, und geriethen unter die Preußische Reiterey, die abgesessen war, und sich jetzt genöthiget sah, zu Fuß zu fechten, da denn die Warasdiner bald ihre Waffen streckten.

In dieser Aegyptischen Finsterniß konnten Befehle weder ertheilt, noch befolgt werden. Die Befehlhaber waren todt, verwundet, oder irrten selbst umher, ihre zerstreuten Haufen zu suchen; sie tappten herum wie Blinde, und stürzten bald über Leichen, bald über andere Gegenstände, womit das Schlachtfeld bedeckt war. Viele Preußische Officiere von Rang, gewohnt, immer ihre Gebote wie Orakelsprüche befolgt zu sehen, der Natur zu trotzen, und durch ihr Machtwort „muß" unmöglich scheinende Dinge möglich zu machen, sahen hier zum erstenmal die Grenzen ihrer kriegerischen Thätigkeit. Sie wollten in der Finsterniß, welche die Erde bedeckte, mitten unter dem Todtengebrülle der Abscheidenden, große Haufen von Kriegern sammeln und ordnen. Sie befahlen vergebens; sie riefen; sie schrieen; sie tobten. Durch die Dunkelheit vor Strafe gesichert, gehorchte man nicht, und überließ sich frey dem mächtigen Triebe der Selbsterhaltung.

Die vierzehn Stunden lange Winternacht war entsetzlich kalt. Einigen Kriegsschaaren glückte es, Holz zusammen zu tragen und Feuer anzuzünden, andre aber mußten dies so nöthige Bedürfniß entbehren, und liefen wie die Unsinnigen im Finstern herum, um durch Bewegung ihre Leiber zu erwärmen, wobey sie alle Augenblicke über die Leichname der Erschlagenen fielen. Der Regen hatte den

Bo-

Boden ganz morastig gemacht; dennoch versuchten viele mitten in diesem Kothe auszuruhen, bis die Feuchtigkeit durch alle Kleidungsstücke drang, und alle Glieder erstarrten. Die Soldaten hatten den ganzen Tag nichts gegessen, und waren durch die Blutarbeit entkräftet. Wer seinen Brotsack noch besaß, oder nicht leer fand, wußte doch nicht, wo er einen Trunk Wasser bekommen sollte. Von Hunger, Durst, Müdigkeit und Kälte gequält, erwartete man sehnlich den Tag, und mit ihm neue Blutereignisse.

So hart indessen die Lage der herumirrenden entkräfteten Soldaten auch war, so gab es doch in dieser Nacht noch eine weit grausamere. Die Verwundeten, deren Zustand es nur einigermaßen erlaubte, suchten die nächsten Dörfer zu erreichen; die andern aber wurden durch ihr trauriges Loos an den Boden des Schlachtfeldes gefesselt. Hier vor Kälte erstarrt, mit zerschmetterten Gliedern, abgerissenen Knochen, in ihrem Blute schwimmend und aller Hülfe beraubt, wünschten sich diese Unglücklichen einen schleunigen Tod. Vielen Hunderten aber waren vorher noch größere Martern vorbehalten. Eine Menge verworfener Menschen, Soldaten, Troßknechte und Weiber, schwärmten in dieser Blutnacht auf dem Wahlplatz herum, und beraubten die Lebendigen und Todten. Nicht das Hemde wurde den hülflosen Verwundeten gelassen. Vergebens ließen diese laute Klagen erschallen; sie verloren sich im allgemeinen schauervollen Getöse, das tausendstimmig gegen die Wolken drang. Mancher Verwundete wurde von diesen Unmenschen aus Furcht vor Entdeckung ermordet. Viele waren an den Beinen verwundet, zwar nicht gefährlich, nur konnten sie nicht gehen. Durch diese grausame Entblößung aber, in einer November-Nacht, nackt auf der theils morastigen, theils beeisten Erde sich krümmend, wurden sie Opfer des Todes.

Diese so denkwürdige Nacht zeigte auch ein vielleicht noch nie gesehenes Schauspiel. Nach völlig geendigten Gefechten befanden sich die Truppen beider Heere vermischt unter einander. Man sah zahllose Feuer im Torgauer Walde, bey denen sich Preußen und Oesterreicher gemeinschaftlich wärmten, und zwar nicht Sieger und Gefangene, sondern beide Theile bewaffnet und frey. Das große Bedürfniß der Wärme hatte sie zufällig vereinigt, und blutgierige Krieger in gelassene Menschen verwandelt, die unter sich einen Waffen-Stillstand auf einige Stunden gemacht, um ruhig den Tag und das fernere Kriegsglück zu erwarten. Da niemand wußte, wie das Schlachtloos ausgefallen, so waren beide Theile übereingekommen, sich nach Anbruch des Tages der Macht, die das Feld behauptet hätte, gefangen zu geben.

Der König hatte sich in das nahe bey der Wahlstatt liegende Dorf Elsnig begeben. Hier waren alle Bauerhäuser, Hütten, Ställe und Scheunen voll solcher Verwundeten, die so glücklich gewesen waren, theils durch Beyhülfe anderer, theils auch durch Anstrengung ihrer eignen Kräfte, diesen Zufluchtsort zu erreichen. Sie jammerten auf ihrem blutigen Lager unter den Händen der Wundärzte, oder auch noch unverbunden. Friedrich wollte sie nicht stören, sondern ließ sich die Kirche des Dorfes öffnen und hier seine eigne schmerzhafte Wunde, einen Streifschuß an der Brust, verbinden, da er sodann Berichte annahm, Befehle ertheilte, und einen Eilboten abfertigte. Er schrieb die Nachrichten für ihn bey einem schwachscheinenden Lichte, wobey ihm die untern Stufen des Altars zum Sitz, wie die obern zum Tische dienten. Zwar betrachtete er sich als Herrn des Wahlplatzes, und überhaupt als Sieger; da ihm aber der Rückzug des Feindes noch unbekannt war, so sann er auf Erneuerung der Schlacht. Er gab die dazu erforderlichen Befehle, noch ehe der Tag anbrach, und zwar sollte das Fußvolk nicht feuern, sondern mit

gefälltem Bajonet auf den Feind losgehn. Nur die Dämmerung wurde erwartet, um die zerstreuten Haufen zu sammeln, und in Schlachtordnung zu stellen. Kaum aber fing die aufgehende Sonne an, das Leichenfeld zu erleuchten, so wurde Friedrich gewahr, daß keine Oesterreicher hier mehr zu bekämpfen waren. Er sah sich im Besitz des ganzen Schlachtfeldes; der Sieg war völlig entschieden, und Sachsen behauptet. Die Oesterreicher gingen über die Elbe, und zogen sich längs den Ufern dieses Flusses nach Dresden; die Preußen begaben sich in die Winterwohnungen.

Daun, in dieser Schlacht schwer verwundet, hatte sich entfernt, und den Heeresbefehl dem General Buccow übergeben; da aber diesem gleich darauf durch eine Kugel der Arm zerschmettert wurde, so fiel die Ober-Befehlhaberschaft dem Grafen O'Donnel zu. Dieser eilte nun Dresden zu decken, und das feste Lager bey Plauen zu beziehen. Zieten und der Prinz von Wirtemberg verfolgten ihn auf diesem Rückzug unablässig, und machten viele hundert Gefangene. Beide Heere waren durch die blutige Schlacht außerordentlich geschwächt worden. Die Oesterreicher zählten über 12,000 Todte und Verwundete, und 8000 Mann waren allein auf dem Wahlplatz gefangen worden; sie verloren funfzig Kanonen, sieben und zwanzig Fahnen, und zwanzig Pontons. Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten war 10,000 Mann; dabey waren 4000 Mann als Gefangene in die Hände der Feinde gerathen.

Daun hatte zwar vor und während der Schlacht große Fehler begangen, allein sich dennoch sehr gut vertheidigt, so wie auch die Oesterreichischen Truppen außerordentliche Tapferkeit bewiesen hatten. Wenn daher gleich Trauerboten den folgenden Tag nach Wien kamen, und durch ihre Nachrichten dem Jubelgeschrey ein Ende machten, so war Theresia den-

noch mit ihrem Feldmarschall, der verwundet nach der Kaiserstadt reiste, sehr wohl zufrieden. Die Monarchin war so großmüthig, eine zweytausend Jahr alte berühmte Scene zu erneuern. So wie nach der Schlacht bey Cannä der Römische Senat dem geschlagenen Consul Varro vor den Thoren Roms entgegenging, so fuhr die Deutsche Theresia dem geschlagenen Daun einige Meilen weit entgegen, und bewillkommnete ihn mit den Worten: „Ich habe das Vergnügen „haben wollen, die Erste zu seyn, um Ihnen sowohl zu Ihrer „Ankunft, als zu Ihren in diesem Feldzuge neu erworbenen „Verdiensten Glück zu wünschen, und mich von dem Zustande „Ihrer Gesundheit, die mir so vielen Kummer macht, selbst „zu überzeugen." Ueberhaupt ließ diese große Fürstin es nicht an Aufmunterung ihrer Truppen fehlen. Gewöhnlich war sie selbst gegenwärtig, wenn Kriegsschaaren bey Wien vorbeyzogen, um zum Heere zu stoßen; sie sprach den Soldaten in den gnädigsten Ausdrücken Muth ein, nannte sie: „meine „Kinder!" lächelte mit Wohlgefallen, wenn das Wort: „Mutter" wie ein Lauffeuer durch alle Glieder lief, und entließ sie nie ohne Geschenke.

Die Folgen dieses Sieges waren überaus wichtig. Ganz Sachsen, Dresden ausgenommen, war nun wieder in den Händen der Preußen, und ihre Winter-Quartiere gesichert. Friedrich sah sich im Stande, Truppen nach Schlesien, nach der Mark und nach Pommern zu schicken, und die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben, ja selbst eine Schaar von 8000 Mann zum Herzog Ferdinand stoßen zu lassen. Mecklenburg wurde wieder in Besitz genommen. Laudon zog nach dem vergeblichen Versuch auf Cosel gegen Glatz. Die Schweden wurden vom General Werner nach Stralsund getrieben, und die Russen, welche bis dahin noch immer auf der Lauer gestanden, gingen nun in ihre alte Winterhausung nach Polen.

Zehntes Buch.

(1760.)

Man hatte im Staatsrathe zu Wien alle Oesterreichischen Kriegsplane auf den durchaus irrigen Grundsatz gebaut, nicht die Kräfte der Heere auf Sachsen zu verschwenden, sondern sie so viel als möglich für die Eroberung von Schlesien aufzusparen. Aus dieser Quelle floß oft die Unthätigkeit und Unentschlossenheit der Oesterreichischen Feldherren. Die Erfahrung lehrte jedoch, daß nur in Sachsen Schlesien erobert werden konnte. So wie in der Fabel der Riese Antäus, der mit dem Hercules rang, wenn er zur Erde geworfen wurde, immer durch diese gestärkt kraftvoller als zuvor wieder aufstand, so sah man Friedrich bei seinen Kämpfen in Sachsen nie fallen, ohne sich, durch neue Macht gestählt, wieder aufzurichten. Hier war es, wo er nach der großen Niederlage bey Kollin und dem Rückzug aus Böhmen die nöthigen Kräfte sammelte, um bey Roßbach und Leuthen zu siegen. Hier war es, wo er in der Geschwindigkeit allen übeln Folgen der unglücklichen Schlacht bey Hochkirch vorbeugte, die Feinde wie Ueberwundene vor sich her trieb, und in Stand gesetzt wurde, zum Entsatz von Neiße zu eilen. Die Tage von Kai und von Kunersdorf verloren ihr Schreckliches, so bald Friedrich das von den

Feinden in Besitz genommene Sachsen wieder erobert hatte. Hier war es, wo die Gefangennehmung eines großen Corps bei Maxen ganz ohne Folgen blieb, und nicht einmal eine Veränderung in der Preußischen Stellung bewirkte. Das unglückliche Treffen bey Landshut, der Verlust von Glatz, die aufgehobene Belagerung von Dresden, und die mit so vielen Zerstörungen verbundene Einnahme von Berlin, wurden ihm hier minder fühlbar. Solche Kräfte sammelte Friedrich in Sachsen nach seinen Niederlagen, ungleich größere aber nach seinen Siegen in diesem Lande; denn nach der Schlacht bey Torgau zeigte er sich so furchtbar, als jemals.

Mitten unter diesem Tumult der Nationen blühte bey den in Ruhe gebliebenen Völkern der Handel außerordentlich. Besonders zog Holland von diesem Kriege große Vortheile, obgleich die Republik auch oft Neckereyen von den kriegführenden Parteyen erfuhr. Unter andern nahmen die Franzosen einen Holländischen nach Hamburg gehenden Postwagen weg, worauf sich 100,000 Gulden an Geld befanden, das Holländischen Unterthanen gehörte. Vergebens beklagten sich die General-Staaten über diesen Raub, der noch dazu auf ihrem Gebiet geschehen war. Der Hof zu Versailles verweigerte alle Genugthuung, weil er in diesem Kriege eine Parteylichkeit der Holländer für die Engländer bemerkt zu haben glaubte, und überdieß auch die Hamburger kränken wollte; und so wurde das geraubte Geld dem Partey-Gänger Cambefort zugesprochen.

Dieser Unwille der Französischen Regierung gegen die Stadt Hamburg hatte mancherley Veranlassungen. Es war natürlich, daß hier sowohl der Senat als die Einwohner sich geneigter fühlten, das Waffenglück ihrer Landsleute in den umliegenden Provinzen zu begünstigen, als deren Feinde zu unterstützen; sie beobachteten jedoch äußerlich eine genaue

Unparteylichkeit, um ihren so blühenden Handel nicht in Gefahr zu setzen; denn diese Stadt hatte das seltne Glück, zu einer Zeit, wo ganz Deutschland, alle Provinzen, alle Städte und Dörfer, mehr oder weniger die Drangsale des Kriegs fühlten, ganz allein von dieser Landplage verschont zu seyn, ja noch Vortheile daraus zu ziehn. Hier war es, wo so viele Lieferer ihre Bedürfnisse hernahmen, wo so viele glückliche Speculationen gemacht, und ungeheure Summen aus den kriegführenden Ländern, besonders aus England, übersandt wurden. Diese reiche, freye, und in manchem Betracht glückliche Stadt sollte jedoch in diesen Tagen des Elends nicht ganz in Ruhe bleiben. Die Franzosen, wie alle mächtigen Völker, gewohnt über die Theilnahmlosigkeit kleiner Staaten zu spotten, betrachteten in diesem Kriege alle, die nicht vollkommen auf ihrer Seite waren, als ihre Gegner; sie, die in so vielen mit Oesterreich verbündeten Provinzen Lieferungen ausschrieben, ohne sie zu bezahlen, die Reichsstädte Frankfurt und Bremen mit Gewalt einnahmen, hätten auch auf Hamburg vielleicht Versuche gemacht, wenn ihre Waffen glücklicher gewesen wären. Allein nicht der König von Dännemark, sondern der Herzog Ferdinand von Braunschweig war damals Schutzherr von Hamburg; da sie also den Einwohnern nicht mit ihren Waffen schaden konnten, so griffen sie den Handel der Stadt an.

Diesen zu beunruhigen, fand man bald einen Vorwand. Ein Hannöverscher Artillerie-Officier besucht seinen Freund, den Hamburger Kaufmann Wuppermann, und frägt ihn, wo er eine Anzahl blecherner Röhren verfertigt bekommen könnte. Wuppermann verweiset ihn an Klempner, mit denen der Officier den Kauf schließt, wofür Jener die Zahlung übernimmt. Der Französische Minister in Hamburg, Chambeaux, ein unruhiger Mann, der durch seine verderblichen

Rathschläge schon Mecklenburg unglücklich gemacht hatte, erfährt es zufällig, und findet die Gelegenheit bequem, seinen National-Eifer und sein Ansehen zu zeigen. Er entwirft in einer Denkschrift ein schreckliches Bild von dem Verbrechen des Kaufmanns, von seiner Verbindung mit Frankreichs Feinden, und verlangt unter allerhand Drohungen dessen Auslieferung. Eine solche Gewaltthätigkeit aber gegen einen Bürger auszuüben, war nicht so leicht in einem Freystaat, am wenigsten gegen einen angesehenen, mit großen in- und ausländischen Handelshäusern in Verbindung stehenden Kaufmann. In fast jedem andern Lande würde er ein Staatsopfer geworden seyn; in Hamburg aber konnte er es vermöge der Verfassung nicht werden. Durch die Französischen Drohungen in Bestürzung gesetzt, schritt die Obrigkeit jedoch zur Untersuchung. Das Waarenlager des Kaufmanns und seine Handelsbücher wurden genau durchgesehn, allein man fand keine Spur von gemachten Lieferungen, noch von Verträgen dieser Art fürs Zukünftige. Chambeaux jedoch, damit nicht zufrieden, bedrohte die Stadt mit dem Verlust ihrer Handelsrechte in Frankreich, mit dem Beschlag aller ihrer Schiffe in diesem Königreich, ja mit der Vernichtung ihres Handels durch Französische Raubschiffe. Nun wurde Wuppermann ein Gefangener in seinem Hause, und blieb es, bis der Hof zu Versailles selbst seine Unschuld erkannte. Es erfolgten aber bald neue Beschwerden gegen Hamburg, weil die Franzosen die hiesigen Werbungen der Preußen und ihrer Verbündeten nicht leiden wollten, da denn Ludwig der funfzehnte am 24sten May 1760 die Handels-Vortheile, die er der Stadt im Jahre 1716 bewilligt hatte, vernichtete.

Es wurde in Schlesien, zwischen Laudon und Goltz, bis zum 21sten May 1761 ein Waffenstillstand geschlossen, mit der Bedingung, daß er nicht anders als nach einer vier

Tage zuvor geschehenen Aufkündigung unterbrochen werden durfte. Der Preußische Feldherr, Prinz von Bernburg, drang unter dem Schutz dieses Vertrages ins Glatzische, und hob hier Werblinge aus. Laudon, dadurch aufgebracht, eilte auf diese Nachricht aus Wien herbey, und forderte die widerrechtlich genommene Mannschaft zurück. Der Prinz von Bernburg wollte sein Recht behaupten, und bezog sich darauf, daß das Land seinem König gehöre, und ihm daher die Werbung darin frey stünde. Laudons Antwort war kurz. Er überfiel die ganz unvorbereitete Preußische Besatzung in Frankenberg, und nahm hier ein Bataillon Fußvolk und eine Escadron Husaren gefangen, ein Verlust von wirklichen Soldaten, der mit dem Gewinn von einigen hundert rohen Bauerburschen in keinem Verhältniß stand. Nun hatte der Waffen-Stillstand auf einmal ein Ende, und die blutigen, nichts entscheidenden Neckereyen gingen ihren Gang fort.

Friedrich nahm nach dem Siege bey Torgau seinen Winterstand in Leipzig, wohin auch eine Menge Verwundeter nach der Schlacht gebracht worden war. Diese Stadt mußt für ihre Vaterlandsliebe hart büßen. Die Einwohner hatten gewünscht, die Reichs-Truppen als Bundsgenossen ihres Königs in ihren Mauern zu behalten, und diesen Wunsch laut geäußert. Man wollte sie dafür bestrafen. Es geschahen daher von den Preußen neue und verstärkte Forderungen. Ungeheure Geldsummen sollten bezahlt, und unermeßliche Lieferungen an Landeserzeugnissen gereicht werden. Der Magistrat schützte sein Unvermögen vor, das Verlangte zu verschaffen. Er berief sich auch auf die schriftlichen Versprechungen des Königs, die diesen Lieferungen ein Ziel setzten, welches man jetzt überschreiten wollte. Dies Ziel war eine Geldsteuer von 500,000 Reichsthalern gewesen, die man abgetragen hatte. Die Vorstellungen aber hal-

fen nichts; und da man fortfuhr, sich zu sträuben, wurden gewaltsame Mittel gebraucht. Man hatte hier schon mehrmals die Scheinposse gespielt, und mit Pechkränzen gedroht, ja solche wirklich an allen Häusern aufhängen lassen. Es hieß: Geld, oder die Stadt im Feuer! Da die Einwohner aber gute Gründe hatten, dem König eine solche Grausamkeit nicht zuzutrauen, und das Unüberlegte dieser Drohung im Munde geldgieriger Unter-Befehlhaber bald einsahen, so that sie auch nicht die geringste Wirkung. Man lächelte, anstatt zu zittern, und die Pechkränze wurden wieder abgenommen.

Nun sollten andre Versuche gemacht werden. Die vornehmsten obrigkeitlichen Personen und die reichsten Kaufleute wurden ins Gefängniß geworfen, und wie Missethäter behandelt. Man sperrte sie auf einander gehäuft in Behältnisse ein, wo sie auf dem Stroh lagen. Die gemeinsten Bequemlichkeiten fehlten hier. Keine Betten, keine Stühle, keine warme Speisen wurden ihnen erlaubt. Anfangs hatten hundert und zwanzig dies Schicksal. Es dauerte aber nur zehn Tage, sodann ließ man sie los, bis auf siebzehn der Vornehmsten, die vier Monat lang im Kerker aushalten mußten. Personen, die des größten Wohlstandes gewohnt waren, mußten sich mit den gröbsten Nahrungsmitteln begnügen, ihre durch die Ueppigkeit des Zeitalters verzärtelten Leiber auf der harten Erde herumwälzen, und einen heimlich zugesteckten Suppentopf, den ihre schönen Töchter bey ihren kindlichen Besuchen unter seidenen Kleidern verbargen, als eine Beute betrachten. Sie lebten in gezwungener großer Unreinlichkeit, und hatten lange Bärte wie die Juden. „Nun, ihr Hunde! wollt ihr bezahlen?“ war der gewöhnliche Morgengruß des Steuermeisters, der seine besonderen Vortheile bey dieser grausamen Behandlung fand. Durch

ihre Absonderung von einander hätte man vielleicht bald den Endzweck erreicht; allein in Gesellschaft sprachen sie einander Muth und Geduld ein. Es wurde ein sogenannter Esprit de Corps erzeugt, der allen Beleidigungen und Grausamkeiten trotzte. Nur erst als man die sinnreiche Drohung äußerte, diese Häupter einer sehr reichen Stadt, Hausväter, deren Familien Tag und Nacht in Thränen schwammen, als Werblinge nach Magdeburg zu liefern und sie zu Fuße mit Ränzeln auf dem Rücken dorthin zu schleppen, und als man wirklich Anstalten dazu machte, da erst sank ihnen der Muth. Man bewilligte alles, was nur zu leisten möglich war *).

Die sämmtlichen Forderungen an die Stadt betrugen jetzt 1,100,000 Reichsthaler; aber selbst bey dem besten Willen, diese Summe zu erlegen, fehlte es gegenwärtig sehr an baarem Gelde. Der oft gedachte Kaufmann Gotzkowsky befand sich damals in Leipzig, und war ein Zeuge des hier herrschenden Jammers. Der Magistrat, der die große Achtung des Königs für diesen Mann kannte, erflehte durch eine Sendung seine Vermittelung, die er auch gern übernahm; und so wurde der Retter von Berlin, wenn gleich nicht der Retter von Leipzig, doch der wohlthätige Helfer dieser Stadt in der Stunde der Noth. Friedrich begnügte sich mit 800,000 Reichsthalern, und für diese Summe übernahm Gotzkowsky die Bürgschaft. Der König verlangte, er sollte sich für diesen einer fremden Stadt geleisteten Dienst eine Vergeltung erbitten. Der Kaufmann aber hielt dies für unedel, und wurde Bürge ohne alle Selbstberücksichtigung, weshalb ihm

---

*) Der Verfasser brachte jenen Winter als Verwundeter in Leipzig zu, und erst nach seiner Wiederherstellung im März 1761 begab er sich zu seinem damals in Altenburg einquartierten Regiment.

durch ein Raths-Decret vom 26sten Januar 1761 in rührenden Ausdrücken gedankt, und alle nur ersinnlichen Dienste sämmtlicher Bürger zugesichert wurden.

Die hier begangenen Grausamkeiten, die jedoch wahrscheinlich nicht in ihrem ganzen Umfange durch Königliche Befehle erzeugt wurden, kosteten vielen das Leben. Der Gram legte Männer, Weiber und Kinder ins Grab. Eine Menge Menschen verließ Leipzig; der Handel stand größtentheils still, und die berühmten Messen waren jetzt nicht besser als Jahrmärkte.

Die Nothwendigkeit, worin sich Friedrich befand, ungeachtet seiner theils von Feinden besetzten, theils verheerten Provinzen, gegen die größten Mächte Europas einen langwierigen und kostbaren Krieg zu führen, hatte ihn zu allerhand Hülfsmitteln veranlaßt, die nicht zu den gewöhnlichen gehörten. Das vornehmste derselben war, den Preußischen und Sächsischen Münzfuß zu erniedrigen. Dies Mittel wurde auf eine noch nie erhörte Art ausgedehnt. Die Münze war an den Berliner Juden Ephraim verpachtet, und dieser ließ jährlich eine unermeßliche Menge goldner und silberner Münzgattungen von sehr verschiedenem Gehalt unter allerhand Stempeln prägen. Diese Pacht wurde von Jahr zu Jahr erhöht, und stieg endlich bis auf sieben Millionen Reichsthaler. Den Anfang machte man mit Sächsischen Gold- und Silberstücken, worauf, um allen Verdacht zu entfernen, die Jahrzahl 1753 gesetzt wurde. Hernach nahm man Preußische, Mecklenburgische und endlich auch Bernburgische Stempel, wozu man die Erlaubniß von dem Fürsten dieses letztern Landes erkaufte. Mit jedem Jahre wurde das Geld schlechter, so daß zuletzt der innere Werth der Augustd'ors, die größtentheils aus Kupfer mit einem geringen Zusatz von Gold bestanden, nicht über anderthalb

Reichsthaler gutes Silbergeld betrug. Die alten Augustd'ors und Friedrichsd'ors galten, anstatt der gewöhnlichen fünf Thaler, zwanzig Reichsthaler in den circulirenden Silbermünzen, die man spottweise Ephraimiten, oder auch Blechkappen nannte. Mit diesen letztern wurden die Preußischen Truppen und alle Bedürfnisse der Armee bezahlt, die Civil-Besoldungen berichtigt, und Handel getrieben. Dieses leichte Verfahren, das Geld zu vervielfältigen, fand bald Nachahmer. Viele kleine Deutsche Fürsten, die das Münzrecht nie ausgeübt hatten, benutzten diese Gelegenheit, schlecht Geld prägen zu lassen, womit sie ihren Hofstaat bezahlten, und altes Silbergeld einwechselten. Die großen in den Krieg verwickelten Fürsten, der Landgraf von Hessen-Cassel, der Herzog von Braunschweig und andere, thaten aus Noth ein gleiches; nur Hannover nicht, wo der diesem Lande eigne hohe Münzfuß unverändert blieb. Auch fremde Staaten nahmen an dieser Speculation Antheil. Die Schweden, denen es von allen kriegführenden Mächten am meisten an Geld fehlte, waren die ersten, dies Mittel nachzuahmen; sie verbanden sich mit einigen Hamburger Kaufleuten, und legten in Stralsund eine große Münzstätte an. Desgleichen wurden in der Englischen Manufactur-Stadt Birmingham heimlich viele hundert Centner von diesem Gelde gemacht, welches auch in Holland auf den Schiffen geschah.

All diese gleichsam um die Wette in ungeheurer Menge geprägten Gelder, denen das Volk den Namen Heck-Münzen gab, beförderten durch ihren erstaunlichen Umlauf Handel und Gewerbe außerordentlich. Die beständige Verminderung des innern Gehalts wurde daher weniger merkbar, und bevor man eine abermalige Veränderung muthmaßte, waren immer schon einige Millionen unter das Volk gebracht. Nur Hamburg wurde nicht damit betrogen; hier,

wo man nach einer weisen Einrichtung alles in Banco-Geld, das heißt, in feinem Silber berechnet und immerfort ganze Geldladungen als Rimessen für Waaren ankamen, war man sorgfältig bemüht, die neuen Münzsorten chemisch zu prüfen und ihren Werth genau zu bestimmen. Diese Prüfung, sogleich bekannt gemacht, war dem berühmten Nil-Messer in Aegypten nicht unähnlich; es war eine vor allen Nationen ausgehängte Tafel, welche den Gehalt dieses Pestgeldes der Welt zeigte.

Ganz Nord-Deutschland war damit überschwemmt. Die größten Handelstädte besaßen Millionen von diesem Zaubergelde, das, ohne seine Form, Größe und Gepräge im geringsten zu verändern, immer schlechter an Gehalt wurde, und den Besitzer großer Summen mit eingebildeten Reichthümern täuschte. Selbst die Holländer, überflüssig damit versehn, glaubten nach geendigtem Kriege für diese Münze Preußisches Holz und Getreide sehr wohlfeil kaufen zu können. Alle rohen und verarbeiteten Erzeugnisse, und überhaupt alle Kaufmanns-Güter stiegen im Preis nach dem Verhältniß des schlechten Geldes. Nur die nothdürftigsten Lebensmittel wurden nicht viel theurer, als ehedem, weil sonst der gemeine Soldat sein Leben nicht hätte erhalten können.

In Holland schlug man auf diesen Preußischen Münzgeist, der sich an so vielen Orten zeigte und immer nach Geisterart verwandelte, eine satyrische Schaumünze. Sie stellte eine Unterhaltung zwischen Friedrich und dem Münz-Juden Ephraim vor, welchem jener die Wangen streichelt. Die Inschrift war: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem „ich Wohlgefallen habe."

Die schrecklichen Wirkungen dieser Finanz-Operation offenbarten sich erst nach dem Frieden, wo viele tausend

wohlhabende im Schooß der Ruhe lebende Menschen, ohne sonst durch den Krieg gelitten zu haben, ihr Vermögen verloren, große, auf allen Börsen hochgeachtete Kaufleute Banquerot machten, und zahllose Familien an den Bettelstab kamen. Diese politischen Gräuel waren verheerender, als der Krieg selbst.

Maria Theresia bediente sich andrer Mittel, die ungeheuren Geldbedürfnisse für den gegenwärtigen Augenblick zu vermindern. Ihre Unterthanen mußten eine Vermögenssteuer, zehn vom Hundert erlegen; auch zog sie mit Päbstlicher Bewilligung, so lange der Krieg dauerte, den Zehnten von allen geistlichen Stiftungen. Aber auch diese großen Hülfsquellen waren nicht hinreichend. Man sann auf neue. Die sämmtlichen Stabs-Officiere, vom Major bis zum Feldmarschall, bekamen in den letztern Kriegsjahren ihren Sold nicht in Geld, sondern in Papieren; diese waren nicht den Banknoten ähnlich, auch nicht zum Umlauf bestimmt, sondern eigentliche Staats-Obligationen. Diejenigen, welche die verheißene Bezahlung nach geendigtem Kriege nicht abwarten konnten oder wollten, verkauften ihre Papiere mit einem ansehnlichen Verlust an eine Bank, die Kaiser Franz ausdrücklich dazu errichtet hatte, und als Hofbankier verwaltete. Es waren seine eigenen, von den Einkünften seiner Gemahlin durchaus abgesonderten Schätze, welche der Monarch auf diese Weise benutzte. Auch die meisten Lieferungen für die Truppen wurden mit solchen Papieren bezahlt.

Zu diesen Hülfsquellen kamen manche Aufopferungen der Vaterlandsliebe. Der Fürst Wenzel von Lichtenstein, der reichste Unterthan des Oesterreichischen Staats, zeigte hier ein großes Muster. Als Oberhaupt der Oesterreichischen Geschützmacht setzte er sie nicht allein auf eigne Kosten in vortrefflichen Zustand, sondern unterhielt auch einen Theil

derselben von seinen Einkünften, wofür ihm die Kaiserin mitten im Kriege ein metallenes Standbild errichten und im Zeughaus zu Wien aufstellen ließ. Auch andre reiche Bürger bewiesen auf mancherley Art, obgleich bey Weitem nicht nach Verhältniß ihrer großen Reichthümer, ihre Vaterlandsliebe; und die Damen des Wiener Hofes, um in ihrem Diensteifer nicht zurück zu bleiben, gaben — ihre Juwelen her? Nein! sie — zupften Wundfäden. Der Begriff von Wohlthätigkeit gesellte sich zu diesem patriotischen Gedanken. Hiezu kam das große menschenfreundliche Beyspiel Maria Theresias, die mit ihren kaiserlichen Händen zum Dienst gemeiner verwundeter Soldaten selbst dergleichen Wundfäden machte. Nun wurde es Ton, und endlich eine Seuche, die sich in der ganzen Stadt ausbreitete. Die Weiber der Handwerksleute leerten ihre alten Waschschränke aus, um durch Aufopferung ihrer Hemden gleichfalls thätigen Antheil am Kriege zu nehmen. Der Leinwandhandel in Oesterreich kam dadurch empor, und die Wundfäden wurden ladungsweise nach den Krankenhäusern im Felde gesandt, so daß man endlich bitten mußte, mit diesen guten Werken inne zu halten.

Die Hoffnung, Schlesien endlich noch zu erobern, war in dieser Kaiserstadt jetzt nach einem fünfjährigen fruchtlosen Kriege noch keinesweges geschwächt. Die Einnahme von Glatz gab dieser Hoffnung vielmehr neue Nahrung; dabey zeigten die mächtigen Bundsgenossen immer noch den besten Willen. Indem sie des großen Blutverlustes wegen den Sieg des Königs von Preußen bey Torgau wie eine Niederlage desselben betrachteten, beharrten sie fester als jemals auf dem Grundsatz, seine Gefangenen nicht frei zu geben. Es fehlte ihm dennoch nicht an Soldaten. Da der Ackerbau in seinen Staaten wegen der unaufhörlichen Verheerun-

gen

gen ganz danieder lag, so vertauschten Tausende von jungen Landleuten den Pflug mit der Muskete. Das Längenmaaß des Körpers kam jetzt nicht sehr in Betrachtung. Man brauchte nur Menschen, und diese Menschen wurden sehr geschwind zu Soldaten gestempelt. Gleich nach der Aushebung solcher Werblinge, noch ehe sie ihre Heimat verließen, bemühte sich eine Menge abgeschickter Officiere und Unter-Officiere, Tag und Nacht sie für das Kriegeshandwerk abzurichten. Kaum ließ man sie zu Athem kommen. Hier galt keine Kälte, kein Schnee, keine Dunkelheit, kein Sonn- und Festtag. Unablässig wurden sie zu Fuß und zu Pferde durch Uebungen zugestutzt, auf Marktplätzen, auf Feldern, in Ställen und Scheunen, so daß sie immer schon vollkommen abgerichtet und Soldaten ähnlich zu ihren Regimentern stießen, und sogleich Kriegsdienste thun konnten.

Die Anzahl alter Soldaten war nach so vielen Schlachten bey allen kriegführenden Heeren nur geringe. Bey den Preußen aber ersetzte der kriegerische Geist, bereits mit der Muttermilch eingesogen, den Mangel der Dienstjahre. Da so viele ihrer Officiere gefallen waren, und der König ihre Stellen ungern anders als mit Edelleuten besetzte, so wurden immer Jünglinge, weit entfernt vom männlichen Alter, aus dem Cadetten-Corps in Berlin gehoben und zu den Heeren gesandt *). Diese Jünglinge aber waren völlig gebildete Soldaten, und die körperlichen Kräfte allein ausgenommen, den gedienten Kriegern anderer Heere in allem ähnlich. Ungeachtet ihrer edeln Geburt unter der Muskete erzogen, zu grober Kost gewöhnt und durch Wachten in

*) Der Verfasser war noch nicht vierzehn Jahr alt, als er mit noch neun und dreyßig andern Cadetten im December 1758 nach Breslau zum Haupt-Quartier des Königs geschickt wurde, wo Friedrich selbst diese Cadetten unter die Regimenter vertheilte.

Frost und Hitze abgehärtet, waren sie mit allen Theilen des Dienstes vertraut, und voll hoher Begriffe von kriegerischer Ehre. Oft wurden sie bald nach ihrer Ankunft beym Heere zu erheblichen Kriegs-Verrichtungen gebraucht, die sie wie die ältesten Officiere mit männlichem Ernst, Sachkenntniß und Eifer vollbrachten. Bisweilen übten sie die Werblinge der Regimenter in großen Haufen zusammengezogen ein, man gab ihnen kleine Mannschaften zu befehligen, man machte sie zu Adjutanten. Im Treffen munterten sie selbst alte Soldaten durch Zureden auf, und flößten ihnen durch ihr Beyspiel Muth ein. Die Oesterreicher fanden oft unter den gemachten Gefangenen dergleichen Jünglinge, und da sie nur die Lebensjahre betrachteten, und um das übrige sich wenig bekümmerten, so schlossen sie daraus auf das große Menschenbedürfniß Friedrichs, der nach ihrer Meinung jetzt zu Kindern seine Zuflucht nehmen müsse, den Soldaten-Abgang zu ersetzen.

Der Haß, der zwischen kriegführenden Nationen beständig wächst, war nach und nach zu einer sehr großen Höhe bey den Oesterreichern und Preußen gestiegen, wovon diese Geschichte viele Beyspiele geliefert hat. Die ersten, damals in der Bildung noch so weit zurück und leer an Kenntnissen, zeichneten sich in diesem National-Haß besonders aus. Nach ihren politischen Begriffen war der Krieg Friedrichs eine strafbare Empörung gegen Kaiser und Reich, und nach ihrem religiösen Wahn bekämpfte man Ketzer, deren Ausrottung verdienstlich. Durch die Unfälle bey Landshut und Glatz im Anfang des Feldzugs war die Anzahl der Gefangenen beträchtlich vermehrt worden. Mit der größern Menge nahm die üble Behandlung zu, und oft wurden diese unglücklichen Preußen zu Hunderten in das für Missethäter bestimmte Stockhaus in Wien gesteckt, und dort durch Miß-

handlungen gezwungen, Oesterreichische Dienste zu nehmen. Die gefangenen Preußischen Officiere aber wurden in kleinen Städten aufbehalten, damit, wie es hieß, das Gift ihrer Meinungen über Staaten und Glaubenslehren sich nicht weiter verbreiten möchte. Nach diesen Grundsätzen wurden sie sehr ungroßmüthig behandelt. Man gab ihnen oft in langer Zeit keinen Sold, und überließ den Unterhalt dieser größtentheils sehr armen Ehren-Diener der Barmherzigkeit mitleidiger Menschen. Die Bitten der niedern Officiere fruchteten so wenig, als die Vorstellungen der gefangenen Feldherren.

Fouquet konnte bey diesen Leiden nicht schweigen. Zwar hatte man ihn mit auszeichnender Achtung und Schonung behandelt, allein sein Herz war zu groß, um sich auf Kosten seiner jammernden, von ihm Hülfe erwartenden Kriegesgefährten durch eine nichtswürdige Auszeichnung bestechen zu lassen. Er sprach ernstlich, und da man diesen Ton für einen Kriegsgefangenen unschicklich fand, so stimmte er ihn noch höher. Er, der Freund seines Königs, voll Begeisterung für den Preußischen Dienst, und überzeugt, daß man ihn wegen dieser Eigenschaften in Wien persönlich haßte, äußerte jedoch seine Beschwerden mit zu vieler Hitze. Er bediente sich Ausdrücke in Ansehung der Kaiserin und ihrer Minister, die nur in England ungestraft gesagt werden können. Er redete von Niederträchtigkeit, von Betrug, und von unwürdigen Staatsdienern, die Theresiens Thron umringten, und jede Wahrheit von ihr entfernt hielten. Diese Sprache war in Oesterreich neu; auch wurde sie als ein Verbrechen der beleidigten Majestät betrachtet, und, wie man in Wien wähnte, dadurch mit großer Gelindigkeit gestraft, daß man den gefangenen kranken Feldherrn von Brugg an der Leutha nach Carlstadt in Croatien schleppte, von sei-

nen Bedienten trennte, und in ein Gefängniß auf der Festung einsperrte. Friedrich, der weit mehr gefangene Feldherren von den Oesterreichern, als diese von ihm, hatte, rächte seinen Freund, und ließ die vier vornehmsten Oesterreichischen Kriegeshäupter, die bisher in der Stadt Magdeburg ohne alle Einschränkung gelebt hatten, nach der Citadelle bringen. Dieser Vergeltungskrieg ging noch weiter. Die Oesterreicher wollten nicht zurückbleiben, und ließen gleichfalls die vornehmsten Preußischen Feldherren unter ihren Gefangenen nach Kufstein in enge Verwahrung bringen. Nun that Friedrich ein gleiches mit allen übrigen gefangenen General-Lieutenants, denen er die Citadelle zu ihrem Aufenthalt anwies, wozu sich einige sehr ungern bequemten, ja einer so gar mit Gewalt gezwungen werden mußte, seine gute Behausung in der Stadt mit einem Festungszimmer zu vertauschen. Dieses veranlaßte einen sonderbaren Briefwechsel zwischen dem Markgrafen Carl von Preußen und dem General Laudon. Man machte sich von beiden Seiten sehr bittere Vorwürfe, wodurch die Sache jedoch nicht besser wurde. Die Vergeltungsmaßregeln wurden nach wie vor genommen, und alle diese Kriegs-Befehlhaber beider Theile blieben als Missethäter eingesperrt bis zum geschlossenen Frieden, der auch der Zeitpunkt zur Erlösung der Preußischen Feldherren war. Fouquets Leiden für die Sache des Königs blieb nicht unbelohnt. Nie war Friedrich dankbarer, als gegen diesen Feldherrn, der nach dem Kriege, mit Geschenken überhäuft, von seinem Regiment und Gouvernement entfernt, sich um keinen Dienst bekümmerte, sondern in der Stadt Brandenburg ganz nach seinem Belieben lebte, und die Freundschaft seines Monarchen mit ins Grab nahm.

Die Franzosen eröffneten diesen Feldzug vom Jahr 1760 mit 130,000 Mann, von denen 100,000 in Westphalen,

und 30,000 am Rhein handeln sollten. Broglio hoffte, dadurch die verbündete Macht zu trennen. Die Ausführung seiner Pläne wurde jedoch durch die geringe Unterwürfigkeit einiger vornehmen Befehlhaber, die mit des Marschalls rangwidriger Beförderung unzufrieden, sehr gehemmt. Dies erzeugte Unentschlossenheit, wodurch der Herzog Ferdinand Zeit gewann, die in 7000 Mann bestehende Verstärkung der Brittischen Truppen aus England über Emden an sich zu ziehen, so daß die Engländer unter seinem Befehle jetzt 20,000, so wie sein ganzes Heer 70,000 Mann stark war. Der Tod des Landgrafen von Hessen-Cassel, der im Januar starb, machte keine Veränderung in den Verbindungen der Mächte; denn der neue Regent bestätigte alle Verträge seines Vaters, und blieb dem angenommenen System getreu. Die Gemahlin dieses Fürsten ward als Vormünderin ihrer Söhne Regentin der Grafschaft Hanau. Da aber die Regierung dies durch öffentlichen Anschlag dem Volke bekannt machen ließ, ohne die Französischen Heerführer um Erlaubniß zu fragen, so wurden alle Räthe und Staatsdiener bis auf den geringsten Canzellisten, so wie alle obrigkeitlichen Personen in Hanau gefänglich eingezogen, und zu einer Geldstrafe von 100,000 Reichsthalern verdammt.

Ferdinand wünschte nun nach erhaltener Verstärkung die Franzosen anzugreifen, die Miene machten ins Churfürstenthum Hannover einzudringen, und setzte sich deshalb in Bewegung; der Erbprinz führte die Vorhut, uud stieß bey Corbach auf den Feind. In der Meinung, es wäre ein abgesonderter Haufe, hielt er dessen Angriff standhaft aus; allein dieser Haufe hing mit der Französischen Hauptmacht zusammen, und wurde immer durch frische Truppen unterstützt; dagegen es dem Herzog Ferdinand nicht möglich war, dem Erbprinzen zeitig genug zu Hülfe zu kommen. Es blieb

diesem daher nichts als ein Rückzug übrig, der mit vieler Ordnung geschah. Die Französische Reiterey wandte zwar alles an, ihn zu hindern; allein der Erbprinz setzte sich selbst an die Spitze der seinigen, und schlug sie zurück. Die Verbündeten verloren bey diesem Gefecht an Todten, Verwundeten und Gefangenen 800 Mann und funfzehn Kanonen. Der Erbprinz selbst war verwundet, und wurde, ungeachtet seines Verlusts, wegen seiner großen Entschlossenheit und der weisen Maßregeln, womit er einer gänzlichen Niederlage zuvorgekommen, von Freunden und Feinden bewundert. Er war indessen voller Ungeduld, seinen Verlust wieder gut zu machen. Den 16ten Juli, nicht länger als sieben Tage nach dem Treffen bey Corbach, griff er eine andre Französische Schaar bey Emsdorf an; sie wurde völlig geschlagen und 2700 Mann zu Gefangenen gemacht, worunter sich auch ihr Anführer, General Glaubitz, selbst befand; dabey erbeutete man, außer einer Anzahl Kanonen und Fahnen, das ganze Lager nebst einer Menge Gepäck und Kriegsgeräthe. Broglio machte dagegen einen Versuch, die Mannschaft des Hannöverschen Generals Spörken aufzuheben; es wäre ihm auch gelungen, wenn der letztere sich nicht eiligst zurückgezogen hätte, und das Bundesheer nicht zu seiner Unterstützung herbey geeilt wäre.

Die Wirtembergische Kriegesschaar, die wir auf dem Schauplatz in Sachsen gesehn, war im Anfang dieses Feldzugs aus Französischen Diensten entlassen worden, weil der regierende Herzog nicht dem Verlangen des Hofes zu Versailles gemäß unter dem Befehl des Sächsischen Prinzen Xaver stehen wollte, der als der Bruder der Dauphine einen größern Einfluß im dortigen Cabinet als der Herzog hatte. Die mißvergnügten Französischen Feldherren, der Graf St. Germain, der Graf Luc und der Marquis Voyer, verließen

nun auch das Heer, und entsagten dem Dienst ihres Königs. Ihre Entfernung veranlaßte viele Unordnung. Ferdinand wünschte dieses zu benutzen, und griff das kleinere Heer der Franzosen, 35,000 Mann stark, welches der Ritter Muy befehligte, bey Marburg an, und zwar zugleich auf beiden Seiten, von vorn und im Rücken. Das Treffen geschah den 31sten Juli, und war sehr hartnäckig, bis der Lord Gramby mit der Englischen Reiterey herbey kam, nachdem sie in vollem Trabe einen Weg von zwey Stunden gemacht hatte; und nun fiel sie auf die Franzosen, welche bereits in großer Unruhe fechtend, sich jetzt durch die Flucht zu retten suchten. Ihre Reiterey stürzte sich in die Dimel, um durchzusetzen; es gelang auch; allein die fliehenden Schaaren des Fußvolks, die einen ähnlichen Versuch machen wollten, waren nicht so glücklich, und viele ertranken in diesem Fluß. Ihr Verlust, ohne die Fahnen und Kanonen zu rechnen, war 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die Verbündeten zählten 1200 Todte und Verwundete. Das Kriegsglück zeigte jedoch seinen Wankelmuth auffallend; denn an eben diesem Tage wurde Cassel erobert, nachdem der General Kielmannsegge sich wegen Ueberlegenheit des Feindes aus Hessen ins Hannöversche gezogen hatte. Der Erbprinz überfiel bald darauf bey Zierenberg in der Nacht eine kleine Französische Schaar, und machte bey dieser Gelegenheit 500 Gefangene. Auch in Marburg wurden die Franzosen vom General Bülow überfallen, und ihre dort befindliche Bäckerey zerstört.

Der Mangel an Festungen in Nieder-Sachsen und Westphalen erzeugte hier eine große Lebhaftigkeit im kleinen Kriege, eine beständige Abwechselung bey den Eroberungen der Städte und der Besitznehmung der Länder, die so schnell eingenommen, als wieder verlassen wurden. Bald waren die

Franzosen Meister einer Provinz, die sie als ihr Eigenthum betrachteten, und daher Pächter aus Paris sandten, um sie nach ihrer Methode auszusaugen. Oft aber, ehe noch diese Pächter anlangten, war kein Dorf mehr von der dem Verderben gewidmeten Landschaft in den Händen der Franzosen. Diese Französischen Eroberungen machten daher wenig Eindruck; sie bestimmten gewöhnlich die Wahl der Verbündeten, an welchem Ort man den Feind zuerst angreifen müsse. Jetzt ereignete sich eben ein solcher Vorfall. Während die Hauptmacht der Verbündeten glückliche Fortschritte machte, waren Minden, Cassel, Göttingen, Eimbeck und Ziegenhayn weggenommen worden, und Hameln wurde mit einer Belagerung bedroht. Alles dieses aber war wegen Kürze der Dauer einem Traum ähnlich. Luckner erschien wenig Tage nachher, verhinderte das weitere Vordringen der Eroberer, trieb sie von Hameln zurück, und machte eine Menge Gefangene. Dagegen nahmen die Franzosen in Ziegenhayn auch 800 Verbündete gefangen; das Feldkrankenhaus fiel ihnen auch in die Hände, und sie machten Miene, sich hier zu behaupten.

Broglio hatte eine außerordentliche Uebermacht an Truppen, mit denen er aber wegen des herrschenden Mißvergnügens keine Schlacht wagen wollte; er verschanzte sich vielmehr nahe bey Cassel, ließ Göttingen befestigen, und überließ es Ferdinand, durch Streifzüge die Unterhaltungs-Mittel der Franzosen zu schwächen, und ihre Vorrathskammern zu vernichten. Die Hülfsmittel, für ihr so großes Heer in ausgezehrten Provinzen die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen, wurden immer kostbarer, und die Verlegenheit größer. Die Franzosen brauchten damals täglich für ihre Pferde 100,000 Rationen, daher auch fast alle Tage 15,000, auch

wohl 20,000 Mann unter der Bedeckung starker Haufen zum Futterholen ausgeschickt werden mußten.

Die Engländer waren in dieser Zeit völlig Herren des Meeres geworden. Ihre Kriegsschiffe gaben auf diesem Element allen Seemächten in Europa Gesetze, und auch in den andern Welttheilen gingen ihre Fortschritte unaufhaltsam fort. Nachdem die Franzosen bey Quebeck aufs Haupt geschlagen, war ganz Canada im Besitz der Sieger, die nun ihr Augenmerk auf die Französischen Inseln in West-Indien richteten. Das Englische Kabinet, welches der große Pitt jetzt völlig beherrschte, beschloß nun, wo möglich, den Krieg im Herzen Frankreichs zu führen. Diesem Entwurf zu Folge wurde der Erbprinz mit 15,000 Mann nach Cleve geschickt, die Franzosen dort zu vertreiben. Um sich zu verstärken, zog er auch einen Theil der Besatzungen von Münster und Lippstadt an sich. Sodann ging er über den Rhein, ließ seine leichten Truppen in den Niederlanden streifen, machte eine Menge Gefangene, und berannte Wesel. Das anhaltende Regenwetter, welches die Landstraßen ganz unwegsam machte, die Flüsse anschwellte und die Fortschaffung des schweren Geschützes aufhielt, hemmte aber seine Unternehmungen gar sehr. Dennoch wurden die Laufgräben vor dieser Festung den 10ten October geöffnet, und die Belagerung förmlich angefangen. Die Wichtigkeit des Orts veranlaßte Broglio, die nachdrücklichsten Maßregeln zu dessen Entsatz zu nehmen. Der General Castries wurde mit einem Corps von 20,000 Mann dazu abgeschickt, wozu bey Nuys noch 10,000 Mann stießen. Mit diesem Heere kam er nach angestrengten Tagereisen bey Rheineberg an. Ein Treffen war unvermeidlich. Es geschah den 16ten October bey Kloster Campen. Der Erbprinz, obgleich weit schwächer, griff den Feind, der nah an einem Walde bey Rum-

penbroeck vortheilhaft aufgereiht stand, lebhaft an, und nahm selbst einen Französischen Obersten gefangen, der, ohne die Annäherung des Feindes zu ahnen, seine Wachten im Holz untersuchen wollte. Dieser Officier ward kaym den Feldherrn der Deutschen gewahr, den er jedoch nicht kannte, so eilte er auf ihn zu und sagte: „Sie sind mein Gefangener." „Nicht ich," erwiederte der Erbprinz, „sondern Sie sind „der Gefangene; denn Sie befinden sich mitten unter mei„nen Grenadieren."

Man stritt von früh Morgens bis zum Abend mit außerordentlichem Muth von beiden Seiten. Es war jedoch den Verbündeten nicht möglich, die Franzosen aus dem Walde zu vertreiben. Alle Versuche schlugen fehl. Der Erbprinz selbst schonte sich nicht; er wurde abermals verwundet, und ein Pferd ihm unterm Leibe erschossen. Man zog sich endlich mit der größten Ordnung zurück, ohne vom Feinde verfolgt zu werden, obgleich der Rückzug über die vom Strom zerrissene Rhein-Brücke ging. Die Verbündeten hatten einen vornehmen Feldherrn, den Baron Wrangel, und einige hundert andere Französische Soldaten zu Gefangenen gemacht, auch einige Kanonen erbeutet, aber selbst gleichfalls einen ansehnlichen Verlust erlitten. Das Treffen war blutig gewesen; die Verbündeten zählten 1600 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten, und die Franzosen 2600. Dennoch wäre es diesen leicht gewesen, von dem Umstand der zerrissenen Rhein-Brücke außerordentliche Vortheile zu ziehn. Der Erbprinz sah auch die ganze Gefahr seiner Lage, und um sie zu verbergen, stellte er sich in Schlachtordnung, als ob er den Feind nochmals angreifen wollte, wodurch er denn die nöthige Zeit gewann. Nun wurde die Belagerung von Wesel aufgehoben, und der Erbprinz lagerte sich bey Bruynen.

Dies Treffen bei Kloster Campen, als blutiges Ereigniß durch größere Treffen, noch mehr aber durch Schlachten verdunkelt, und auch als Staats-Unfall von geringem Erfolg, wurde jedoch durch einen außerordentlichen Vorfall der Menschheit merkwürdig; ein Vorfall, dessen sich die Nachwelt erinnern wird, wenn Treffen und Heerführer vergessen seyn werden. Es war die größte, die edelste, die anziehendste Handlung eines Einzelnen im ganzen Kriege. Der Ritter Assas, ein junger Französischer Officier vom Regiment Auvergne, der ein Detachement als Vorposten befehligte, wurde während der Nacht im vorgedachten Walde von den Verbündeten überfallen. Es war finster, und er in einiger Entfernung von seinem Haufen. Auf einmahl wird er ganz allein von einer Kriegsschaar umringt. Hundert Bajonette zum Stoß bereit, gegen seine Brust gerichtet, drohen ihm bey dem geringsten Laut einen augenblicklichen Tod. Der große Condè sagte: „Man zeige mir eine Gefahr, wo „keine Rettung möglich ist, und ich werde zagen." Es war keine für den Ritter denkbar, wenn er seinen Soldaten die Gegenwart des Feindes zuschrie; ja selbst die Rettung der Seinigen war durch seinen Tod nicht gesichert. Umsonst! Assas dachte nur an seine Pflicht. Er rief: „Auvergne! „hier sind Feinde!" und im nämlichen Augenblick wühlten alle Bajonette in seinen Eingeweiden. Wenn die Decier im Kriege freywillig ihr Leben opferten, so war der Gedanke, dadurch das Wohl ihres Vaterlandes in gefahrvollen Augenblicken zu befördern, die mächtige Triebfeder dieser Opfer; sie rechneten auf die Bewunderung Roms, auf Bildsäulen, Tempel und Unsterblichkeit. Assas, in einem niedrigen Range, hatte keine solche Aussichten, und gab sich in der Blüthe seiner Jahre einem gewissen Tode preis.

Diese große That blieb siebzehn Jahre lang unbelohnt

und vergessen. Erst 1777, machte der Kriegs-Minister, Prinz von Montbarey, sie dem Könige von Frankreich bekannt, und bat um einen Gnadengehalt für die dürftige Familie des Helden, welchen der Monarch auch bewilligte. Die ganze Nation nahm nun Antheil an dieser Aufopferung, die große Künstler durch Pinsel und Grabstichel zu verewigen suchten; auch ward der Werth derselben im Jahre 1790 nicht vergessen, da die Französische National-Versammlung diese Pension zu den sehr wenigen Ausnahmen rechnete, sie als eine Volksschuld betrachtete und sie unabgeändert zu zahlen befahl.

Der Winter näherte sich. Es war November; noch aber hörten die Kriegesunternehmungen von Seiten der Verbündeten nicht auf. Broglio hingegen zeigte eine ihm ungewöhnliche Thatenscheu; er stand unbeweglich in einem festen Lager bei Eimbeck, und hatte mehrere Detachements abgeschickt. Diese Schwächung und die Entfernung der Streitmacht des Soubise veranlaßte bey Ferdinand den Wunsch einer Schlacht. Er wandte alle Mittel an, Broglio dahin zu vermögen; allein vergebens. Ihn in seinem festen Lager anzugreifen, war eine zu gewagte Unternehmung. Ferdinand begnügte sich daher, Bewegungen zu machen, als ob er Broglio's Verbindung mit Göttingen abschneiden wollte. Er schloß auch wirklich diese für die Franzosen äußerst wichtige Stadt, die mit einem auserlesenen Corps von 5000 Grenadiers de France besetzt war, ein. Ihr Anführer war der General Vaux, ein Greis, der sich schon bey achtzehn Belagerungen befunden, und an den Armen und Schenkeln lahm geschossen war. Er machte vortreffliche Anstalten. Die Einwohner waren bey Zeiten erinnert worden, sich auf fünf Monate mit Lebensmitteln zu versehn. Alle Häuser wurden nun untersucht, und jeder Mundvorrath, der nur genießbar

war, aufgezeichnet. Da es anfing zu frieren, mußten die Schmiede Haken und Hacken zum Aufeisen verfertigen; ferner ließ er Eisböcke machen, um die Gewalt des Eises zu brechen. Auch befahl er, die Schleusenthüren aufzuziehn, und den Bogen der kleinen Brücke zu verstopfen; worauf eine starke Ueberschwemmung erfolgte. Dabey that er am 12ten October einen verzweifelten Ausfall. Die späte Jahreszeit kam ihm zu Hülfe; die Gewässer schwollen an; Krankheiten, die Menschen und Pferde wegrafften, rissen unter den Truppen der Verbündeten ein. Selbst die Lastzüge konnten wegen der vielen todten Pferde, womit die Landstraßen bedeckt waren, nicht fortkommen. Die Verbündeten gaben nun alle Hoffnung auf, sich dieser Stadt, die überdieß auf so viele Monate mit Mundbedarf versehen war, zu bemeistern. Durch diese versuchte Einschließung, die zwanzig Tage gedauert hatte, wurde jedoch Ferdinands Zweck völlig erreicht. Der Französische Feldherr ging zurück, und bezog in und um Cassel die Winterwohnungen. Soubise aber begab sich mit seinem Heere nach dem Nieder-Rhein, und brachte es längs diesem Flusse unter Dach. Auch die Verbündeten, die jetzt in Westphalen keinen Feind mehr hatten, bezogen in dieser Provinz ihre Winterlager.

Ferdinand wandte jetzt alle Sorgfalt an, die von den Franzosen in Westphalen und Ost-Friesland zerstörten Vorrathshäuser wieder anzufüllen. Theils geschah der Einkauf in Holland und England, theils in den Häfen an der Ost-See, wo man die Vorsicht gebraucht hatte, eine große Menge Lebensmittel und Getreide sowohl für die Kriegesmacht, als für die ausgeleerten Provinzen im Voraus aufzukaufen; Maaßregeln, die durch die allezeit fertigen Guineen erzeugt wurden, und ohne welche der gröste Mangel sich in den ausgesogenen Ländern bald ausgebreitet haben würde.

Man hielt jetzt den Feldzug für geendigt. Allein Ferdinand war voll kühner Entwürfe, die er im tiefsten Winter ausführen wollte. Die Franzosen waren Meister von Hessen, und besaßen sehr große Magazine; dabey waren ihre Heere so aufgestellt, daß sie einen ungeheuern halben Mond bildeten, der sich von Göttingen bis Wesel erstreckte.

(1761.)

Es war am 11ten Februar 1761, als Ferdinand in vier Colonnen aufbrach, und die Französischen Quartiere von allen Seiten anfiel. Die Franzosen geriethen in die äußerste Bestürzung, und flohen ohne Stand zu halten. Sie ließen Cassel, Göttingen, Marburg, kurz alle Plätze, welche die stärksten Glieder ihrer großen Truppen-Kette gewesen waren, hinter sich zurück. Cassel blieb mit 10,000 Mann, und Göttingen mit 7500 Mann besetzt. Die wenig befestigten Posten der Franzosen gingen einer nach dem andern verloren; sie vernichteten die Vorräthe und flohen. Die Verbündeten aber folgten ihnen so geschwind auf dem Fuße nach, daß sie noch fünf große Magazine vor der bestimmten Zerstörung retteten. In einem derselben fanden sie 80,000 Mehlsäcke, 50,000 Säcke mit Hafer, und eine Million Rationen Heu. Um die erlangten Vortheile auszudehnen, näherte sich der Hannöversche General Spörken mit einem Haufen den Sächsischen Grenzen; seine Absicht war, sich hier mit einrr Preußischen Schaar zu vereinigen. Die Sächsischen Truppen, in Verbindung mit den Reichs-Truppen, bemühten sich aus allen Kräften dieses zu verhindern. Es kam deshalb den 15ten Februar bey Langensalze zu einem

blutigen Treffen, worinn die Sachsen geschlagen wurden, und 5000 Mann verloren. Die Folge dieses Sieges war, daß viele noch bis jetzt von den Franzosen behauptete Posten auch verlassen würden, und die Ueberläufer schaarenweise ankamen. Alles dieses aber war nur von geringem Nutzen, so lange Cassel noch in Französischen Händen war. Die Belagerung dieser Stadt zeigte die größten Schwierigkeiten; der Ort war mit allem reichlich versehn; hiezu kam die üble Jahreszeit, eine sehr zahlreiche Besatzung, und ein Befehlhaber voller Muth und Ehrgeiz. Dies war der Graf von Broglio, Bruder des Französischen Heerführers. Er hatte sich auf eine lange Vertheidigung vorbereitet, und für den Nothfall eine Menge Pferdefleisch einsalzen lassen. Die schönen Gärten vor der Stadt wurden dem Erdboden gleich gemacht, und nichts verschont, dessen Zerstörung nur irgend zur Behauptung des Orts beytragen konnte. Nun wandte er alle Kräfte an, den Feind abzuhalten.

Ferdinand stellte seine Streitmacht so, daß er Marburg und Ziegenhayn umzingelte, und die Belagerung von Cassel gegen alle Angriffe decken konnte, und nun wurden den 1sten März, mitten im Winter, die Laufgräben geöffnet, wobey man keinen Schuß auf die Stadt, sondern blos auf die Festungswerke that. Der Graf von der Lippe-Bückeburg, damals vielleicht der größte Geschützmeister in Europa, befehligte die aus 15,000 Hannoveranern bestehende Belagerungsmacht. Er konnte aber aus Mangel an Schießvorrath, dessen schleunige Herbeyschaffung wegen der sehr bösen Wege unmöglich, nichts ausrichten. Hiezu kam, daß dem Heerführer Broglio zu viel an der Erhaltung dieser Stadt gelegen war, um nicht alles zu wagen; er zog daher seine sämmtlichen Truppen am Nieder-Rhein zusammen, rückte vorwärts, und fiel bey Grünberg den Erbprinzen an. Das

Erdreich war für die Franzosen vortheilhaft, und ihre außerordentliche Uebermacht entschied vollends den Sieg. Die Verbündeten verloren, außer einer großen Anzahl Todter, 2000 Mann, die zu Gefangenen gemacht wurden; dabey büßten sie zwölf Kanonen und achtzehn Fahnen ein. Diesem Unfall folgten viele andre. Man hatte die Einschließung von Marburg und Ziegenhayn in Belagerungen verwandelt. In letztern Ort wurden binnen achtzehn Tagen 1500 Bomben geworfen. Die Stadt ging im Feuer auf, allein die Französische Besatzung wehrte sich tapfer; da nun ein unaufhörliches Regenwetter es unmöglich machte, die Laufgräben förmlich zu eröffnen, so wurden beide Belagerungen aufgehoben. Ein gleiches geschah nun auch mit der Belagerung von Cassel, die vier Wochen gedauert hatte; dabey wurden auch alle kürzlich in Besitz genommene Posten wieder verlassen. Ferdinand ging mit seinem Heer nach Paderborn. Nun waren die Franzosen von neuem Herren von ganz Hessen, und hatten einen offenen Weg ins Churfürstenthum Hannover. Nichts hielt ihre fernern Schritte auf, als der Mangel an Vorräthen, deren Verlust nun für sie von der größten Wichtigkeit war. Beide Theile begnügten sich jetzt, in ihren Standlagern ruhig zu bleiben.

Diese gezwungene Unthätigkeit währte bis Ende des Juni. Ferdinand brach zuerst auf, und entschlossen, die Franzosen anzugreifen, rückte er auf das Heer des Soubise los. Dieser Feldherr aber wich dem Treffen aus, und zog sich eiligst nach Soest zurück, wobey er sechs Kanonen und vierhundert Brotwagen verlor. Auch Broglio brach von Cassel auf. Er traf auf dem Marsch an der Dimel das Corps des Hannöverschen Generals Spörken an. Dieser, obgleich vortheilhaft aufgestellt, wollte sich mit einer so großen Streitmacht nicht einlassen; er zog sich fechtend zurück,

und

und überließ den Franzosen 800 Gefangene, 19 Kanonen und 170 Wagen.

Ferdinand ließ indessen die Franzosen beständig durch leichte Truppen necken, zerstörte ihre neu angelegten Vorrathshäuser, und fing ihre Lastzüge auf. Auf der Straße nach Marburg erbeuteten die Deutschen acht hundert mit Mehl beladene Wagen, und 4000 Pferde. Diese immer erneuerten Unfälle, die man stark fühlte, veranlaßten Broglio, nachdem er sich mit Soubise vereinigt hatte, zu dem Entschluß, jetzt bey der großen Uebermacht eine Schlacht zu liefern, und nöthigen Falls die Verbündeten, die jetzt zu einer Schlacht eben nicht geneigt schienen, dazu zu zwingen. So bald Ferdinand diese Absicht merkte, bezog er das feste Lager bey Hohenover. Broglio griff ihn hier den 15ten Juli mit einem heftigen Feuer an. Man focht, bis es dunkel wurde; die Franzosen wurden zurückgeschlagen, und zogen sich in die Gebüsche an der Satzbach. Das Treffen wurde am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages erneuert. Beide Französische Heere näherten sich vereinigt in Schlachtordnung. Broglio befehligte den rechten, Soubise den linken Flügel. Das Feuer aus dem groben Geschütz und den Musketen war schrecklich, und dauerte fünf Stunden. Es war eigentlich ein großes Postengefecht, wobey sich die abgesonderten Haufen der Verbündeten mit so viel Klugheit als Muth einander unterstützten, obwohl es große Schwierigkeiten hatte. Die mannigfaltigen Befehle des Deutschen Heerführers, durch welche er kluge Schlachtbewegungen in's Werk zu setzen versuchte, wurden dabey genau befolgt. Die Franzosen konnten keinen Fuß breit Grund gewinnen. Endlich bemächtigten sich die Verbündeten einer Anhöhe, brachten die Feinde in Verwirrung, und schlugen sie zurück; sie ließen ihre Todten, ihre Verwundeten und viele Kanonen im Stich,

und flohen. Es wurde eine Menge Gefangene gemacht, worunter sich auch das ganze Französische Regiment Rouge befand. Der linke Flügel der Franzosen, der indessen mit dem Erbprinzen im Handgemenge gewesen war, gab nun auch den Streit auf, und zog sich zurück. Die Natur des Grundes erlaubte es der Reiterey nicht, die Fliehenden zu verfolgen, und den Sieg desto glänzender zu machen. Der Verlust der Franzosen in diesem Treffen, das nach dem nahe gelegenen Dorfe Villingshausen benannt wurde, war 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; ihre Gegner zählten 300 Todte und 1000 Verwundete.

Nie war ein Heerführer dankbarer für bewiesenen Muth; nie großmüthiger, durch Geschenke die Tapferkeit für eine ihm fremde Sache zu belohnen, als Ferdinand, so wie kein Fürst seines Zeitalters mehr Edelmuth in Handlungen zeigte, und die Kunst zu geben besser verstand als er. Wenn selbst unermeßlich reiche Feldherren aller andern Nationen sich nach ihren Siegen begnügen, die Thaten mitwirkender Anführer der Dankbarkeit des Monarchen zu empfehlen, so ging Ferdinand, obgleich kein selbstherrschender Fürst, bey beschränkten Einkünften, dennoch durch sein großes Herz geleitet, seinen eigenen Weg. Er wartete nicht auf die langsamen und ungewissen Folgen seiner Empfehlung. Nein! Er gab sein eignes Gold her, und glaubte dies von dem dankbaren Brittischen Monarchen und der Englischen Nation erhaltene Metall nicht zweckmäßiger als zur Aufmunterung für ihren Dienst anwenden zu können. Seine Geschenke waren immer königlich. Auch jetzt erhielten eine Anzahl Officiere von ihm ansehnliche Summen; unter diesen waren die Generale Wutgenau und Gilse, von denen jeder 4000 Reichsthaler bekam.

Wenig Tage nach dem Treffen hatte der Prinz Albert

Heinrich von Braunschweig, der erst kürzlich beym Heere angekommen war, um seinem großen Oheim und seinem Bruder, dem Erbprinzen, nachzueifern, das Unglück, bey einem elenden Scharmützel durch einen Schuß tödtlich verwundet zu werden. Soubise schickte selbst zwey seiner erfahrensten Wundärzte ins Lager der Verbündeten. Es war aber ihrer Kunst unmöglich, diesen edlen Jüngling zu retten. Diese unserm Jahrhundert eigne Höflichkeit mitten unter verheerenden Kriegen, hinderte jedoch nicht, daß Luckner das große Vorrathshaus zu Höxter wegnahm, worin sich 5780 Säcke Korn und Mehl nebst vielem andern Mundbedarf befanden. Ferner wurden von dem Partey-Gänger Freytag die Französischen Magazine zu Witzenhausen, Eschwege und Wanfried verbrannt, bey Rotenburg und Melsungen 33 mit Schießvorrath beladene Schiffe in Grund gebohrt, und bey Fritzlar eine Kriegskasse von 25,000 Reichsthalern weggenommen.

Ungeachtet all dieser Vortheile, und obgleich Ferdinand im letzten Treffen die Ehre des Siegs hatte, so war doch dadurch nichts gewonnen. Bey der großen Uebermacht der Feinde, und bey ihren Hülfsquellen, kam ihr Verlust in keine Betrachtung; auch würden sie wahrscheinlich neue Versuche gemacht haben, um mit ihren zwey vereinigten Heeren das schwache Bundesheer dennoch in die Enge zu treiben, allein die Französischen Feldherren stimmten durchaus nicht zusammen. Es herrschte eine alte Feindschaft unter ihnen. Dies Treffen, von dessen üblem Ausgang niemand die Schuld tragen wollte, gab dem Haß neuen Zunder, und es entstand zwischen beiden ein großer Streit. Broglio beschuldigte den Prinzen Soubise, daß er zu spät den Angriff gemacht hätte; Soubise hingegen behauptete, daß sein Gegner ihn zu früh vor der bestimmten Zeit angefangen, um ohne seine Mit-

hülfe zu siegen, und daß er den Rückzug befohlen habe, als das Heer des Soubise Hoffnung gehabt, das verlohrne Treffen wieder herzustellen. Der Zwist ging so weit, daß er von dem Gerichtsstuhl der Marschälle von Frankreich entschieden werden mußte.

Diese Uneinigkeit gab Anlaß, daß sich die beiden vereinigten Heere bald nach dem Treffen trennten. Beide zogen sich zurück. Broglio ging nach Cassel, Soubise über die Röhr. Der erstere hätte beinah das Unglück gehabt, bei Erforschung der feindlichen Stellungen gefangen zn werden. Ein Preußischer schwarzer Husar hatte ihn bereits beym Rockkragen gefaßt, indem er über eine Hecke wegsetzte; allein das Pferd des Husaren stürzte, und Broglio entkam glücklich. Zehn seiner Adjutanten aber und 200 Reiter von seiner Bedeckung wurden gefangen. Auch der Erbprinz von Braunschweig war wenig Tage zuvor diesem Schicksal nahe, als er bey Unna die Franzosen spähend beobachtete. Sie umringten ihn plötzlich, allein er bahnte sich mit seiner Bedeckung den Weg durch den feindlichen Haufen. Auf einem dieser Märsche ereignete sich ein sonderbarer Zufall. Es war ein sehr dicker Nebel, und die beiderseitigen Heere zogen in einer geringen Entfernung neben einander her. In dieser Finsterniß des Tages gerieth ein Französischer von seinem Regiment abgesonderter Dragoner mitten unter die marschirenden Colonnen des verbündeten Heers. Nur zu bald entdeckte er seinen gefährlichen Irrthum. Eine große und schnelle Entschlossenheit allein konnte ihn retten. Von der Natur damit begabt, hatte er seinen Plan in der größten Geschwindigkeit gemacht. Er griff einen Englischen Officier an, der sorglos vor ihm vorbey ritt, hielt ihm die Pistole vor und rief: Tod oder Gefangenschaft. Der betäubte Officier ergab sich, in der Meinung, daß er selbst

durch den Nebel mißleitet von der Französischen Streitmacht umgeben sey. Dieser Irrthum konnte jedoch nur wenig Augenblicke dauern, und nun fragte er mit Erstaunen den Dragoner, wie er so vermessen seyn könne, ihn hier anzugreifen? Der Reiter erwiederte: „Ich kenne meine Ge„fahr, und will versuchen, ihr zu entgehn; komme ich glück„lich aus Ihren Colonnen heraus, so bleiben Sie mein „Gefangener; fehlt der Versuch, so werde ich der Ihrige." Vergebens bot ihm der Engländer, welcher die Art dieser Gefangenschaft für schimpflich hielt, Uhr und Börse für seine Entlassung an; der Dragoner war unbeweglich. Das Glück unterstützte seine Verwegenheit, und wohlbehalten langte er mit dem Gefangenen bey den Seinigen an.

Die Stellungen beider Heere in diesem Feldzuge waren eben diejenigen, welche vor 1800 Jahren die Römer und Germanier in ihren Kriegen gegen einander hatten. Hier in der Gegend von Detmold lag das alte Teutoburg, wie die häufig in der Erde gefundenen Römischen Waffen und Münzen beweisen. Hier im Lippischen, Ravensbergischen, Osnabrückschen und Münsterschen Gebiet, war der Tummelplatz jener zur Unterjochung der Deutschen ausgezogenen Welteroberer, die aber auch hier das ihnen vom Schicksal bestimmte nördliche Ziel ihrer Thaten fanden. Oft durchzogen jetzt die Heere den Teutoburger, noch heutigen Tages nach seinem alt berühmten Namen genannten Wald, in dessen Gegend die Deutschen unter Herrmanns Anführung den Varus mit seinen Legionen aufs Haupt schlugen, diese Kriegsschaaren, das Schrecken der Völker unter allen Zonen; wo sie die fast abgöttisch verehrten, und wie die größten Heiligthümer beschützten, Römischen Adler, die höchst selten in die Hände der Feinde Roms fielen, erbeuteten und als Siegeszeichen aufstellten; Siegeszeichen, die diesseit der Alpen

als Beute noch kein Auge sah. Halbnackte, kaum dem Stande der Wildheit entkommene, und mit schlechten Waffen versehene Barbaren, hatten sie, entflammt durch Freyheitsliebe, zur Beschützung ihres Heerdes gekämpft, und dies gegen die mit Panzer und Eisen bedeckten, mit sinnreichen Waffen ausgerüsteten und in allen Geheimnissen der Kriegskunst eingeweiheten Römer, die für die Herrschaft der Welt fochten.

Ferdinand sah sich nun genöthigt, seine Macht zu theilen, um beide feindliche Heere, die endlich wieder vorrückten, zu beobachten. Broglio's Absicht war durchaus, in Hannover so weit wie möglich einzudringen, und Soubise drohte Münster zu belagern, das er umschlossen hielt; allein er hatte an dem Erbprinzen einen sehr wachsamen Gegner. Unter seiner Anführung nahmen die Verbündeten die Stadt Dorsten an der Lippe mit Sturm ein; einen von den Franzosen befestigten und zum Waffenplatz bestimmten Ort, wo jetzt Zubereitungen zur Belagerung von Münster gemacht wurden. Hier befand sich die Bäckerey des Prinzen Soubise, daher man über hundert Backöfen, 4000 Säcke Mehl, und mehr als 100,000 Rationen Hafer erbeutete. Alles dieses wurde zerstört, die Backöfen zertrümmert, und die 650 Mann starke Besatzung zu Gefangenen gemacht. Nun war Soubise gezwungen, sich über die Lippe zurückzuziehn.

Broglio aber war zu stark, um sich von Hannover abhalten zu lassen. Ferdinand hingegen bemühte sich, ihn in nachtheiligen Stellungen zu einem neuen Treffen zu bringen, und war daher immer in der Nähe. Der Französische Feldherr vermied jedoch sorgfältig, sich einzulassen. Da Gewalt dieses Vorrücken nicht hemmen konnte, nahm Ferdinand seine Zuflucht zur List. Er eilte nach Hessen, und schnitt der Französischen Streitmacht die Zufuhr von dorther ab.

Diese meisterhafte Unternehmung gelang, und Broglio ging sogleich nach Hessen zurück. Ferdinand zog nun nach Paderborn, um die Franzosen zu beobachten, wenn sie ihren Anschlag auf Hannover erneuern sollten. Der Erbprinz aber, der jetzt wegen Münster nichts mehr zu fürchten hatte, stieß zum großen Heere, und vernichtete auf dem Marsch die Französischen Vorräthe, die er in unbefestigten Oertern antraf.

Indessen ging Soubise wieder über die Lippe vorwärts, und sandte Parteyen aus, die Westphalen durchstrichen, und das Land grausam verheerten. Broglio schickte Streifzüge nach dem Harzwalde, und ließ dort schwere Kriegessteuern eintreiben. Der Prinz Xaver von Sachsen aber belagerte Wolfenbüttel, das sich nach einer Beschießung von fünf Tagen ergab. Diese Stadt mußte 200,000 Reichsthaler Brandschatzung, 28,000 Reichsthaler als Geschenke für die Befehlhaber, und weil man die Thürme verschont hatte, noch 14,000 Reichsthaler für die Erhaltung ihrer Glocken bezahlen. Die Zahlung geschah größtentheils in baarem Gelde; für das fehlende wurden Kaufmannsgüter, Wechsel und Geißeln mitgenommen. Der regierende Herzog von Braunschweig wollte diese Drangsale seines Landes nicht mit ansehen, und begab sich mit seiner Familie nach Zelle.

Xaver richtete nun seine Augen auf die Stadt Braunschweig, die auch wirklich berannt wurde; allein in eben der Nacht, da man anfangen wollte, diese Residenz zu beschießen, kam der zwanzigjährige Prinz Friedrich seiner bedrängten Vaterstadt zu Hülfe, er vereinigte sich mit dem General Luckner, und nun griffen beide die Belagerer, die keinen Anfall erwarteten, unverzüglich an. Sie wurden nach einem hitzigen Gefecht mit Verlust von mehr als tausend Mann und einigen Kanonen verjagt, so daß sie nicht allein die Belagerung sofort aufhoben, sondern auch Wolfenbüttel verließen.

Eine Streifschaar des Soubise nahm Osnabrück weg, und behandelte die Einwohner dieser Stadt ganz barbarisch, weil sie nicht sogleich eine ungeheure Brandschatzung bezahlen konnten. Ein andrer Kriegshaufe erschien vor Emden, wo zwey Compagnien Brittischer Invaliden die Besatzung ausmachten. Diese wurden durch die Versprechungen der Franzosen und das Bitten der erschrockenen Einwohner zur Uebergabe der Stadt vermocht. Man achtete aber die Versprechungen wenig, und schrieb in ganz Ost-Friesland Kriegessteuern aus, die in baarem Gelde eine Million Reichsthaler betrugen, wozu Emden 200,000 und Aurich 150,000 Reichsthaler liefern sollten. Man bezahlte davon auch einen Theil. Die Größe der geforderten Summen aber, welche der Einwohner Kräfte überstiegen, und die grausame Art der Eintreibung, setzte das ganze Volk in Verzweiflung. Die Bauern rotteten sich zusammen, bewaffneten sich so gut sie konnten, fielen über ihre unmenschlichen Feinde her, und jagten sie zum Lande hinaus. Viele dieser wackren Bauern mußten aber nachher, da ein andrer Französischer Haufe ankam, ihre Selbstvertheidigung mit dem Strange büßen.

Die Franzosen hatten die Reichsstadt Bremen nicht aus den Augen verloren. Die vortheilhafte Lage dieses Orts an der Weser, die Größe und der Reichthum derselben, die Nachbarschaft des Meers, alles lud zu dem Besitz ein, den die Gegner so wiederholt gestört hatten. Hiezu kam die Menge von Vorräthen für das Bundesheer, die große Leichtigkeit, sie von der Seeseite immer zu füllen, und die Verbindung mit Stade. Die Franzosen hatten schon bey Frankfurt am Main gezeigt, daß man die Reichsstädte nöthigen Falls feindlich behandeln könnte. Klagen dieser Art beym Oberhaupt des Deutschen Reichs waren ohne Wirkung. Die Einnahme und wo möglich die Behauptung von Bremen

wurde daher von den Franzosen abermals beschlossen; allein das Gerücht ihrer Grausamkeit und die Beyspiele davon, die man in allen benachbarten Ländern gesehn hatte, trieben jetzt die Einwohner zu dem Entschluß, sich lieber bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, als solch einem Feinde die Stadt einzuräumen. Er wurde bey seiner Annäherung mit Verlust abgewiesen, und zog sich schleunig zurück. Ferdinand verstärkte die Besatzung durch einige Brittische Bataillone, um ähnliche Versuche desto nachdrücklicher zu vereiteln.

Was den Franzosen an Thätigkeit im Felde abging, ersetzten sie durch mannigfaltige Anstalten, Vorsichts-Maaßregeln und Zurüstungen. Ein Theil der Mauern und Wälle von Duderstadt wurde niedergerissen, wozu man acht hundert Bauern und Bergleute vom Harz brauchte, denen die Bürger Essen und Trinken geben mußten. Auch die Weiber ließ man nicht müßig. Drey hundert von diesen wurden bestimmt, in Tragkörben eine Menge Kanonen-Kugeln von der Eisenhütte zu Lautenberg nach Göttingen zu bringen, wohin auch Duderstadt 600 Paar Schuhe liefern mußte. Von dem Fürstenthum Göttingen wurden 13,000 Stück Leinwand zu Betten, und 18,000 Hemden gefordert. Die Hauptsorge betraf jedoch die Füllung der Vorrathskammern, und hier ließen es die Franzosen, gleich viel ob in Feindes oder Freundes Land, an Ausschreibungen nicht fehlen. Der Fränkische Kreis erließ deshalb unter dem 10ten November 1761 ein Klag-Schreiben an den Kaiser, worindi e bereits gemachten Lieferungen und der im Krieg erlittene Schaden auf drey und zwanzig Millionen Gulden angegeben wurden; man bat um seine Verwendung beym König von Frankreich, damit der Kreis fürs künftige verschont bliebe, weil, wie es hieß, er sonst mit seinen Reichs-Verpflichtungen

einhalten müßte. Diese Klagen aber wurden nicht gehört; man fuhr fort auszuschreiben und zu liefern, und die geäußerte Drohung der Kreisstände blieb unerfüllt.

Ein merkwürdiges Schreiben, das der Herzog von Sachsen-Meiningen, Anton Ulrich, bald nachher wegen dieser Bedrückungen an die Fränkische Kreis-Versammlung erließ, stellte die Art derselben nachdrücklich dar. Er sagte: Alle Nationen in Europa, nur die Portugisen ausgenommen, haben die Provinzen entweder verheert, oder doch durch ihre Heereszüge unglücklich gemacht. Keine dieser Nationen entzog jedoch den Kreis-Versammlungen die gebührende Achtung; nur in unserm erleuchteten Zeitalter behandelt Frankreich diese aus selbstherrschenden Fürsten und Ständen bestehenden Versammlungen, seine Mitverbündeten im Kriege, auf eine achtungslose Weise, und mit einer Zwanggewalt, welche man Bedenken getragen hätte gegen die Requeten-Kammer in Grenoble auszuüben. Der Dienst des Königs ist der zureichende Grund, um jede ungerechte Handlung und jede Erpressung zu rechtfertigen.

Man sah in Versailles diese Klagen eines Deutschen Fürsten als ein Verbrechen an, und der Herzog wurde durch die härtesten Drohungen gezwungen, seine Klagen wieder zurück zu nehmen. Die Despotie aber ging noch weiter. In Frankreich war damals ein Lit de Justice erforderlich, um in den Gerichtshöfen die angenommenen Beschlüsse durch den eigenmächtigen Befehl des Königs zu vernichten; ein feyerliches Schaugepränge, bey dessen Glanz die Gesetze verdunkelt wurden, und das geblendete Volk schwieg. In Deutschland hingegen glaubte der Französische Hof mit weniger Umständen verfahren zu können. Ein bloßer Eilbote brachte der Fränkischen Kreis-Versammlung zu Nürnberg den Befehl Ludwigs des funfzehnten, bey Strafe der här-

testen Ahndung die Beschwerden des Herzogs von Sachsen-Meiningen, so wie die darüber genommenen Beschlüsse aus ihren gerichtlichen Schriftsammlungen gänzlich auszustreichen. Dieser Befehl, welchem die nah befindlichen Französischen Heere das nöthige Gewicht gaben, wurde auch sogleich befolgt.

Die Franzosen bedienten sich bey diesen gewaltsamen Maaßregeln allerhand Mittel, ihre Bedürfnisse zu sichern. Die Hannoveraner mußten eine große Anzahl Katzen liefern, weil sich in den Französischen Vorrathshäusern eine ungeheure Menge Mäuse einfanden. Da nun die Katzen das Einsperren nicht vertragen konnten, so wurden Lieferungen von Igeln und Füchsen ausgeschrieben. In den Hannöverschen Ländern wurde auch, nach dem Beyspiel Friedrichs in Sachsen, eine Menge Werblinge ausgehoben, zwischen funfzehn und vierzig Jahren, die gegen ihr Vaterland fechten mußten. Wollten sie diesen Zwang-Dienst heimlich verlassen, so wurden sie eben so wie die gebornen Unterthanen Frankreichs mit dem Tode bestraft. Aus den Forsten in Hannover mußten 50,000 Befestigungspfähle zur bessern Sicherung von Göttingen geliefert werden. In dieser Stadt nahmen sich die Franzosen der Polizey an. Die Schuster, deren Arbeit schlecht gerieth, wurden auf öffentlichem Markt geprügelt, wobey die ganze Schuster-Gilde gegenwärtig seyn mußte. Die immer erneuerten unruhigen Auftritte veranlaßten, daß sich eine große Anzahl Studenten dieser hohen Schule nebst verschiedenen Professoren nach Clausthal begaben. Hessen wurde jedoch noch übler als Hannover behandelt. Auch hier hoben die Franzosen Werblinge zum Dienst ihres Königs aus; entfernte sich der Soldat, so durch Gewalt gegen sein Vaterland, gegen seine Brüder und gegen alles, was ihm theuer war, zu fechten gezwun-

gen, von den ihm verhaßten Fahnen, so war ohne Gnade der Strang sein Loos. Alle zum Kriege taugliche Mannschaft im ganzen Lande wurde aufgezeichnet, und die Auswanderungen bey Galeeren-Strafe verboten. Dabey mußten die Französischen Truppen sich täglich in den Waffen üben, da man denn nach Anweisung der Ueberläufer die Preußische Art des Exercierens nachzuahmen suchte.

Eilftes Buch.

(1761.)

Alle kriegführenden Nationen wünschten den Frieden, aber nicht ihre Beherrscher. Nur Friedrich sehnte sich danach, jedoch ohne Aufopferungen machen zu wollen. Theresia wäre noch zur Zeit selbst mit der Zurückgabe von ganz Schlesien nicht zufrieden gewesen, wenn sie ihre Hauptabsicht, den König von Preußen zu dem Rang eines kleinen Fürsten zu erniedrigen, verfehlt hätte. Elisabeth hatte ihre Rache gesättigt, und würde sich nicht abgeneigt bezeugt haben, einen Krieg zu endigen, dessen schwere Bürde sie fühlte; allein sie betrachtete jetzt das Königreich Preußen als eine Russische Provinz, die durch einen fortwährenden Krieg behauptet werden konnte, da eine gutwillige Abtretung nicht denkbar war. Dem Hof zu Stockholm und der ganzen Schwedischen Nation war der Krieg mit Preußen von Anfang an verhaßt gewesen, allein das Heft der Regierung war immer noch in den Händen von Reichsräthen, die blindlings den Befehlen des Hofes zu Versailles gehorchten. Die Französische Nation schmachtete zwar am meisten nach dem Ende eines Kriegs, der ihr Land von Geld und Menschen entblößte, der ganz dem Vortheile des Reichs entgegen, aus grillenhaftem Hange angefangen, aus besonderem Eigennutz der Mi-

nister und der Königlichen Buhlerin fortgesetzt, und jetzt, ohne zu wissen warum, mit Wuth verlängert wurde; eines Krieges, welcher die Französischen Waffen, mehr als irgend einer seit Jahrhunderten, mit Schande bedeckt hatte, und überdieß selbst bey dem glücklichsten Erfolg keine Aussicht auf Vortheile für den Staat gewährte.

Ludwig der Funfzehnte, der nur für Vergnügungen Sinn hatte, bekümmerte sich wenig um das Glück oder Unglück seines Volks. Das Steuerruder des Staats hatte jetzt Choiseul in Händen; ein Fürstendiener, welcher, unerschöpflich an staatsklugen Künsten, die Verbindung mit Oesterreich gemacht hatte, den Krieg liebte, und den König von Preußen haßte. Dieser Haß erreichte den höchsten Grad nach Lesung eines poetischen Briefes, den Friedrich an Voltaire geschrieben und dieser in Frankreich wohnende Dichter, aus Furcht vor der Bastille, dem Minister zugesandt hatte. Choiseul, der in diesem nicht zur Bekanntmachung bestimmten Sendschreiben höchst verächtlich geschildert war, vergaß sich so sehr, daß er darauf in einem andern antwortete, dessen Ton von den Pariser Poissarden entlehnt war. Und nun gingen bey ihm Haß und Rache unaufhaltsam fort. Sein jetziger Entwurf war sehr mannigfaltig. Er wollte alles anwenden, Spanien, mit dem er das berühmte Bourbonsche Bündniß geschlossen, gleichfalls zum Kriege zu vermögen, England durch Unterhandlung mitten im Lauf seiner Siege einschläfern, und dadurch Zeit gewinnen, Frankreichs Seemacht wieder herzustellen. Ferner beschloß er, mit einer auf 6000 flachen Fahrzeugen eingeschifften Streitmacht in Groß-Brittanien eine Landung zu unternehmen, und dem für Frankreich bis dahin unglücklichen Kriege in Amerika eine andre Gestalt zu geben. Es wurde also der Graf Bussy als Abgeordneter nach London geschickt, dem Engli-

schen Hofe einen Waffen-Stillstand anzutragen, der jedoch nicht zugestanden ward, obgleich auch Mr. Stanley als Englischer Gesandter nach Frankreich ging. Beide erhielten von den gegenseitigen Höfen Pässe zu ihrer Reise, die jedoch nichts fruchtete, da die Französische Unterhandlung bloß ein staatskünstliches Fechterspiel war. Theresia glaubte auch, bey einer ähnlichen Rolle ihre Vortheile zu finden; sie äußerte von selbst Neigung zum Frieden, und schlug Augsburg zur Versammlungsstadt vor. Aber da Friedrich keinen Gesandten des Kaisers dabey zulassen wollte, verzögerte sich dieser Friede von Tag zu Tage.

Der Hof zu Madrid, der geheimen Verbindung mit Frankreich getreu, versuchte seine Vermittelung den Engländern aufzudringen. Da sie aber verworfen wurde, ließ der Spanische Gesandte in England gegen den großen Pitt einige Drohungen fallen, die dieser durch die berühmte Antwort erwiederte: „Sie haben meinen Entschluß gehört, und „davon werde ich nicht abgehen, bis der Tower von London „mit dem Schwerdt in der Faust erobert ist.” Da bey den Friedensversuchen die Entschädigung des so hart mitgenommenen Churfürstenthums Sachsen den verbündeten Mächten immer zum Hauptworte diente, so glaubte Friedrich, diesen Punkt durch einen sonderbaren Vorschlag zu berichtigen. Ein Ländertausch schien ihm hiezu das beste Mittel zu seyn; er erbot sich, das Königreich Preußen und seine Westphälischen Provinzen für den Besitz von Sachsen hinzugeben, dabey der Familie des August auch der Königstitel als erblich verbleiben sollte. Friedrich wollte dagegen den Titel, König der Wenden, annehmen. Die Einkünfte der beiderseitigen hier vorgeschlagenen Staaten standen im Gleichgewicht; auch versprach die Nachbarschaft von Polen der neuen Monarchie den wirksamsten Einfluß zur fortwähren-

den Behauptung dieser Krone. Der Antrag wurde jedoch gleich zurückgenommen, da August ihn als eine Beleidigung ansah, und von der Entsagung seines geliebten Landes unter keinerley Bedingungen etwas hören wollte. Ohne die große Staatsumwälzung, welche das Russische Reich im folgenden Jahre erfuhr, wäre jedoch dieser Entwurf zur Wirklichkeit gekommen. Der Sieger hätte Gesetze vorgeschrieben, die man gern oder ungern hätte annehmen müssen, und Sachsen wäre das Eigenthum des Eroberers geblieben.

Jetzt waren die Feinde Friedrichs noch von allen Besorgnissen entfernt, daß ihre Erwartungen getäuscht werden dürften, da der Kriegseifer an allen Höfen fortdauerte, und Spanien überdies noch den großen Bund verstärken sollte. Man sah also in Wien sowohl wie in Versailles, Petersburg, Warschau und Stockholm neue Strahlen von Hoffnung, und nun verschwanden auch die letzten Spuren der Friedens-Unterhandlungen.

Friedrich hatte indessen einen Verlust erlitten, der eine ganze Provinz aufwog. Dies war George der zweyte, König von England, der im October 1760 gestorben war. Mit seinem Leben hörte auch der Königliche Eifer auf, den Krieg in Deutschland mit Nachdruck fortzuführen, oder nach dem Ausdruck Pitts, Amerika in Deutschland zu erobern. Die ganze Englische Nation, ehemals mit dem Landkriege nicht zufrieden, war jetzt von dessen Nutzen überzeugt, und wünschte einstimmig die Fortsetzung. Pitt, welcher das Unterhaus beherrschte, war zwar noch am Ruder, seine Macht im Königsrathe aber, von den ersten Tagen der neuen Regierung an, nicht mehr die vorige. Er mußte sie mit Lord Bute, dem Günstling des neuen Königs, theilen, mit einem Staatsdiener, der aller Regierungs-Fähigkeiten beraubt, kein andres Talent besaß, als seinem Monarchen sich unentbehrlich zu

ma-

machen, und durch sinnlose Maaßregeln ein großes blühendes Reich von seiner Höhe herabzustürzen. Denn dies war genau der Zeitraum der sinkenden Brittenmacht, einer Macht, die im Jahr 1761 den höchsten Gipfel erreicht hatte. Bute, der sein gänzliches Unvermögen fühlte, das Staatsruder zu führen, und doch herrschen wollte, glaubte im Frieden weniger Schwierigkeiten als bey äußeren Unruhen zu finden; zudem trug er sich mit Entwürfen zur Ausdehnung der Königlichen Gewalt, die im Kriege nicht ausführbar waren. Sein Wunsch war also Friede. Da aber alle andren Minister, das Parlament und die ganze Nation entgegengesetzter Meinung waren, so durfte er die seinige noch nicht äußern. Er arbeitete jedoch im Stillen, seinen Zweck zu erreichen. Die Wirkung zeigte sich bald. Der Vertrag mit Preußen wurde nicht erneuert, und Friedrich erhielt keine Hülfsgelder mehr, obgleich George der dritte in seiner ersten Parlamentsrede feyerlich versprochen hatte, die gegen die Verbündeten eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Dies Versprechen erregte eine allgemeine Freude. Das Parlament selbst äußerte solche in einer Zuschrift an den König, worin die für Friedrich, von dem Senat einer fremden Nation, so ehrenvollen Worte vorkamen: „Wir können die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unsers „Bundsgenossen, und die unerschöpflichen Hülfsmittel seines „Geistes nicht genug bewundern. — Von ganzem Herzen, „und ohne allen Verzug, bewilligen wir die Hülfsgelder zu „seiner Unterstützung." Bute aber wollte hievon nichts hören; erst suchte man allerhand Ausflüchte, und endlich schlug man die Bezahlung der Hülfsgelder geradezu ab, weil der Minister, so wie die Niedrigsten seiner Nation, die Menschen nur nach dem Werth des Geldes würdigte, und den König von Preußen dadurch zu zwingen hoffte, die

Friedens-Bedingungen ganz nach Bute's Belieben zu unterzeichnen.

Friedrich vergaß in seinen Kriegen, besonders aber in den Winter-Quartieren, die Wissenschaften und Künste nicht. Er widmete ihnen einen Theil seiner Zeit. Die Musen begleiteten ihn in seine Läger, wohin sie seit der Römer Zeiten höchst selten gekommen waren. Der Oberst Quintus Icilius genoß seines täglichen Umgangs. Dieser gelehrte Officier, dessen Familienname Guichard war, besaß außerordentliche Kenntnisse in der alten und neuen Litteratur; besonders hatte er die Kriegeskunst der Griechen und Römer studirt, und in seinen Schriften vortrefflich erläutert. Dieser Umstand veranlaßte Friedrich, ihm den Namen eines Römischen Centurio zu geben, den er auch sein ganzes Leben durch behielt. Da der König nach der Torgauer Schlacht zum erstenmal den Winter in Leipzig zubrachte, vermochte ihn Quintus zu Unterredungen mit Professoren dieser Hochschule. Die Vorurtheile Friedrichs gegen Deutsche Gelehrte waren unbegrenzt. Er würdigte keinen näher kennen zu lernen, und las keine Bücher in seiner Muttersprache, weil er irrig voraussetzte, daß das Deutsche Schriftenthum im Jahr 1760 sich in eben dem Zustande wie 1730 befände; einem Zeitpunkt, wo der Königliche Jüngling von gelehrten Pedanten gemartert wurde, und der Hofnarr Gundling Präsident der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin war. Indessen war eben damals, mitten unter diesen blutigen Ereignissen, in diesen Tagen der Verwüstung und des ausdrucklosen Jammers, für die von Friedrich verachtete Deutsche Literatur die schönste Morgenröthe angebrochen, welche den herrlichsten Tag versprach.

Schon lange behaupteten die Deutschen den Ruhm, das gelehrteste Volk der Erde zu seyn. Sie drangen tief in

die Wissenschaften, und studirten die Sprachen aller Nationen, deren Lehrer sie durch ihren eisernen Fleiß in so vielen Zweigen des menschlichen Wissens wurden. Bey allen diesen großen Vorzügen aber waren ihre Gelehrten unbehülfliche Vielwisser. Die Gelehrsamkeit verdrängte bey ihnen das Genie, und eben diejenigen Männer, die in ihrem Geist mehr in Athen und Rom, als in Deutschland lebten, wußten nichts von den Grundsätzen des guten Geschmacks. Hiezu kam eine noch ungebildete Sprache. Erst dann wurde sie gebildet, erst dann wurde ihre Schönheit, ihr Reichthum, ihre Kraftfülle erkannt, als unsterbliche Dichter sie mit dem Götterfunken des Genie's belebten, sie in allen Formen zeigten, und ihre Leyer in allen Tönen stimmten. Nun geschahen sehr bald auf den wissenschaftlichen Feldern die Riesenschritte, deren Größe die fremden Nationen aus Mangel an Sprachkenntniß noch jetzt nicht zu beurtheilen vermögen. Und dieser große Wendepunkt fiel gerade in den Zeitraum dieses außerordentlichen Kriegs, wo sich so viel andre Geisteskräfte entwickelten, und durch erstaunenswürdige Handlungen ins Licht gesetzt wurden.

Nie war bey einem Volk eine Geistesumwälzung schneller und bewundrungswürdiger; nie zeigte sich menschliche Größe in mannigfaltigeren Gestalten als jetzt. Während die Deutschen Feldherren Friedrich und Ferdinand unter dem Donner der Kanonen den Völkern der Erde ihre schrecklichen Lehrstunden gaben, stieg der Deutsche Winkelmann mit so viel Muth als Glück in den Irrgarten des Alterthums hinab, um aus dem verworrenen Gewühl der alten Kunst Ordnung zu schaffen, bestimmte der Deutsche Euler den Lauf der Planeten, und der Deutsche Mengs wurde der Raphael des achtzehnten Jahrhunderts. Bildende Künstler aller Art mehrten sich in Deutschland, und zeigten ihre Talente in

Steinen, Medaillen und Kupferplatten. Auf diese Weise riefen die Deutschen Musen mitten unter dem Schlachten-Getümmel die Künste hervor, und so wurde von ihnen die Leyer des Dichters, der Pinsel des Malers, der Grabstichel des Kupferstechers, und der Meißel des Bildhauers mit den neu gepflanzten Lorbeern umwunden.

Diese Geistesumwandlung erstreckte sich über alles. Zu eben der Zeit, als die Kriegskunst vervollkommnet wurde, verließen einsichtsvolle Deutsche Gottesgelehrte ihre unbegreiflichen Glaubenssätze, um reine Sittenlehre vorzutragen. Die Deutsche Kunstrichterschaft war bisher noch in ihrer Kindheit gewesen, jetzt aber war der Augenblick, wo sie ihre große Laufbahn begann. Die Rechtsgelehrten veränderten ihre barbarische Sprache, und führten die Philosophie in die Tempel der Themis ein. Die Aerzte hörten auf, bey den Kranken Griechische Gelehrsamkeit zu zeigen, und fingen an, verständlich zu reden und zu schreiben. Die Deutschen Naturforscher, obgleich sie keinen Maler der Natur wie Büffon hatten, fuhren dennoch fort, alle, selbst die klügsten Nationen Europas, die Franzosen und Britten, in der Naturkunde zu belehren, und bewirkten dies durch ihre neuern Entdeckungen, durch ihre unermüdeten Versuche, und durch die bessere Kunst sich auszudrücken, mehr als jemals. Auch die Mathematiker benutzten den neuen Sprachschatz, und zeigten in ihren Schriften eine vorher nie geahnte Faßlichkeit.

Mehr aber als alle glänzten die Dichter. Schon hatten Haller, Hagedorn, Bodmer, Utz und Gellert gesungen. Ihr vortrefflicher Gesang ging größtentheils bey einem noch ungebildeten Volke verloren. Ein besserer Zeitpunkt erschien, wo so viele Begebenheiten und Leidenschaften selbst die schläfrigsten Menschen in allen Kreisen Germaniens, wo nicht zur Thätigkeit, doch zur Theilnahme weckten, und nun traten

Wieland, Klopstock und Lessing auf; drey Männer vom Schicksal bestimmt, den National-Ruhm des Deutschen Genie's bey der Mitwelt, und noch mehr bey der späten Nachwelt zu sichern, und den größten Geistern anderer Völker zur Seite zu stehn. Diese Riesen gingen zu eben der Zeit als Jünglinge mit langsamen aber gewissen Schritten zum Tempel der Unsterblichkeit. Wieland fing an, durch seine göttlichen Gedichte die Menschen zu bezaubern. Er wandelte, auf jedem Pfade belehrend und vergnügend, seine vielfach gewundene Laufbahn; bald besang er die Empfindungen gleichfühlender Herzen, oder kleidete die Weisheit in die reizendsten Gestalten; bald versetzte er die Leser in den Olymp, nach Griechenland oder in die Ritterzeiten, in die Welt der Wirklichkeit oder der Einbildung; bald entzückte er in Prosa, bald in Versen, und dies alles mit einer Kunst, die nach dem Ausdruck des Französischen Dichters Dorat glauben machte, die Göttinnen der Anmut hätten dem Sänger seine Worte zugeflüstert und er nur sie niedergeschrieben. Klopstock trat damals mit seinem Messias auf, welcher ihm einen Rang unter den größten Dichtern aller Zeiten gab; Lessing machte den Anfang, sein in alle Fächer des Wissens passendes und überall großes Genie zu entwickeln. Kleist besang unnachahmlich die schöne Natur; Gleim wurde Deutschlands Tyrtäus und Anacreon; Ramler der Horaz, und Geßner der Theocrit Deutschlands. Die schwungreicheren Philosophen und Geschichtschreiber waren zwar noch nicht aufgetreten, allein man konnte jetzt auf ihre baldige Erscheinung sicher rechnen; denn solche Dichter waren zu Schöpfungen bestimmt; ihre Flammen mußten wärmen, ihre Kunst Geist und Geschmack bilden, und die Macht ihres Genie's selbst auf kalte Menschen wirken.

Diesen glänzenden Anfang eines so ruhmreichen Schrif-

tenthums verkannte der große Friedrich aus einem Vorurtheil, welches selbst seine parteylosen gelehrten Freunde nicht besiegen konnten. Unter andern fanden sich eben jetzt bey diesem Monarchen zwey eifrige Vertheidiger der neuern Deutschen Literatur. Dies waren zwey unbefangene gelehrte Ausländer, der Englische Gesandte Mitchel, sein Kriegsgefährte, und der Französische Marquis d'Argens, Friedrichs Freund, die beide den König auf den von ihm nicht beobachteten Flug des Deutschen Genie's aufmerksam zu machen suchten. Da der Monarch aber die Deutschen Buchstaben nicht leiden konnte, so blieben die Vorstellungen dieser vortrefflichen Männer fruchtlos. Gottsched, damals noch von vielen Anhängern umgeben, die ihn als einen außerordentlichen Mann betrachteten, war am wenigsten fähig, diese Vorurtheile zu vernichten, als er die Ehre einer Unterredung mit dem gekrönten Dichter hatte. Sein fälschlich erworbener Ruhm bey eingeschränkten Fähigkeiten, und sein gänzlicher Mangel an Witz und Geschmack, bestärkten vielmehr die vorgefaßte nachtheilige Meinung des Königs, und entschieden für sein ganzes übriges Leben sein Urtheil über diesen Gegenstand. Friedrich ließ endlich auf Quintus Anrathen den Professor Gellert zu sich kommen. Die gründlichen Kenntnisse dieses Gelehrten, sein guter Geschmack, und die Art seines Vortrags setzten den König in Verwunderung und erzeugten Lobsprüche, die den bescheidenen Gellert wahrhaft beschämten *); selbst die Freymüthigkeit des Mannes, womit er dem Monarchen seine zu große Anhänglichkeit an die Franzosen, und seinen geringen Schutz der Deutschen Litera-

---

*) Der König, der, wie oben gesagt, die Deutschen Gelehrten weder persönlich, noch ihre Schriften kannte, bediente sich des Ausdrucks **C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands.**

tur vorwarf, mißfiel nicht. Es blieb jedoch nur bey einer Unterredung, ungeachtet der Erinnerung Friedrichs, oft zu kommen, da Gellert, wie er in einem Briefe an Rabener sagt, die Lehre des Sirach: „dränge dich nicht zu den Kö„nigen" wörtlich befolgte.

Die so unerwartet entzogenen Brittischen Hülfsgelder trugen vielleicht zu dem Entschluß, den nächsten Feldzug vertheidigungsweise zu verfahren, nicht wenig bey. Die Oesterreicher, dieses an Friedrich nicht gewöhnt, betrachteten seine Behutsamkeit als eine Kriegslist, irgend einen großen Streich desto gewisser auszuführen, und gingen daher auch nicht angreifend zu Werke. Sie begnügten sich, seine Bewegungen zu beobachten. Noch immer war Schlesien das Augenmerk der Oesterreicher und Russen; der König zog also im Frühling dieses Jahres dahin, und ließ den Prinzen Heinrich mit einem Heere in Sachsen zurück. In dieser Provinz blieb auch Daun mit seiner Hauptmacht, und überließ es Laudon, mit dem König sein Glück zu versuchen. Dieser Feldherr, der General-Feld-Zeugmeister geworden, und bisher nur an der Spitze untergeordneter Haufen erschienen war, befehligte jetzt zum erstenmal eine große Streitmacht, womit er in Schlesien eindrang; allein, durch besondere Befehle seines Hofes bestimmt, vermied er, ganz wider seine Gewohnheit, jetzt sorgfältig eine Schlacht. Er stand zwey Monat lang in dem festen Lager bey Braunau, und die Berggötter waren, wie sonst unter Dauns Anführung, die Schutzgötter der Oesterreicher. Endlich setzte er sich in Bewegung, da seine Vereinigung mit dem Hauptheer der Russen, so wie im vorigen Jahr, in dem Plan des Feldzuges das Hauptziel seyn sollte. Der General Goltz stand mit 12,000 Mann bey Glogau, diese letztern zu beobachten. Der König verstärkte ihn noch mit 9000 Mann, und sandte ihm dabey den

Befehl, die Russen, die in einzelnen Haufen anrückten, so abgesondert nach der Reihe anzugreifen. Allein Goltz starb schleunig; den Befehl erhielt nun Zieten, der in Polen einrückte, aber wegen der zu baldigen Vereinigung aller Russischen Schaaren seine Versuche aufgeben mußte. Das Heer dieses Volks fiel jetzt in Schlesien ein, und bemühte sich zu Laudon zu stoßen, der auf der andern Seite der Oder stand. Der König gewann jedoch den Vorsprung durch überaus schnelle kaum glaubliche Märsche; denn am 4ten August zog die Preußische mit allen Mannschaften in Schlesien verbundene Streitmacht, die ohne das kleinere Geschütz 130 schwere Kanonen mit sich führte, von Oppersdorf hinter Neiße bis Poitmannsdorf, sechs und eine halbe Meile; am folgenden Tage machte sie bis Strehlen anderthalb, und den 6ten August bis Kant wieder sechsthalb Meilen. Vermittelst dieser angestrengten Heeres-Bewegungen machte Friedrich es den Russen, die unentschlossen herumzogen und gleichsam zum Zeitvertreib Breslau von sieben Batterien beschossen, lange Zeit unmöglich, über die Oder zu gehn. Es geschah daher nicht dem Entwurf zu Folge im Juli, sondern erst im August; den 12ten dieses Monats erfolgte endlich bey Striegau die so lange gewünschte, und seit vier Jahren vorbereitete Vereinigung. Da es den Russen sogleich an Mundvorrath fehlte, so sandte Laudon vier Tage nachher 400,000 Portionen Brot für sie nach Jauer. Einige Wochen zuvor waren im Russischen Haupt-Quartier zwey Wagen mit Gedächtniß-Münzen angelangt, welche den Sieg bey Kunersdorf vorstellten, und zum Andenken unter die Soldaten vertheilt wurden.

Der Ober-Befehlhaber des Russischen Heeres war jetzt der Feldmarschall Butturlin; sein Heer über 60,000, und das Oesterreichische 72,000 Mann stark. Friedrich hatte ihnen nur 50,000 Mann entgegen zu setzen, und mit diesen

bezog er ein Lager bey Bunzelwitz, unweit Schweidnitz, wodurch diese Festung gedeckt wurde. Die feindlichen Heere umzingelten ihn hier, und bildeten einen halben Mond, so daß dem Könige bloß der Rücken frey blieb. Friedrichs Lage als König und Feldherr war in diesem Kriege oft höchst bedenklich gewesen, nie aber hatte er sich als letzterer in einer gefährlichern befunden. Eine Schlacht zu liefern, sonst sein bestes Hülfsmittel, wäre bey solcher Uebermacht Verwegenheit gewesen. Selbst ein Sieg, in seinem jetzigen Zustande so schwer zu erringen, konnte nicht anders als sehr theuer erkauft werden und wegen der so zahlreichen feindlichen Heere nur wenig nützen; dagegen eine Niederlage für den König die schrecklichsten Folgen haben mußte. Was aber so oft bey den Preußischen Schaaren den Mangel an Macht ersetzte, war: Cäsar und sein Glück. Friedrich besann sich nicht lange, und beschloß zum erstenmal in seinem Leben, eine Schlacht sorgfältig zu vermeiden. Bey seinem Hauptheer, dem Kern seiner Kriegesmacht, war, besonders wenn er sich an ihrer Spitze befand, nie von Verschanzungen die Rede gewesen. Man war in seinen Lägern gewöhnt, bloß dem Kriegsgebrauch gemäß Erdhaufen für die Feldwachen des Fußvolkes aufzuwerfen, und Batterien für das schwere Geschütz anzulegen; jetzt aber sollte das ganze Lager verschanzt werden. Allein auch diese Handlung Friedrichs hatte das Gepräge des Außerordentlichen, und wurde auf eine Art und mit einer Geschwindigkeit ausgeführt, wovon man in der neuern Kriegsgeschichte kein Beyspiel findet.

Der Mittelpunkt des Lagers war ungefähr eine Meile von Schweidnitz. Der ganze Bezirk, wo das Fußvolk sich gelagert hatte, wurde jetzt zu einer Kette zusammenhängender Linien. Man sah Verschanzungen mit sechszehn Fuß tiefen und eben so breiten Gräben, die durch vier und zwan-

zig große Batterien an einander hingen; vor den Linien wurden Palisaden eingerammt, Sturmpfähle gepflanzt, oder Spanische Reiter gestellt, und vor diesen noch drey Reihen sechs Fuß tiefe Wolfsgruben gegraben. Man hatte jedoch Zwischenräume gelassen, damit die Reiterey durchbrechen, auch wohl das Fußvolk nach Beschaffenheit der Umstände ausfallen und die Angreifenden selbst im Rücken oder in den Seiten angreifen konnte. Einige Gegenden des Lagers waren durch Moräste, andre durch das Striegauer Wasser, noch andre durch den Nonnenbusch gedeckt, einen Wald, worin man Verhacke gemacht, und mit Jägern besetzt hatte. Die Dörfer Bunzelwitz, Jauernick, Zeschen und Peterwitz wurden stark befestigt. Vier verschanzte Hügel innerhalb des Lagers stellten gleichsam Bastionen vor, und der sogenannte Würbener-Berg auf dem linken Flügel war einer Citadelle ähnlich. Man sah nichts als Batterien. Eine jede derselben hatte überdieß zwey Flatter-Minen, oder mit Pulver, Kugeln und Granaten gefüllte Gruben, die in einer geringen Entfernung vor den Batterien angelegt, durch Röhren ins Innere derselben gingen, und jeden Augenblick gesprengt werden konnten. Der König hatte auch noch eine Anzahl schwerer Kanonen aus Schweidnitz genommen, um die Batterien zu verstärken, die zusammen 460 Stücke Geschütz und 182 Minen dem Feinde entgegenstellten, und alles dies auf Anhöhen, deren Zugänge auch schon von der Natur durch kleine Bäche und sumpfige Wiesen beschwerlich gemacht waren. So war das Lager bey Bunzelwitz geformt, das einer Festung gleich, von den Kennern, wegen der glücklichen Verbindung der Grundsätze der Tactik mit den Grundsätzen der Feld-Befestigungskunst, für ein Muster dieser letztern gehalten wurde, und den Feinden unübersteigliche Hindernisse zum Angriff zeigte. Sie konnten wegen des höher liegenden

Preußischen Lagers von ihren Kanonen nicht den geringsten Nutzen erwarten, noch weniger von den Musketen, die gegen Palisaden und Verschanzungen ganz überflüssige Waffen waren; und eben so geringen Beystand ließ ihre Cavallerie hoffen, die bey allen Bewegungen sich den Preußischen Kanonen aussetzen mußte. War die Art der Befestigung bewundernswürdig, so war es die Geschwindigkeit der Ausführung noch weit mehr; denn diese ungeheure, höchst mannigfaltige Arbeit war das Werk von drey Tagen, mit Inbegriff der Nächte. Die Hälfte des Heeres arbeitete immer, und die andre ruhte; so ging es Tag und Nacht ununterbrochen fort, bis alles fertig war. Wo die Verschanzungen am linken Flügel aufhörten, in einer großen Ebene, standen neunzig Escadrons Preußische Cavallerie, begierig, die von Seydlitz gelernten Kunstbewegungen auf diesem so vortheilhaften Boden in ihrem ganzen Umfang zu zeigen.

Laudon hatte von seiner Monarchin die Vollmacht erhalten, nach Gutbefinden eine Schlacht zu liefern, oder zu vermeiden. Er wünschte das erstere; auch war es gleich anfangs sowohl seine, als des Russischen Feldherrn Absicht, den König anzugreifen. Hiezu aber gehörte ein Plan, und dieser konnte wegen entgegengesetzter Meinungen, wegen der sehr verschiedenen sowohl politischen als militärischen Grundsätze zwischen den Oesterreichern und Russen, wegen mancher abweichenden Kriegsgebräuche, vieler Zweifel und mannigfaltiger Bedürfnisse, nicht in einem Tag entworfen und geordnet werden. Friedrich benutzte diese für ihn äußerst kostbare Zeit, und da die Zweifel seiner Feinde gehoben, alles berichtigt, und die Heerführer zum Angriff entschlossen waren, sahen sie kein Preußisches Lager mehr, sondern eine Kette von Festungswerken vor sich, die wie durch Zauberey

aus der Erde hervorgegangen waren. Die Art, diese anzugreifen, oder vielmehr zu bestürmen, erforderte neue Entwürfe, und diese zeigten immer größere Schwierigkeiten; so daß in einem großen Kriegsrath, zu welchem Laudon im Russischen Lager sich einfand, Butturlin geradezu erklärte, daß er mit seinem Heere nichts wagen wollte; sollte es aber zwischen den Kaiserlichen und den Preußen zu einem Angriff kommen, so würde er eine Schaar seiner Truppen zur Unterstützung senden. In der That war der Angriff dieses Preußischen Lagers eine große Verwegenheit. Man mußte Ströme von Blut erwarten, noch ehe man mit den Preußen im Innern ihrer Feld-Burg handgemein werden konnte. Die muthigsten Krieger aller Heere zagten bey dieser Unternehmung, die mehr als irgend eine im Lauf des ganzen Kriegs entscheiden sollte, und gewiß die schrecklichste Schlacht des Jahrhunderts gewesen wäre.

Diesen großen Versuch zu wagen, war jedoch jetzt Laudons höchster Wunsch, um so mehr, da, so groß auch der Verlust seyn mochte, die Wirkung eines Sieges für den ganzen Krieg entscheidend, und im widrigsten Fall der Rückzug der Oesterreicher und Russen durch ihre Stellung gesichert war. Aber selbst diesen Fall hielt er nicht für wahrscheinlich; wenigstens ließ er nicht ab, den Russischen Feldherren den glücklichen Ausgang des Angriffs als unzweifelhaft vorzustellen; allein diese, ohnehin auf ihn, als den eigentlichen Sieger bey Kunersdorf, eifersüchtig, wollten dies nicht einräumen, und blieben bey dem Satze stehen: nichts zu wagen. Eine nothwendige Betrachtung gab der Sache vollends den Ausschlag. Laudon wollte bey diesem großen Kampfe, der seiner Gebieterin den Besitz von Schlesien verschaffen sollte, mit seinem Heere nicht den leichtesten Theil der Blutarbeit übernehmen; auch glaubte er durch diese groß-

müthige Wahl des Schwersten, den Entschluß der Russen desto gewisser zu bestimmen, da sie immer Klagen führten, daß man ihren Truppen die größte Last des Krieges auflegen wollte. Allein dieser Plan hatte das Nachtheilige, daß dadurch die Russen eine untergeordnete Rolle spielten, und ihr Ober-Feldherr, Graf Butturlin, dem ihm an Rang und Würde ungleichen Laudon nachstehn und dabey erwarten mußte, bey einem glücklichen Erfolg als ein bloßer Helfer zum Oesterreichischen Siege, bey einem widrigen Schicksal aber vielleicht als die einzige Ursache des Verlustes angesehen zu werden.

Friedrich war indessen stündlich zum Kampf bereit. Bey Tage, wo man alle Bewegungen in den feindlichen Lägern wahrnehmen konnte, mußten seine Soldaten rasten; sobald aber die Abenddämmerung anbrach, wurden die Zelte abgebrochen, das ganze Gepäck des Heeres unter die Kanonen von Schweidnitz geschickt, und alle Regimenter traten hinter ihren Verschanzungen ins Gewehr. So standen Fußvolk, Reiterey und Geschützmacht alle Nächte durch in Schlachtordnung. Der König befand sich gewöhnlich bey einer Haupt-Batterie, wo ein kleines Zelt für ihn aufgeschlagen war. Sein eignes Gepäck wurde gleichfalls jeden Abend weggeschickt, und des Morgens kam es zurück. Erst nach Aufgang der Sonne legten die Truppen ihre Waffen nieder, und schlugen ihr Lager wieder auf. Die Hitze war drückend und, Brot ausgenommen, an Lebensmitteln großer Mangel. Es fehlte an Schlachtvieh, so wie an Gemüse. Die Soldaten hatten also nichts zu kochen, und wurden der Quarantaine bey Wasser und Brot höchst überdrüssig. Hiezu kam das Bedürfniß des Schlafs, das alle Tage dringender wurde, da an keine mehrere Stunden anhaltende Ruhe zu denken war. Die Kranken mehrten sich erstaunlich, und

wurden immer schaarenweise nach Schweidnitz gebracht. Das Mißvergnügen der Truppen beym ganzen Heere war allgemein, und viele hätten die Fahnen flüchtlings verlassen, wenn die verschanzten Linien bey Tage und die Schlachtordnung in der Nacht nicht alles Ausreißen unmöglich gemacht hätten. Dieser Umstand vermehrte die Unentschlossenheit der feindlichen Feldherren, und ihre Ungewißheit in Ansehung der Stärke und Schwäche der verschiedenen Lagerposten.

Die vom König anfangs so gefürchtete Vereinigung beider feindlichen Heere war nun für ihn ein vortheilhafter Umstand; denn der größte Theil des Feldzugs war mit Märschen verstrichen, diese Vereinigung zu bewirken. Geschah sie nicht, so wäre die Russische Streitmacht allein unthätig geblieben, und der rastlose Laudon würde mit der seinigen freye Hand gehabt haben; und dies mit einer überaus großen Ueberlegenheit und Macht, weil Friedrich genöthigt worden wäre, zur Beobachtung der Russen sein jetzt zusammengezogenes und unter seiner Anführung doppelt furchtbares Heer zu trennen.

Jetzt erwartete der König alles von der Zeit, und besonders vom Hunger. Er selbst war durch die reichlich gefüllten Kammern in Schweidnitz, die es wenigstens an Brot und Futter nicht fehlen ließen, von dieser Seite beruhigt. Der Mangel dieser nöthigsten aller Bedürfnisse aber konnte nicht lange bey den zahlreichen feindlichen Heeren ausbleiben, die in einen kleinen Bezirk zwischen Bergen eingeschränkt, unmöglich fortdauernden Unterhalt finden konnten. Der Scheffel Korn war bis auf funfzehn Reichsthaler gestiegen, und doch mußten die Einwohner den Kauf zu diesem hohen Preise als einen Gewinn ansehn. Den Russen wurde diese Noth zuerst unerträglich. Friedrich hatte überdieß Sorge getragen, sie noch zu vermehren, und große Besorgnisse bey

ihnen zu erregen. Er schickte den General Platen mit 7000 Mann den Russen in den Rücken. Dieser Feldherr drang in Polen ein, und fand bey Gostin eine große wohlverschanzte mit 4000 Mann Russen bedeckte Wagenburg. Diese befahl er sogleich zu stürmen, und nun drangen die Preußen mit gefälltem Bajonet, ohne einen Schuß zu thun, in die Verschanzungen, wo sie sich der hier zusammengehäuften ungeheuern Menge Wagen bemächtigten. Es waren deren 5000 an der Zahl. Platen ließ sie verbrennen, schlug die 4000 Mann starke Bedeckung, machte 1900 Mann Gefangene, und zerstörte drey ihrer größten Vorräthe; dabey wurde selbst ihr Haupt-Magazin in Posen von ihm bedroht. Nun schien es den Russen die höchste Zeit abzuziehn. Nachdem man also zwanzig Tage lang immer Entwürfe gemacht, und wieder verworfen hatte; nachdem die vereinigten Heere zweymal zum Angriff früh Morgens ausgerückt, und sodann ohne Versuch wieder in die Läger eingerückt waren, wurden alle Plane aufgegeben, und die bereits ertheilten Schlachtanordnungen wieder zurückgenommen. Diese Anordnungen bewiesen Laudons Entwurf, die von Friedrich wiederholt angewandte schräge Schlachtordnung auch hier zu versuchen.

Butturlin trennte sich nun von den Kaiserlichen, und zog mit seinem Heere ab; er gieng den 13ten September über die Oder, und ließ Czernichef mit 20,000 Mann bey den Oesterreichern zurück. Die Russen zogen sich nach Polen, das für die Preußischen Staaten die Büchse der Pandora war; denn, nicht genug daß die verheerenden Russen alle Jahr hier herausströmten, so kamen jetzt aus diesem Lande auch unermeßliche Schwärme von Heuschrecken, welche die Sonne verdunkelten, und in der Nähe von Züllichau sechzig Geviertmeilen Feld überschwemmten.

Die Nachricht von dem Abzug der Russen erregte einen Jubel im Preußischen Lager. Man frohlockte, als ob man den herrlichsten Sieg erfochten hätte. Obgleich Laudons Heer in Verbindung mit dem Russischen Haufen jetzt noch fast doppelt so stark als das Königliche war, so hörten dennoch alle Vertheidigungs-Maaßregeln der Preußen mit einemmal auf. Kein Lager wurde des Abends mehr abgebrochen, kein Gepäck mehr weggesandt; es geschah kein nächtliches Ausrücken mehr; die Schweidnitzer Kanonen wurden zurück in die Festung gebracht, die Flatter-Minen ausgeleert, die Wolfsgruben zugeworfen, die Spanischen Reiter verbrannt, und ein großer Theil der Verschanzungen eingerissen; dabey war die Verbindung mit dem platten Lande wieder offen, und das Preußische Lager wurde jetzt mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehn.

Friedrich blieb nicht länger in dieser Stellung, als vierzehn Tage nach dem Abmarsch der Russen; er sah den Feldzug noch nicht als geendigt an, und wünschte ihn noch durch Thaten auszuzeichnen. Laudon stand in einem festen Lager, und bezeigte keine Lust zum Schlagen. Der König glaubte ihn durch drohende Märsche daraus zu entfernen, und nach Böhmen zu treiben, oder auch eine vortheilhafte Gelegenheit zur Schlacht zu finden. Ueberdieß waren die Vorräthe in Schweidnitz durch die so vieltägigen großen Lieferungen beynahe erschöpft; in Neiße hingegen befanden sich die Hauptbedürfnisse im Ueberfluß. Diesem Entwurf zu Folge brach Friedrich aus seinem Lager auf, und zog sich nach Münsterberg, zwey Tagemärsche von Schweidnitz.

Diese Festung war, wie alle Preußischen Festungen, nicht stark besetzt, und überdieß bestand ein großer Theil der Besatzung aus Ueberläufern und andern sehr unzuverläßigen Leuten. Der Ort selbst, obgleich so oft belagert, und durch

man-

mancherley Kriegs-Scenen berühmt, war nichts weniger als eine Hauptfestung. Der Befehlhaber aber, General Zastrow, schien durch seine Erfahrung, Klugheit und Kriegswissenschaft, diese Mängel zu ersetzen. Zudem war jetzt, da sich der König in der Nähe befand, keine Belagerung denkbar. Auch war Laudon weit von diesem Gedanken entfernt; allein zu einer Ueberrumpelung machte er die zweckmässigsten Anstalten. Czernichef bot dazu all seine Mannschaft an, davon aber nur 800 Rußische Grenadiere angenommen wurden. Diese vereinigten sich mit zwanzig Bataillons Oesterreichern, die der General Amade führte. Das Geheimnißvolle der Vorbereitungen, die Kenntniß der Lebensweise des Befehlhabers, der ein großer Freund der Tafelfreuden war, und die sehr schwache Besatzung, alles dieses sicherte den Anschlag. Die Vertheidigung der festen Plätze hängt in unsern Tagen vorzüglich von der Artillerie, und der Art ihrer Bedienung, ab. Es waren zwar 240 Stück Geschütz in der Festung, allein nur 191 Artilleristen. Ein gefangener Oesterreichischer Officier, Namens Roca, welcher Zastrows Gunst und alle Freyheit genoß, gab von jedem Umstand die genaueste Nachricht. Jener ahnte nichts, und war so über alle Vorstellung unbesorgt, daß er weder Reiter ausschickte, die Bewegungen des Feindes auszuspähen, noch Leuchtkugeln werfen ließ, um zur Nachtzeit die Felder zu erleuchten; ja er ertheilte seinen Officieren nicht einmal Verhaltungs-Befehle für den Nothfall. Laudon hatte daher die beste Gelegenheit, alles ungestört und unbeobachtet anzuordnen, und in der Stille unter die Schirmpfähle zu dringen. Er hatte in einer förmlichen Anrede seinen Truppen die Plünderung der Stadt untersagt, und ihnen dafür eine Belohnung von 100,000 Gulden versprochen. Die Walonischen Grenadiere erwiederten durch einmüthigen

Zuruf: „Führen Sie uns nur an, Ruhm zu erwerben. „Wir wollen kein Geld!" Laudon ließ erst die Festung durch leichte Truppen umringen, und durch Croaten einen falschen Angriff machen, während dessen die zwanzig Bataillone, in vier Colonnen vertheilt, mit Sturmleitern und Faschinen anrückten, und ohne bemerkt zu werden, an vier verschiedenen Orten der Aussenwerke um drey Uhr nach Mitternacht anlangten. Hier verweilten sie nicht lange; ohne einen Schuß zu thun, stürzten sie in den bedeckten Weg, drangen mit gefälltem Bajonet in die Außenwerke, vertrieben die Besatzung, oder hieben sie nieder, richteten die eroberten Preußischen Kanonen auf die Festung, und stürmten nun den Hauptwall.

Man hatte rathsam gefunden, vielleicht ohne Wissen der Befehlhaber, durch Branntwein den Muth der Stürmenden zu beleben; daher achteten sie keine Gefahr. Die Russen besonders drangen in unordentlichen Haufen wie unsinnig vor. Sie kamen in der Finsterniß an eine ausgehölte Tiefe in den Werken. Die Zugbrücke war abgebrochen. Man hatte an diesem Ort keine Hindernisse erwartet. Die Vordersten machten Halt, und riefen nach Leitern und Faschinen; einigen Rußischen Officieren aber schien dies zu weitläuftig; sie glaubten diese Tiefe eben sowohl mit Menschen anfüllen zu können, und trieben die Hintersten an, vorwärts zu drücken. Die Unglücklichen, die sich an der Spitze befanden, wurden nun durch die große andringende Gewalt in den Abgrund gestürzt, und so marschirten die Folgenden über die Leiber ihrer Kriegsgefährten weg. Die Russen hieben alles nieder, was ihnen vorkam. Auf dem Bögen-Fort, das beynahe erstiegen war, rief man um Pardon; der Gegenruf der wüthenden Russen war: „Nichts Pardon!" Ein Preußischer Artillerist wollte in dieser Lage nicht ungerächt ster-

ben; er zündete ein Pulver-Magazin an, wodurch er sich mit einer Anzahl Preußen und 300 Feinden in die Luft sprengte. Man hatte nun drey Sternschanzen erobert. Den letzten Angriff that der Anführer des Laudonschen Regiments, Graf Wallis, auf ein Haupt-Fort, das Galgen-Fort genannt, das von den Preußen auf das tapferste vertheidigt wurde. Zweymal wurden die Oesterreicher zurückgetrieben. Wallis aber rief ihnen zu: „Wir müssen die Festung ersteigen, oder ich will hier umkommen! Ich habe dies unserm „Chef versprochen. Unser Regiment führt seinen Namen! „Laßt uns also siegen oder sterben!" Diese Anrede that Wunder. Die Officiere trugen selbst die Leitern herbey, und nun wurde das Fort mit Kriegswuth erstiegen. Die Oesterreichischen Gefangenen in der Festung, die sich, 250 an der Zahl, im Wasser-Fort befanden, benutzten diesen Augenblick; sie sprengten die Thüren der Casematten, wo sie eingesperrt waren, erstiegen die Mauern, und eröffneten ihren Landsleuten ein inneres Stadtthor. Bey der ganzen Unternehmung gebrauchten die Oesterreicher keine Kanonen, bis sie die Preußischen in der Festung erobert hatten. Bis dahin waren ihre Waffen das Bajonet und der Säbel. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten war 1600 Mann.

Nach einem dreystündigen Sturm, mit Anbruch des Tages, war die Festung Schweidnitz erobert, und befand sich nebst der 3700 Mann starken Besatzung, mit Zeughäusern und Vorrathskammern, ohne eine vorhergegangene Belagerung und ohne alle Unterhandlung, in den Händen von Preußens Feinden. Dieser große Vorfall geschah den ersten October. Die versprochenen 100,000 Gulden statt der Beute waren Ursache, daß der Unordnung zum Theil gesteuert wurde. Die Plünderung dauerte vier Stunden. Auch hier, wie in Cüstrin und Dresden, hatten viele Bewohner der

umliegenden Gegenden ihre beste Habe in Sicherheit gebracht, um sie vor den Räubereyen der Kosaken zu sichern. Diese wurden jetzt eine Beute der Plünderer, deren Zügellosigkeit immer zunahm, bis die menschenfreundlichen Bemühungen des Fürsten von Lichtenstein und des Grafen Kinsky, die endlich mit der Reiterey in die Stadt drangen, dem Unwesen mit Nachdruck ein Ende machten. An diesen Ausschweifungen nahmen jedoch die Rußischen Grenadiere keinen Antheil. Diese Krieger gaben hier ein eben so unerwartetes als ruhmwürdiges Beyspiel; sie setzten sich auf den erstiegenen Wällen ruhig nieder, und ein jeder blieb bey seinem Gewehr.

Zastrow, welcher, obgleich von thätigen Feinden umringt, in eben dieser schreckensvollen Nacht einen Ball gegeben hatte, war sinnreich genug, sich gegen seinen Monarchen zu rechtfertigen, und sich auf eine gute Vertheidigung zu berufen. Friedrich antwortete, daß ihm der Vorfall ein Räthsel wäre, und er sein Urtheil verschieben wollte. Er hatte wahrscheinlich seine Ursachen, nach geendigtem Kriege diesen Feldherrn nicht vor ein Kriegsgericht zu ziehn, und begnügte sich, ihn seines Dienstes zu entlassen.

Laudon hatte jetzt den Oesterreichischen Waffen wieder einen höchst wichtigen Vortheil errungen. Durch die Eroberung von Schweidnitz waren die Oesterreicher nach sechs blutigen Feldzügen zum erstenmal in Stand gesetzt, Winterhausung in Schlesien zu halten. Die Belohnung des Feldherrn war aber keineswegs der Größe des Dienstes angemessen. Undank war sein Lohn, und eine förmlichen Bestrafung wäre erfolgt, wenn der Kaiser Franz und der alte Fürst Wenzel von Lichtenstein, welchen die Kaiserin wie ihren Vater ehrte, ihn nicht mit ihrem ganzen Einfluß geschützt hätten. Mit ihnen stimmte auch der Graf Kaunitz

ein, der bey dieser Gelegenheit an die Kaiserin ein Glückwünschungs-Schreiben sandte, das sich mit den Worten endigte: „Gott erhalte Ew. Majestät Ihren Josua!"

Diese mächtigen Gönner, für die Ehre ihres Hofes besorgt, gingen noch weiter; sie bewirkten, um durch solche nichtswürdige Umtriebe des Hofes nicht dem ganzen Europa Stoff zum Gespötte zu geben, daß Laudon von der Kaiserin nicht allein einen gnädigen Brief, sondern auch Geschenke erhielt. Das Vorgefallene wurde ihm jedoch nicht verziehen, wovon, trotz dieser glänzenden That, seine eingeschränkte Feldherrnmacht im nächsten Feldzuge bis zum Frieden, seine geringe Achtung bey Hofe, so lange Theresia lebte, auch seine erst siebzehn Jahre nachher erfolgte Beförderung zur Feldmarschalls-Würde, überzeugende Beweise geben. Sein Verbrechen bestand darin: eine so wichtige Stadt ohne Anfrage, und ohne Erlaubniß des Hof-Kriegsraths in Wien, folglich auch ohne Wissen der Kaiserin, eingenommen zu haben; er hatte aber die Beobachtung dieser Herkömmlichkeit unterlassen, weil sie wahrscheinlich durch die damit verknüpfte Verzögerung den ganzen Entwurf vernichtet hätte. Die Feinde dieses großen Feldherrn in Wien giengen so weit, daß sie diese so glücklich vollzogene Unternehmung einen Croatenstreich nannten.

Die überaus schleunige Beförderung Laudons, eines Ausländers, ohne Ahnen, ohne Vermögen, ohne Empfehlung, zu den höchsten Kriegswürden, und zwar ohne alle Ränke und Hofgunst, bloß wegen persönlicher Verdienste, und dieses in einem Lande wie Oesterreich, war ein in unserm Jahrhundert noch nicht erlebtes Beyspiel. Der Croaten-Major Laudon, der noch im Jahr 1756 um die Ausfertigung der Kaiserlichen Befehle bey den Schreibern der Oesterreichischen Behörden demüthig ansuchen, und ihre

Bequemlichkeit abwarten mußte, wurde im Jahr 1761 von ganz Europa als die größte Stütze von Theresiens Thron betrachtet, und war es auch im eigentlichsten Verstande. Er war es, welcher den Plan des Ueberfalls bey Hochkirch entwarf. Er hatte durch die Wegnahme des großen Preußischen Lastzuges in Mähren Olmütz gerettet. Er hatte den Fouquetschen Kriegeshaufen besiegt, und diesen großen Feldherrn gefangen genommen. Er hatte Glatz erobert. Er, und nicht Soltikow, hatte den König bey Kunersdorf geschlagen. Viele andre große, obgleich minder wichtige Vortheile hatten ihm die Oesterreicher zu verdanken, und jetzt hatte er Schweidnitz erobert.

Die großen Kriegesfähigkeiten dieses Heerführers schienen jedoch vom Schicksal zu Friedrichs Vortheil bestimmt zu seyn. Laudon war vor dem Kriege in Berlin, und wünschte Preußischer Hauptmann zu werden. Der König schlug das Gesuch ab; und nun entfernte sich aus seinen Staaten ein Mann, welcher, dem Ansehn nach unbedeutend, vom Schicksal ausersehn war, auf den ganzen Krieg den größten Einfluß zu haben. War Laudon nicht bey Theresiens Heeren, so hätte man nicht sieben Feldzüge durchgekämpft, und alle Kriegsunternehmungen Friedrichs nebst ihren Folgen wären ganz anders gewesen. Den Entwurf der Ueberrumpelung von Schweidnitz hatte er dem Kaiser mitgetheilt, und zugleich die Schwierigkeiten dargelegt, welche verzögernde Gebräuchlichkeiten bey einer solchen Unternehmung erzeugen würden. Nichts konnte den glücklichen Erfolg sichern, als die Geschwindigkeit der Ausführung. Des Königs Beginnen war ungewiß, und die geringste Entdekkung des Geheimnisses machte den Versuch ganz unmöglich. In dieser Lage nahm es der Kaiser auf sich, ihn bey seiner Gemahlin zu vertreten; und er war es auch, welcher ihr die

erste Nachricht von einem Glücksfall brachte, der mehr als eine gewonnene Schlacht werth war. Theresia, ungewohnt durch diesen Canal Kriegs-Nachrichten zu erhalten, und auf ihr Ansehen höchst eifersüchtig, bezeugte in den ersten Augenblicken keine Freude darüber. Sie war aufgebracht, und der hintangesetzte Hof-Kriegsrath flammte ihren Zorn noch mehr an. Keine Gründe wurden angehört, und Laudon wäre ohne den Edelmuth von Franz, Lichtenstein und Kaunitz verloren gewesen.

Das Schicksal, welches so oft in den Begebenheiten der Nationen zur Belehrung der Menschen die nämlichen Auftritte erneuert, ja sie manchmal als eine Aufgabe für den Scharfsinn der Weisen sogar bis auf einzelne Züge einander ähnlich macht, hatte in diesem Jahrhundert in Oesterreich zweymal einen außerordentlichen Vorfall von gleicher Art geschehen lassen. Zur Stütze dieser großen Monarchie in zwey gefahrvollen Zeitpunkten waren zwey mit ganz ungewöhnlichen Eigenschaften begabte Helden nöthig, welche, keinesweges die Naturerzeugnisse eines jeden Jahres, nicht in allen Ländern gefunden werden, und damals auch nicht in den Kaiserlichen Staaten gefunden wurden. Oesterreichs Genius aber führte gerade zur gelegenen Zeit beide aus der Ferne herbey. Immer werden die großen Namen Eugen und Laudon in den Jahrbüchern der Oesterreicher glänzen. Das Schicksal und die Thaten beider hatten auch eine besondere auffallende Aehnlichkeit. Beide waren Ausländer. Die erhabenen Kriegsfähigkeiten beider wurden in ihrem Vaterlande verkannt, und von den Königen verachtet, die bestimmt waren, die Macht derselben tief zu fühlen. Ludwig der vierzehnte, der über den Jüngling Eugen als Krieger gespottet hatte, bebte bey dessen furchtbarem Namen, da er Mann und Heerführer geworden; und welche Empfindun-

gen mußte bey Friedrich dem zweyten der Name Laudon erregen! Fast täglich hörte er von dem rastlosen Geist dieses Feldherrn, der durch seine Thätigkeit die Langsamkeit und Unentschlossenheit der andern Kaiserlichen Ober-Befehlhaber so oft wieder ins Gleichgewicht brachte. Selten vernahm der Preußische Monarch angenehme Nachrichten mit dem Namen Laudon gepaart; weit öfter unangenehme, manchmal schreckliche, die er als Mensch mit Erschütterung erfuhr, und als König verbarg. Sieben Jahre kämpfte Friedrich mit Laudons Geisteskräften und mit Laudons Waffen-Glück, so wie der Prinz Eugen von Savoyen dreyzehn Jahre lang des stolzen Ludwigs Plane vereitelte. Der Ehrgeiz und die Rache, diese mächtigen Leidenschaften, flammten beide Feldherren an, alle Kräfte ihres Geistes anzustrengen, um diejenigen, die sie verachtet hatten, ihren Werth stark empfinden zu lassen. Beide waren in ihren Kriegen begierig nach Schlachten, so wie beide mehr zu einem Angriffs- als einem Vertheidigungskriege geschaffen waren. Beide wurden mitten im Lauf ihrer glücklichen Thaten von dem Hof-Kriegsrath sehr gekränkt und verfolgt. Beide wurden das Schrecken der Türken, und beide pflanzten auf Belgrads Mauern den doppelten Adler. Beide waren Männer von einem unbiegsamen, aber edeln Character, und von ihren Heeren angebetet. Sie starben beide im Greisenalter, da ihre Monarchie dem Zeitpunkt nahe war, gegen eine mächtige Nation zu Felde zu ziehn.

Die so unerwartete Neuigkeit von dem Verlust von Schweidnitz setzte das Heer des Königs in die äußerste Bestürzung. Kein Vorfall, kein Unglück in dem ganzen Kriege hatte eine so starke Wirkung auf die muthvollen Preußen. Man hatte jetzt alle Früchte eines ehrenvollen höchst mühseligen Feldzugs auf einmal eingebüßt, und man befürchtete

nicht ohne Grund die Greuel eines neuen Winter-Feldzuges. In jedem Fall war eine langwierige Belagerung gewiß zu erwarten. Hierzu kamen schreckliche Nachrichten aus Pommern. Die Aussichten in die Zukunft wurden immer trüber. Dieser muthlose Zustand aber dauerte nicht lange. Friedrichs Standhaftigkeit belebte sein ganzes Heer. Er versammelte die vornehmsten Hauptleute, meldete ihnen selbst seine Unfälle und seine Hoffnungen, und stellte es jedem frey, der hoffnungslos seinen Dienst verlassen wollte. Keiner benutzte dieses Anerbieten, und alle fühlten neue Kräfte. Nie wünschten der König und seine Streiter so sehnlich eine Schlacht. Laudon aber, mit seinem Glück zufrieden, obgleich sonst gern zum Kampf bereit, gab jetzt keine Gelegenheit dazu; er fürchtete von Friedrich einen verzweifelten Angriff, den gewisse Befehle wahrscheinlich machten, daher er auch mit seinem so sehr überlegnen Heere von Oesterreichern und Russen acht Nächte hinter einander unter freyem Himmel zubrachte. Seine Truppen waren voller Muth, da Theresia allen beym Sturm von Schweidnitz gewesenen Soldaten, anstatt der versprochenen 100,000 Gulden, Mann für Mann dreyzehn Gulden hatte auszahlen lassen. Nichts hinderte jetzt den Marsch der Oesterreicher nach Breslau, den Czernichef vorschlug, Friedrich befürchtete, Laudon aber nicht wagen wollte. Dieser Feldherr blieb unbeweglich in seinem Lager bey Freyburg, wobey er mit Sachsen, Böhmen und Mähren Gemeinschaft behielt. Der König hingegen verlegte seine Truppen in die Standläger, und nahm in Strehlen an der Ohlau seine Hauptwohnung.

Hier war es, wo ihm durch Verrätherey ein außerordentliches, ja das größte Unglück im ganzen Kriege bevorstand. Der Baron Warkotsch, ein Schlesischer Edelmann, ein Ungeheuer, von der Hölle ausgebrütet, um zu einer Zeit,

wo so viel menschliche Größe und Würde sich entwickelte, durch den Gegensatz auch die Größe menschlicher Verworfenheit zu zeigen; dieser Bösewicht, dessen Name, wie der des Herostrat, bey der späten Nachwelt Abscheu erwecken wird, besaß in der Nähe von Strehlen Güter. Er war in seiner Jugend bey den Oesterreichern Kriegsmann gewesen, hatte aber diesen Dienst verlassen, und lebte seit vielen Jahren als Preußischer Vasall bey seinem großen Vermögen unabhängig. Der König hatte ihn durch mannigfaltige Gnadenbezeugungen ausgezeichnet; ja diese Gnade ging aus unbekannten Ursachen so weit, daß er den ganzen Krieg hindurch von seinen großen Gütern in Nieder-Schlesien, 300,000 Reichsthaler an Werth, nichts liefern durfte. Diese Verschonung eines Einzelnen von der allgemeinen Last veranlaßte öftere, aber immer fruchtlose Vorstellungen der Landstände beym Könige, der seine Gnade gegen den Unwürdigen fortsetzte, ihn in seinem Haupt-Quartier beständig liebreich aufnahm, und an seine Tafel zog. In diesen Stunden des Genusses Königlicher Huld entwarf Warkotsch den Plan, den König seinen Feinden zu überliefern, oder durch Mord aus der Welt zu schaffen. Die schwarze That sollte schon einige Monate zuvor ausgeführt werden, als Friedrich am 15ten August in Schönbrunn, einem dem Verräther gehörigen Dorfe, übernachtete. Er schlief hier in einem mit einer verborgenen Thür und Treppe versehenen Zimmer, aus welchem die Oesterreicher ihn in der Nacht abholen sollten. Schon war sein Untergang gewiß; denn das Losungswort des Warkotsch war: Lebendig oder todt; allein ein Zufall rettete auch hier den nichts Arges ahnenden Helden. Die Zietensche Schaar, welche der Bösewicht nicht erwartet hatte, veränderte ihre Stellung, traf Abends zuvor bey Schönbrunn ein, und umgab das Dorf. Nun wollte man

die That nicht versuchen, da die Ausführung, wenn gleich nicht in Rücksicht auf das geweihte Opfer, doch auf das glückliche Entkommen der Unternehmer mißlich war. Der Plan wurde daher bis zu einer bequemeren Zeit verschoben.

Warkotsch, der immerfort mit den Oesterreichern Briefe wechselte, und beständig diese That im Sinne führte, erneuerte jetzt in Strehlen den bösen Anschlag, welchen die Sorglosigkeit Friedrichs in Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit abermals erzeugte. Nichts leichter, als ihn hier in der Nacht aufzuheben. Seine Wohnung war im Dorfe Woiselwitz ganz nah bey der Stadt Strehlen, das Haus nur vier hundert Schritt von den Stadtmauern; seine ganze Bedeckung daselbst eine Compagnie Grenadiere, von denen nur dreyßig Mann die Wache hatten. In der Stadt selbst lagen 6000 Mann von seinen besten Truppen, allein auf ihren Beystand war bey einer raschen Ausführung, zumal in der Dunkelheit der Nacht, gar nicht zu rechnen *). Ein nah gelegener Wald begünstigte die Unternehmung außerordentlich. Es war dazu nur ein Trupp wohlberittener Husaren und ein entschlossener Anführer erforderlich. Noch ehe man in der Stadt zu den Waffen hätte greifen können, wäre der König gefangen und entfernt gewesen. Der Wald, der zu Laudons Heer führte, hätte allen Versuchen der Preußen, ihren Monarchen zu befreyen, ein Ziel gesetzt. Warkotsch sah dieses vollkommen ein; er schmiedete daher einen Entwurf, und theilte ihn dem bey Münsterberg stehenden Obersten, Grafen Wallis, mit. Dieser Befehlhaber des Laudonschen Regiments genehmigte alles. Unter andern war der Rath des Warkotsch, zehn um Strehlen gelegene Dörfer

*) Der Verfasser befand sich mit dem Regiment von Forcade damals in Strehlen.

in Brand zu stecken, um die Aufmerksamkeit der Preußen vom Haupt-Quartier abzuleiten. Man versprach dem Verräther eine Belohnung von 100,000 Gulden, eine Summe, die bey einem so reichen Mann nicht in Anschlag gekommen wäre, wenn er nicht den Krieg durch seine That als geendigt, und die Kaiserin Theresia überdieß schon jetzt, bey Friedrichs so gehäuftem Unglück, so gut als Beherrscherin von Schlesien betrachtet hätte. Ein Prediger in Siebenhuben, Namens Schmidt, war die Mittelsperson, und auch an ihn wurden die Briefe bestellt. Der Glaubenseifer hatte jedoch keinen Antheil an diesem Verbrechen; denn Warkotsch war Lutherischer Religion. Ein Jäger, Namens Cappel, in seinem Dienst stehend und sein Vertrauter, war hiebey immer der Bote. Dieser Mensch wußte um alles; denn er versiegelte die Briefe, nachdem sein Herr sie ihm zuvor, um sein Gutachten zu hören, vorgelesen hatte. Als Besitzer eines Geheimnisses von so großer Wichtigkeit pflegte er seinem Herrn zu trotzen, und that nicht mehr Dienste, als er selbst wollte. Dieser Umstand rettete die Preußische Monarchie.

Die Nacht vom 30sten November war zur Ausführung des Plans bestimmt, und noch am 29sten November beritt Warkotsch die Gegend als Begleiter des Markgrafen Carl und des Königlichen General-Adjutanten Krusemark. Erst spät kam er nach Hause. Das Wetter war rauh. Cappel, der die Kreuz- und Querritte mitgemacht hatte, war müde und bey sehr übler Laune; er hatte den ganzen Tag nichts gegessen, und ging murrend zu Bette. Warkotsch, an dieses Betragen schon gewöhnt, achtete nicht darauf, sondern schrieb noch in der Nacht einen Brief an Wallis, weckte den Jäger auf, und befahl ihm, ohne auf sein Fluchen zu hören, sich sogleich damit auf den Weg zu machen. Der aufgebrachte Cappel schien zu gehorchen, nahm den Brief, den er

diesmal nicht gelesen hatte, und brachte ihn, nicht nach Siebenhuben zu Schmidt, sondern zum Lutherischen Pfarrer des von Warkotsch bewohnten Dorfs Schönbrunn. Dieser Mann, Namens Gerlach, hatte durch die Vortrefflichkeit seines Charakters sich die Liebe und Hochachtung nicht allein seiner Gemeine, sondern auch der dort herum wohnenden Katholiken erworben. Auch Cappel hatte Hochachtung für ihn, daher er in dieser Stunde des Unwillens, auch vielleicht des Nachdenkens, zu diesem Pfarrer ging. Er schreckte ihn aus dem Schlaf, sagte ihm, was er wußte, und gab ihm den Brief, den Gerlach öffnete. Der erschrockene Pfarrer zeigte ihm die dringende Nothwendigkeit, sogleich ins Haupt-Quartier zum König zu reiten, ließ dazu sein bestes Pferd satteln, und band ihm die schleunigste Ueberlieferung des Briefes in Friedrichs eigne Hände auf seine Seele. Und so geschah die Entdeckung.

Auf diese Weise entging der König der größten Gefahr, die noch je über seinem Haupte geschwebt hatte. Warkotsch fand Mittel zu entkommen, da ein abgeschickter Officier eben im Begriff war, ihn gefangen wegzuführen; er rettete sich durch die verborgene Treppe; auch der Priester Schmidt, sein Spießgesell, entkam glücklich. Die Güter des Verräthers wurden eingezogen, und er nebst dem Priester im Bildniß geviertheilt. Als dem König das Urtheil zur Vollziehung vorgelegt wurde, sagte er scherzend: „Das mag immer ge„schehn; denn die Portraits werden vermuthlich eben so we„nig taugen, als die Originale selbst." Der Pfarrer Gerlach blieb unbelohnt, und starb in Armuth. Der Jäger Cappel aber erhielt eine Forstbedienung bey Oranienburg.

Kaum hatten die Preußen die Gegend bey Strehlen verlassen, so besuchte Warkotsch, von einem Trupp Oesterreichischer Husaren begleitet, sein vormaliges Schloß, in dessen

verborgenen Gemächern und Kellern sich noch viel Geld, Silberzeug und Kostbarkeiten befanden, deren Wiedererlangung er schon sehr bezweifelt hatte. Er fand zu seiner Freude alles unberührt, und packte daher ein. Die Kaiserlichen Husaren wollten bey diesem Ausräumungs-Geschäft nicht müßige Zuschauer bleiben. Gewohnt, alles in einem feindlichen Lande als Beute zu betrachten, halfen sie ihm redlich, allein für eigne Rechnung. Warkotsch rief den befehlhabenden Officier um Hülfe, allein die Antwort war: „Nur fort gemacht! Wir haben nicht lange Zeit. Dankts „Gott, daß die Husaren Euch noch helfen."

Der Wiener Hof verneinte alle Theilnahme an dem vorgehabten Entwurf, und die sehr angesehene Familie der Grafen von Wallis erklärte: daß der Oberste dieses Nahmens, der Bundesgenosse des Verräthers, nicht mit ihrem Hause verwandt sey.*) Warkotsch selbst irrte in Oesterreich umher, und wußte nicht, in welchem Erdwinkel er seine Schande verbergen sollte. Endlich schlug dieser Elende seinen Wohnsitz in Ungarn auf, und erhielt von der mitleidigen Theresia ein jährliches Almosen von 300 Gulden. So endigte dieser verrätherische Anschlag.

Der König bezog bald nach diesem Vorfall die Winterwohnungen längs der Oder von Brieg bis Glogau, und nahm die seinige in Breslau.

Während diese Auftritte in Schlesien geschahen, hatten die Russen ihre große Uebermacht in Pommern benutzt. Der General Tottleben, dessen Treue wegen der gelinden

---

*) Der würdige Verfasser der *Geständnisse eines Oesterreichischen Veterans* rechtfertigt bey dieser Gelegenheit den Grafen Wallis durch Kriegsgründe, die hier ganz anwendbar seyn würden, wenn nicht das bey der Untersuchung entdeckte Losungswort der Unternehmer: „todt oder lebendig" der Sache eine andre Gestalt gegeben hätte.

Behandlung Berlins verdächtig geworden, wurde in Verhaft genommen, und nach Petersburg geschickt. Dieser Feldherr zeichnete sich unter den Russen durch Krieger-Talente, und was noch seltner war, durch Edelsinn aus; großmüthig gegen Gefangene, nachsichtsvoll gegen die Einwohner der unglücklichen Preußischen Provinzen, und von seinen Truppen als Vater geliebt. Romanzow erhielt nun den Auftrag, Colberg abermals zu belagern. Er näherte sich der Festung im August mit einer Schaar von 27,000 Mann. Eine Russische Kriegsflotte von vierzig Segeln, unter Anführung des Admirals Mirschakow, kam aus Cronstadt; mit ihr vereinigte sich eine Schwedische Escadre von vierzehn Segeln, bestehend in Linienschiffen, Fregatten und kleinen Kriegs-Fahrzeugen, und suchte diese dritte Belagerung eines nicht sehr beträchtlichen Orts mit aller Macht zu unterstützen. Der Besitz desselben war jedoch für die Russen äußerst wichtig, weil sie dadurch festen Fuß in Pommern zu erhalten hofften. Der Preußische General, Prinz von Wirtemberg, suchte dieses aus allen Kräften zn verhindern. Er verschanzte sich mit 6000 Mann unter den Kanonen von Colberg. Das Lager wurde durch eine Kette von Schanzen vortrefflich befestigt; hiezu kam die überaus vortheilhafte Lage desselben; auf dem rechten Flügel der Fluß Persante, auf dem linken ein tiefer Morast, und im Rücken die Festung. Romanzow schritt daher zu dem außerordentlichen Mittel, förmlich die Laufgräben gegen dies verschanzte Lager zu eröffnen, und Batterien aufzuführen. Man beschoß dieses so wohl als die Festung mit der größten Lebhaftigkeit. Die Gegenwehr war eben so nachdrücklich. Der Prinz von Wirtemberg im Lager, und der tapfere Commandant Heyden innerhalb der Festung, machten durch ihre vortrefflichen Anstalten den Feinden jeden Fuß breit Erde streitig. Die

Beschießung ging von der Land- und Seeseite ununterbrochen fort; nur wenige Stunden des Tages wurde inne gehalten. Am 5tem September wurden allein Vormittags 236 Bomben gegen die Stadt geworfen, wovon 62 hinein kamen, und viel Schaden anrichteten. Ein Sturm wüthete unter den vereinigten Flotten im Anfang des Oktobers. Ein Russisches Linienschiff scheiterte, und sank mit der ganzen Besatzung in den Abgrund des Meeres; ein Hospital-Schiff gerieth in Brand, und wurde von den Flammen verzehrt. Nun eilten die Flotten von den Pommerschen Küsten hinweg, und die Belagerten konnten zu Wasser aus Stettin Lebensmittel erhalten, woran es in der Festung schon anfing zu fehlen, da die Anführer der Preußischen Mannschaften die dahin abzweckenden Befehle des Königs vernachlässigt hatten.

Die Russen hatten eine Hauptschanze erobert, welche den Preußen von der äußersten Wichtigkeit war, daher sie nach einem sehr lebhaften Gefecht wieder von ihnen weggenommen wurde. Romanzow wollte den Besitz abermals erkämpfen. Hieraus entstand ein mörderisches Treffen, das viertehalb Stunden zum größten Nachtheil der Russen dauerte; sie verloren über 3000 Mann dabey, und mußten abziehen.

Der Winter näherte sich, und mit ihm häuften sich die Schwierigkeiten bey den Russen. Romanzow setzte jedoch die Belagerung muthig fort. Er erhielt eine große Verstärkung von Butturlin, der nach dem Abzuge aus Schlesien sich gleichfalls nach Pommern gewandt hatte. Der König sandte nun den General Platen, der von seinem glänzenden Streifzug aus Polen zurückkam, dem Prinzen von Wirtemberg zu Hülfe. Die Truppen des erstern waren voller Muth; es fehlte ihnen auch nicht an Lebensmitteln, wohl aber an Kleidungsstücken, vorzüglich an Schuhen. Beide

Feld-

Feldherren nahmen ihre Maaßregeln so wohl, daß ungeachtet aller Gegenanstalten der Russen am 4ten October die Vereinigung beider Schaaren glücklich geschah. Man hatte den Preußischen General Knobloch mit 2000 Mann nach Treptow geschickt, um die nach Colberg bestimmten Lastzüge von Mundvorrath zu decken. Auch der General Schenkendorf, der mit 3800 Mann bey Glogau stand, erhielt Befehl, nach Pommern zu marschiren, um das Platensche Corps zu verstärken. Diese Verfügungen, klein im Verhältniß gegen die Unternehmungen so zahlreicher Feinde, waren alles, was Friedrich in seiner jetzigen Lage zur Rettung des Orts veranstalten konnte. Nie verfuhren die Russen in diesem Kriege mit größerm Eifer als jetzt. Knobloch wurde von 8000 Mann in Treptow angegriffen; er vertheidigte sich in diesem offenen Ort, der kaum Mauern hatte, und ohne Lebensmittel war, fünf Tage lang; endlich aber mußte er sich, bloß aus Mangel an Mund- und Schießvorrath, mit seinen muthvollen Soldaten zu Kriegsgefangenen ergeben.

Der Mangel in und bey der Festung wurde desto fühlbarer, da jetzt einige zurückgekehrte Russische Fregatten die Zufuhr zur See abermals abhielten. Die Pferde litten außerordentlich, und erhielten als tägliches Futterungsmaß nur ein halbes Bund Stroh. Es war November und sehr kalt, daher unter allen herben Plagen, die mit der Entbehrung verbunden, der Holzmangel die schrecklichste. In dieser Noth wurden einige Häuser abgebrochen. Platen rieth, die Russen ungeachtet ihrer sehr vortheilhaften Stellung und großen Ueberlegenheit anzugreifen; der Prinz von Wirtemberg aber fand Bedenken dies zu wagen, in der Meinung, daß die feindliche Hauptmacht weit entfernt, und die Belagerung doch bald aufgehoben werden müßte, da die rauhe Jahreszeit und die üble Witterung täglich die Hindernisse

der Belagerer häuften. Romanzow, dessen Heer nach und nach auf 40,000 Mann angewachsen war, hielt jedoch aus, und ließ die Preußischen Feldherren zu wiederholten Malen wie vor einer Festung auffordern. Er führte an, da sie in ihrem elenden Zustande weder zu Wasser noch zu Lande eine Hülfe zu erwarten hätten, und ohne alle Hoffnung wären, sey es in dieser Lage rühmlicher, eine gute Uebereinkunft zu treffen, als die Truppen aufzuopfern; hiezu fügte er die Versicherung, sich nicht von der Festung zu entfernen, bis er seinen Endzweck erreicht hätte. Dieser Auftrag aber wurde standhaft ausgeschlagen.

Die Bedeckungsschaar unter den Kanonen von Colberg erschwerte indessen bey allem Selbstmangel den geschmälerten Unterhalt der Besatzung, und war überdieß bey der täglich wachsenden Macht der Feinde ein schwacher Schutz für die Festung. Man hatte größere Wahrscheinlichkeit, ihr durch Unternehmungen im Felde nützlich zu seyn. Der Prinz von Wirtemberg sowohl als Platen sannen daher auf Mittel, das verschanzte Lager zu verlassen, da dasselbe immer mehr, und endlich von allen Seiten so sehr eingeschlossen wurde, daß nicht das geringste von Lebensmitteln hereingebracht werden konnte. Der Abzug aber zeigte, wegen der zahlreichen Schanzen und Batterien, womit das Preußische Lager umringt war, unübersteigliche Hindernisse. Wollte man auch diesem Kugel-Hagel trotzen, und durch einen stürmenden Angriff das Durchschlagen versuchen, so war nichts gewisser, als daß die zahlreichen Russen die Preußen von allen Seiten, von vorn und im Rücken anfallen würden. Um auch den Uebergang der letztern über die Rega zu verhindern, hatten die Russen alle Fahrzeuge und Kähne zertrümmert; nur zehn unter den Kanonen der Festung liegende Fischerböte waren vorhanden; hiezu kamen noch sieben schmale

Kähne, in deren jedem nur sechs Mann Raum hatten. Mit diesen so geringen Hülfsmitteln, und geleitet von einem Bauer, der einen durchwatbaren Weg über den mit Wasser überschwemmten Rober-Damm kannte, wurde in der Nacht vom 14ten November mit aller nur ersinnlichen Vorsicht der Versuch gemacht. Diesmal krönte das Glück die mit Klugheit verbundene Kühnheit der Preußischen Feldherren. Es wurde beym Ausfluß des Camper-Sees eine Bockbrücke für das Fußvolk gemacht, die Reiterey hingegen schwamm durch den Fluß, wobey die Husaren die Grenadiere hinter sich auf die Pferde nehmen mußten. So geschah der für unmöglich gehaltene Rückzug in der Stille, und ganz ohne Verlust, zum Erstaunen der Russen, und selbst wider alle Erwartung Friedrichs; ein Rückzug, der zu den merkwürdigsten gehört, die man in der Geschichte findet.

Es war erst nach drey und zwanzig Wochen, daß der Prinz von Wirtemberg dies sein Lager verließ. Durch die so außerordentlich lange Vertheidigung hatte man den wichtigen Vortheil erhalten, daß für die Feinde alle Zeit, im Felde etwas zu unternehmen, verstrichen, und selbst die Festung Colberg, die man preisgab, für die Russen jetzt nicht von großem Nutzen seyn konnte. Bey einer frühern Eroberung hingegen hätten sie durch Hülfe der Schiffarth Vorräthe angelegt, und den Ort zu ihrem Waffenplatz gemacht.

Alles wurde nun versucht, Colberg mit Lebensmitteln zu versehn. Heyden mit seiner schwachen Besatzung achtete wenig auf das zahlreiche Belagerungs-Heer; seine Wünsche waren nur auf Brot gerichtet. Der Mangel daran wurde immer größer, und die Soldaten sowohl als die bewaffneten Bürger erhielten, anstatt der gewöhnlichen zwey Pfund, täglich nur ein Pfund Brot. Dennoch wollten sie von keiner Uebergabe hören. Heyden, der bey Romanzows er-

neuerter Aufforderung sie um ihre Meinung befragte, erhielt zur Antwort: „Wir wollen uns wehren, so lange „Pulver und Brot da ist.“ Platen setzte sich in Bewegung, diese so nöthigen Bedürfnisse der Festung zuzuführen; allein er wurde angegriffen, verlor den größten Theil des Lastzuges, und wurde nach Stettin zurückgetrieben. Was das Unglück erhöhte, war, daß auch alle Pferde, die nur das Land hatte aufbringen können, dabey verloren gegangen waren. Obgleich der Mangel bey den Preußischen Truppen seit ihrer Entfernung von Colberg vermindert war, so hatte er doch wegen des elenden Zustandes der Provinz bey ihnen nicht ganz aufgehört. Es war nicht möglich, auf einmal einen sechstägigen Brotvorrath, oder hinlängliches Futter für die Pferde herbey zu schaffen; selbst an Holz und Salz fehlte es. Der Schnee lag Ellen tief, und die Soldaten, durch alle diese Uebel endlich mißmuthig geworden, liefen haufenweise weg.

Auf einem Marsch dieses Corps ereignete sich ein sonderbarer Umstand. Die Preußischen Vorrathsbeamten hatten aus Stettin eine Menge Franz-Branntwein bekommen, den man nicht fortzubringen wußte, und auch nicht den Russen überlassen wollte. Man gab daher einer jeden Compagnie eine Tonne, deren Betrag in die Feldflaschen der Soldaten vertheilt wurde. Die Officiere wandten alle mögliche Mühe an, ein unmäßiges Trinken zu verhindern. Allein diese durch Strapatzen und Frost entkräfteten Preußen hatten seit einiger Zeit nichts als trockenes Brot gehabt, und auch dies war bey der entsetzlichen Kälte zu Eis gefroren. Um es zu genießen, mußte es erst beym Feuer aufgethaut werden, und dies konnte nur des Nachts geschehn; bey Tage mußten sie hungern. Die Wohllust also, sich in dieser Lage, erstarrt an allen Gliedern, durch ihren Lieblingstrank nach Willkühr

erquicken zu können, behielt daher die Oberhand über alle Vorstellungen und Maaßregeln, die bey einem Nachtmarsch um so nothwendiger waren. Sie tranken nicht, sondern soffen; sehr viele stürzten nieder, und gaben in wenig Stunden ihren Geist auf.

An große Unternehmungen, um den Entsatz der Festung zu bewirken, war nun nicht mehr zu denken. Dennoch machte der Prinz von Wirtemberg einen Versuch, sich dem belagerten Orte zu nähern, und nöthigen Falls ein Treffen zu wagen; allein dies vermieden die Russen. Es war ihm wegen der feindlichen Uebermacht unmöglich, durchzukommen, obgleich er eine große mit 500 Mann besetzte Redoute bestürmte und eroberte. Die Kälte war dabey so heftig, daß man auf diesem Marsch 102 erfrorne Soldaten zählte. Ueberhaupt war der Abgang bey den Preußischen Truppen in Monatsfrist 1100 Mann gewesen, so daß die ganze aus dreyßig Bataillonen bestehende Infanterie dieses Corps jetzt nicht völlig 5000 streitbare Soldaten betrug.

Auch kleine Transporte waren nicht in die Festung zu bringen, da der Russische General Berg mit einer starken Schaar die Gemeinschaft zwischen Stettin und Colberg gänzlich gesperrt hatte; desgleichen war in den Händen der Russen ein Fort, welches den Hafen von Colberg bestreichen konnte, wodurch auch alle Hülfe von der Seeseite abgeschnitten wurde. In dieser Noth führte das Schicksal den Belagerten eine kleine Hülfe zu. Ein Kauffahrtey-Schiff segelte den Hafen vorbey. Ohne Rücksicht, welcher Nation es auch gehören möchte, bemannte man einige Schaluppen, die das Schiff zwangen, unter den Kanonen-Schüssen der Russen im Hafen einzulaufen. Es war ein Preußisches, von Königsberg nach Amsterdam bestimmt, und mit Roggen beladen, den die Colberger wie ein Geschenk des Himmels em-

pfingen, da die Ladung ihre Subsistenz auf vierzehn Tage verlängerte.

Werner, der diese Festung im vorigen Jahr so muthig entsetzt, und in dieser Gegend gewohnt war, den Meister zu spielen, hatte das Unglück gehabt, in einem großen Scharmützel von den Russen gefangen zu werden. Er war von dem Prinzen von Wirtemberg mit einer Mannschaft abgeschickt, diesen Feinden in den Rücken zu kommen, ihre Vorräthe zu verheeren, und die Zufuhr abzuschneiden. Werner, der keine Furcht kannte, unterließ die nöthige Behutsamkeit; er befolgte die erhaltenen Vorschriften nicht genau, zerstreute seine Truppen, und fiel nach einer verzweifelten Gegenwehr, da sein verwundetes Pferd unter ihm stürzte, als Gefangener in die Hände des sehr überlegenen Feindes. Es blieb den Belagerten nun gar keine Hülfe und keine Hoffnung mehr übrig; da jedoch Heyden noch etwas Brot hatte, so setzte er seine Vertheidigung fort. Den Russen fehlte es an nichts, weil man sie zu Wasser mit allem versorgte. Immer fror es noch hart. Der Befehlhaber ließ die Mauern mit Wasser begießen, die alsdann durch den Frost spiegelglatt wurden. Die Russen stürmten, allein es war ihnen unmöglich, die Wälle zu ersteigen. Jeder Sturm wurde mit großem Verlust abgeschlagen. Endlich war der übrige Vorrath von Brot völlig aufgezehrt, als am 13ten December die Festung zum zehnten Mal aufgefordert wurde, und Heyden, durch Feuer und Kugeln unüberwindlich, wurde nun durch Hunger gezwungen, sich den 16ten December nach einer viermonatlichen höchst merkwürdigen Belagerung auf Unterhandlung zu ergeben.

Nach der Eroberung von Colberg war dieser thatenvolle Feldzug in Pommern, in welchem die Preußischen Feldherren trotz des widrigen Glücks den größten Ruhm einernte-

ten, geendigt. Der Prinz von Wirtemberg ging nun nach Mecklenburg in die Winterwohnungen, und Platen zog mit seiner Mannschaft nach Sachsen, wohin sich auch Belling begab, der in diesem Feldzuge nicht mindern Ruhm erworben hatte. Dieser Feldherr griff mit einem kleinen Haufen die Schweden unaufhörlich an, und war fast immer glücklich. Sie wurden dadurch gehindert, den Russen beyzustehn, beständig eingeschränkt auf die Sorge für die Erhaltung ihres Heeres gegen einen rastlosen Feind, der sich alle Tage schlagen wollte, und jeden Umlauf der Sonne durch neu gemachte Gefangene bezeichnete. So dauerte dieser kleine Krieg fort, bis der Winter alle ferneren Unternehmungen hemmte.

Der Prinz Heinrich hatte sich den ganzen Feldzug hindurch gegen die große Oesterreichische Streitmacht unter Daun, und gegen das Reichsheer in Sachsen behauptet, und ansehnliche Vortheile errungen. Besonders hatten die Generale Seydlitz und Kleist feindliche Schaaren zu wiederholtenmalen geschlagen, und alle Entwürfe der Haupt-Armee dadurch vereitelt. Indessen konnte dennoch nur ein Theil des Landes von den Preußen besetzt werden, und selbst diese Besatzungen, die in den Städten größtentheils aus Ueberläufern und der schlechtesten Art leichter Truppen bestanden, waren höchst unzuverlässig.

Friedrich hatte einem Französischen Abentheurer, Namens la Badie, ein Frey-Regiment zu errichten erlaubt, das aus lauter Franzosen bestand, und den Namen Etrangers Prussiens führte. Diese zusammengerafften Soldaten, deren Officiere selbst größtentheils Landstreicher waren, kannten keine Mannszucht; am wenigsten waren sie mit der Preußischen bekannt. Drey Compagnien von ihnen empörten sich daher bey ihrem Ausmarsch aus Leipzig, plünderten die stark gefüllte Regiments-Casse, das Gepäck ihres

abwesenden Führers und anderer Hauptleute, schossen den befehligenden Major todt, nahmen die zwey zum Regiment gehörigen Kanonen, und eilten nun zu den Reichs-Truppen nach Altenburg. Die Anführer bey diesem Aufruhr waren die Capitaine, Fontaine und Merlin, nebst dem Lieutenant Estagnolle, deren Bildnisse dafür durch den Henker an den Galgen zu Leipzig aufgehängt wurden.

Die Kaiserlichen unter Daun zogen sich endlich nach Dresden und Böhmen, die Reichs-Truppen aber nach Franken zurück; doch ließen sie die vornehmsten Posten hinter sich besetzt. Dennoch blieben die Preußen in Sachsen, wo sie, wie gewöhnlich, ihre Winter-Quartiere nahmen, jedoch ohne Hoffnung eines künftigen Feldzugs.

Die Russen nahmen nun zum ersten Mal Winterwohnungen in Pommern und in der Neu-Mark, so wie die Oesterreicher in Schlesien. Der Verlust von Colberg und von Schweidnitz in einem so kurzen Zeitraum war daher für den König ein unabsehbar großes Unglück. Alle Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel für die Russischen Heere in Pommern konnten jetzt leicht zur See herbey geführt werden, und die Oesterreicher hatten in Schlesien festen Fuß. Die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben, erforderte viel Blut, viel Zeit, viel Geld und noch mehr Glück. Es waren hiezu mehr Kräfte als jemals von Nöthen. Wo aber sollten diese gefunden werden? Die erfahrensten Feldherren waren mit dem Kern des Adels gefallen; die alten Soldaten lagen auf den Schlachtfeldern eingescharrt. Die Einkünfte aus dem größten Theil der Preußischen Staaten blieben entweder ganz aus, oder waren doch sehr geschwächt; die noch übrigen Sächsischen Quellen fingen auch an zu versiegen; die Englischen Hülfsgelder wurden nicht mehr bezahlt; Dresden und ein Theil von Sachsen war in Oesterreichischen

Händen, und alle feindliche Heere in der besten Verfassung, um weiter um sich zu greifen. Der König befand sich also, ohne einmal eine Schlacht verloren zu haben, in einer üblern Lage als je am Schluß eines Feldzugs. Der fortdauernde Muth seiner Truppen, der ungeschwächte Eifer, und die rastlose Thätigkeit so mancher seiner Feldherren, eine noch nicht erschöpfte Schatzkammer und ein Geist voller Hülfsquellen, machten jedoch diese Unfälle erträglich. Man hatte viel gewonnen, da man die Hoffnung noch nicht verloren hatte. War aber diese gleich bey Friedrich und seinem Heere nicht aufgegeben, so dachten doch seine Bundsgenossen und seine Anhänger in und außerhalb Deutschland ganz anders. Man zitterte vor dem Fall des Mächtigsten unter den Deutschen protestantischen Fürsten, des bisher so furchtbar gewesenen Nebenbuhlers der Oesterreichischen Monarchie; so entschlossen als fähig, die Rechte minder mächtiger Reichsstände gegen die unbefugte Ausdehnung der Kaiserlichen Gewalt zu behaupten, die protestantische Religion im Reiche gegen den Glaubenseifer zu beschützen, und die Staatsverfassung Germaniens aufrecht zu erhalten.

In dieser für den König von Preußen so schrecklichen Lage schwebte ihm noch ein Unglück über dem Haupt, welches größer als alle übrigen und nicht einmal durch die leiseste Ahnung sich verkündigte. In Magdeburg befand sich damals eine ungeheure Menge Gefangene von vielen Nationen: Oesterreicher, Russen, Franzosen, Sachsen, Schweden und Reichs-Truppen. Es war die Hauptfestung der Preußischen Staaten. Hier wurde der Königliche Schatz, der räthselhafte Gegenstand der Forschung für so viele lebende Staatsmänner und für die Nachwelt, desgleichen die Schriftensammlung der Preußischen Monarchie, aufbewahrt; hier

hatte die Königliche Familie nebst vielen Vornehmen des Landes ihren jetzigen Aufenthalt; hier war Friedrichs große Vorrathskammer für den Krieg und der Mittelpunkt seiner Macht; eine Menge Kostbarkeiten waren hier von allen Preußischen Provinzen in Sicherheit gebracht. Die neuere Geschichte liefert kein Beyspiel, daß mit der Behauptung oder dem Verlust einer einzigen Stadt das Schicksal einer ganzen Monarchie verknüpft gewesen wäre. Magdeburg mit seinen Schätzen verloren, und alle Lorbeern im Felde waren vergebens erfochten, und der Krieg zu Ende. Diese Festung war jedoch nicht nach dem Verhältniß ihrer großen Wichtigkeit geschirmt. Die Besatzung bestand aus einigen tausend Mann, und diese waren theils Landeskinder, theils Ausländer, theils Ueberläufer. Indessen ließ sich eine Belagerung wegen der dazu nöthigen großen Anstalten, wegen der wahrscheinlichen Dauer, und wegen der Preußischen Heere im Felde nicht wohl denken. Friedrich hätte Sachsen, Schlesien, ja alles preisgegeben, um Magdeburg zu retten, und die zahlreichsten Belagerungsschaaren wären verschanzt oder unverschanzt, unter den Mauern dieser Festung mit Wuth angegriffen worden. Die Gewißheit eines solchen nachdrucksvollen Verfahrens wandte jeden Belagerungsversuch ab, und der König blieb wegen Magdeburg ganz unbesorgt.

Was aber durch äußere Gewalt nicht thunlich, konnte durch Verrätherey ausgeführt werden, und zu dieser wurde mehr als ein Entwurf gemacht. Friedrich hatte keinen Gedanken von einer hier möglichen Gefahr, als der Kaiserliche Rittmeister Trenk, welchen er hier gefangen hielt und grausam behandeln ließ, im scheußlichsten Kerker, unter der Last seiner Ketten auf Mittel sann, Magdeburg zu

überrumpeln; und es fehlte wenig, so wäre das Schicksal eines Monarchen, den die größten Mächte Europas mit Anstrengung aller ihrer Kräfte nicht bezwingen konnten, von einem der nahen Verwesung geweihten, in Eisen geschmiedeten Manne bestimmt worden, der auf seinem Leichensteine ruhend, sein verschimmeltes Commiß-Brot aß, allein dennoch die Rechte der durch die Macht des Stärkern gekränkten Menschheit tief fühlte, und nichts als Freyheit und Rache athmete. Glücklicher Weise für den König unterblieb der kühne Versuch.

Die vielen fälschlichen Angaben in der bekannten Lebensgeschichte dieses Mannes machen Wahrheiten, die er mittheilt, gleichfalls verdächtig. Gewiß und unläugbar ist indeß die kühne Entschlossenheit des Trenk, seine rastlosen, äußerst sinnreichen, und immer bis nahe zur Vollendung ausgeführten Entwürfe zur Erlangung seiner Freyheit. Gewiß ist, daß er auch damals sehr nah am Ziel dieses Wunsches war, daß eine große Menge Kriegsgefangene sich zu der Zeit in Magdeburg befand, daß die Besatzung so wie in allen Preußischen Festungen größtentheils aus Ueberläufern und gezwungenen Soldaten bestand, und auch, selbst in diesem Zustande, nur schwach war.

Das in Wien angenommene Verfahrungsgesetz, dem König von Preußen die Auslieferung seiner Gefangenen zu verweigern, dauerte noch immer fort. Der Reichs-Hofrath hatte sogar den Vertrag von Pirna für nichtig erklärt, unter dem Vorwand, daß Friedrich ein Reichs-Feind sey, und da die Preußen in Leipzig eine Anzahl Officiere vom Nassau-Weilburgischen Regiment, zu den Reichs-Truppen gehörig, gefangen genommen, aber gegen ihre schriftliche Erklärung bis zu erfolgter Auslösung nicht zu dienen, frey

gelassen hatten, so erklärte der Oesterreichische Minister in Frankfurt, Graf Bergen, auf Kaiserlichen Befehl, alle diese Officiere wegen des schriftlich gegebenen Ehrenworts ihres Dienstes entlassen. Der König ließ nun sowohl diese als die Oesterreichischen Officiere auffordern, sich in Magdeburg als Kriegsgefangene zu stellen. Einige erschienen und unterwarfen sich ihrem Kriegs-Schicksal; die meisten aber verletzten ihre Ehre, und blieben aus. In Oesterreich wurden die gefangenen Preußischen Officiere von ihren Soldaten getrennt, man wies den erstern ihren Aufenthalt in Tyrol und Steyermark an, die Gemeinen aber wurden in kleine Oesterreichische Städte zu 600, 800, 1000, auch 1200 Mann verlegt. Ihre Anzahl betrug im Januar 1760, in achtzehn Städte vertheilt, 19,400 Mann.

In allen Kriegen der neuern Deutschen hatte man sich begnügt, ausgezeichnete Tapferkeit, große edle Thaten, und den Tod fürs Vaterland, mit kaltem Lobe zu belohnen. Von einem volksthümlichen Eifer wußte man nichts, obgleich man gewöhnlich durch abgenöthigte Handlungen Theilnahme an dem Waffenruhm des Staates oder des Fürsten scheinbar bezeugte, im Grunde aber bey den Kriegs-Schicksalen nur die Anhäufung oder Entfernung neuer Lasten vor Augen hatte. Die geistige Bildung des Zeitalters aber, und die daraus entstandene Art von Freyheit, hatte in diesem Kriege, durch die Bewunderung von Europa aufgeweckt, bey den Einwohnern von Nord-Deutschland, vorzüglich aber bey denen in den Preußischen Staaten eine Vaterlandsliebe erzeugt, die in Germanien bisher fremd gewesen war. Die Preußischen Unterthanen aller Provinzen machten Aufopferungen jeder Art. Bald errichteten sie mitten unter den Verheerungen der Feinde eine Land-Miliz; bald rüsteten sie

Schiffe aus, die Küsten zu decken; bald gaben sie freywillig ihre theuer erkauften Pferde zum Dienst der Reiterey her. Die Landleute, die ihr Alles im Kriege verloren, und nur ihre Kinder noch übrig hatten, wetteiferten, die Söhne geschwind als Soldaten bey dem Heere zu haben. Sie ließen sie mit Freuden fortwandern, und nur zu oft sahen sie solche nicht wieder. Große Thaten und Begebenheiten wurden jetzt von Dichtern besungen, und durch Denkmünzen verewigt. Es wurden den im Kriege gefallenen Helden feyerliche Lobreden gehalten, und sinnreiche Inschriften auf ihre Gräber und Denkmäler gesetzt. Die besten Maler in Berlin wandten alle Macht ihrer Kunst an, um Ehrenbilder für die großen Männer, Schwerin, Winterfeld, Keith und Kleist zu verfertigen, die man in der Garnison-Kirche der Residenz als Schaubilder der Erinnerung aufstellte. Eben so sehr waren auch die Kupferstecher beschäftigt, die Bildnisse dieser bewunderten Krieger ihren Zeitgenossen und der Nachwelt zu überliefern. Auch die Bildhauer blieben nicht zurück; denn Friedrich ließ, um das Andenken seiner Kriegs-Freunde zu ehren, und Nacheiferung zu erwecken, die marmornen Standbilder der vier Feldherren Schwerin, Winterfeld, Keith und Seydlitz, nicht wie gewöhnlich in Höfen und Sälen oder Zeughäusern, sondern in Berlin auf dem freyen Wilhelms-Platz aufstellen, wodurch dieser zur ersten und einzigen Helden-Gallerie der Art in Europa wurde.

Da alle großen Mächte in Europa den Untergang Friedrichs beschlossen hatten, der immer noch mit höchst ungleichen Kräften gegen die Uebermacht seiner Feinde rang, und der König von England, Georg der Dritte, der einzige mächtige Bundsgenosse, seinen Zustand mit Gleichgül-

tigkeit betrachtete, so wandte er seine Augen auf Asien, und versuchte durch Unterhändler sowohl den Groß-Sultan, als den Tatarenkhan zu Einfällen in Ungarn zu bewegen. Der Ruf von Friedrichs Thaten war bis in jenen Welttheil gedrungen, und sein Name wurde am schwarzen Meer und an der Chinesischen Mauer, am Caucasus wie am Ganges, mit Ehrfurcht genannt. Die morgenländischen Völker, mit der Länderkunde wenig vertraut, waren in Erstaunen verloren, daß ein Fürst, dessen Daseyn nie zu ihren Ohren gekommen, den mächtigsten Völkern der westlichen Welt in einer Reihe von Jahren durch die Waffen Widerstand that, und nicht überwältigt werden konnte. Die Türken schüttelten am meisten die Köpfe. Sie kannten die furchtbare Macht der Deutschen Sultanin, die gewaltigen Kräfte des Russischen Reichs, und von den Kriegsfähigkeiten der Schweden hatte man die höchsten Begriffe *). Wie alle diese, vereinigt mit dem mächtigen Französischen Sultan, nicht fähig wären, einen kleinen König zu unterjochen, dies war ihnen ein unerklärbares Räthsel. Die Gesandten der kriegführenden Höfe, die in Constantinopel von den Türken darum befragt wurden, schoben die Schuld auf das Glück. Die Muselmänner aber waren damit nicht befriedigt; ihre Hochachtung für den König von Preußen wuchs, und die Ottomannische Pforte würde, durch eigne Staatsvortheile angefeuert, da der Waffen-Stillstand mit Oesterreich zu Ende ging, im Jahr 1761 wahrscheinlich

---

*) Achmet Effendi, Türkischer Gesandter am Berliner Hofe im Jahr 1764, fragte in Gegenwart des Verfassers einen Preußischen Officier, ob im siebenjährigen Kriege die Schweden nicht die Fürchterlichsten unter allen Feinden der Preußen gewesen wären. Die verneinende Antwort schien ihn sehr zu befremden.

mit Preußen ein Bündniß gemacht haben, wenn der Französische Hof, der so großen Einfluß auf die Rathschläge des Divans hatte, die Ausführung nicht verhindert hätte. Hiezu kam, daß der Groß-Vezier, ein des Kriegs unkundiger Greis, sich fürchtete, der Anführer eines Heers zu seyn. Die Pforte begnügte sich, 110,000 Mann bey Belgrad zu versammeln, die eine Heeresreihe längs den Ungarischen Grenzen zogen, wodurch aber der Wiener Hof, von den Rathschlüssen des Divans unterrichtet, durchaus nicht beunruhigt wurde.

Der König erhielt jedoch eine Gesandtschaft vom Tatarenkhan, die wenige Tage nach dem Verlust von Schweidnitz im Preußischen Hauptlager eintraf. Der Gesandte hatte das in der Crimm angesehene Amt eines Barbiers beim Tatarischen Fürsten, und war sein Vertrauter. Der Khan erbot sich gegen ansehnliche Beitragsgelder 16,000 Mann Hülfstruppen zu liefern. Friedrich gab diesem Antrag Gehör, überhäufte den Gesandten mit Geschenken, sowohl für sich als für seinen Fürsten, und schickte ihn mit dem Entwurf eines Vertrages zurück. Goltz, ein junger Officier vom Gefolge des Königs, mußte ihn begleiten, um die Vollziehung dieses Vertrags zu beschleunigen, und der Wegweiser der Tataren zu seyn, die in Ungarn einfallen sollten. Diese Preußische Gesandtschaft wurde nun durch einen Deutschen Arzt, Namens Frese, verstärkt, der vermöge seiner Kunst sehr fähig war, sich unter jenem rohen Volk Freunde und Achtung zu erwerben. Der König hatte an einem andern Plan, der aber mehr Schwierigkeiten zeigte, schon seit einiger Zeit gearbeitet. Sein bisheriger Geschäftsträger in der Tatarey, Boscamp, nämlich bemühte sich aus allen Kräften, den Khan zu einem Ein-

fall in Rußland zu vermögen, welchen die Ottomannische Pforte sodann selbst wider Willen hätte unterstützen müssen. Auf diese ungewissen Pfeiler gründeten sich jetzt Friedrichs Hoffnungen.

(1762.)

Die Oesterreicher und Russen arbeiteten indessen, sich in den eroberten Preußischen Ländern immer mehr festzusetzen. Noch nie hatten sie es dahin bringen können, hier zu überwintern. Jetzt betrachteten die Kaiserlichen Schlesien als ihr unbezweifeltes Eigenthum. Den Unterthanen in den eroberten Bezirken wurde auf Befehl des Hofes Getreide zur Bestellung ihrer Felder angeboten, und in Schmiedeberg ein öffentlicher Kornmarkt angelegt; auch mußten verschiedene ansehnliche Kaufleute aus den Gebirgsstädten nach Prag kommen, weil man wegen des Handels neue Einrichtungen treffen wollte. Man hatte im Anfange dieses Jahres Miene gemacht, in Augsburg eine Friedensversammlung zu halten; die Gesandten der Kaiserhöfe waren bereits dazu ernannt, ihre Tafelgelder genau bestimmt, und ihr glänzendes Gefolge ausgerüstet; auch hatte man in dieser Reichsstadt Miethhäuser für 150,000 Gulden behandelt. Alle diese Zubereitungen aber hatten keinen Erfolg, und jetzt vollends wurde an keinen Frieden mehr gedacht. Man war jetzt in Wien so sehr überzeugt, ihn leicht und vortheilhaft auch ohne alle Gesandtenvereine zu erhalten, daß sogar im December 1761 mit dem Kaiserlichen Heere eine große Verringerung vorgenommen wurde.

Bey jedem Regimente wurden drey Compagnien eingezogen, und beym ganzen Heere 1500 Officiere verabschiedet. Selbst die so nöthige leichte Reiterey wurde vermindert. Alle Oesterreichischen Vaterlandsfreunde schrieen über diese so schädliche Verringerung, durch welche die Streitmacht um 20,000 Mann geschwächt wurde; eine Maaßregel, welche der von Theresia als ihr Kriegs-Orakel verehrte Daun, wo nicht angerathen, doch gebilligt hatte. Die meisten Feldherren äußerten laut ihren Unwillen darüber, ja der Fürst von Löwenstein rief bey öffentlicher Parole aus: „Große bedauernswürdige Monarchin! wie schlecht wird „dir gerathen!" Einige hundert Officiere traten, da eben damals der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, in die Dienste dieses letzteren Reiches.

Pitt hatte diesen Krieg vorher gesagt, ja selbst die Zeit der Spanischen Erklärung voraus bestimmt, und die nöthigen Maaßregeln vorgeschlagen; allein das verblendete Brittische Ministerium wollte ihn nicht hören; weshalb denn dieser große Mann unter dem Wehklagen des ganzen Reichs das Staatsruder verließ. Seine unwürdigen Nachfolger ernteten jedoch die Früchte seiner vortrefflichen Anstalten. England war daher in einer Lage, durch den neuen Feind nicht beunruhigt zu werden. Die siegreichen Flotten der Britten flogen bald nach Amerika, und dort lehrten sie in dem kurzen Zeitraum von wenigen Monaten die stolzen Spanier die Kenntniß ihrer Unmacht. Nur ein Mittel war zur Rettung ihrer reichen Inseln übrig. Portugal, diese Goldquelle der Engländer, ergiebiger als die Diamantgruben in Indien, mußte angegriffen werden. Es geschah. Die Britten waren nun gezwungen, dies Königreich durch Truppen zu beschützen, da die Portugisen wegen ihrer höchst

elenden Krieges-Verfassung es nicht selbst vermochten. Es wurde jedoch an einem Versuch gearbeitet, die tief gesunkene und von allen Begriffen der Ehre entfernte Heeresmacht dieser ehemals so tapfern Nation streitbar zu machen. Hiezu war ein mit seltenen Talenten begabter Feldherr nöthig, und wo war dieser damals wohl besser zu finden als in Deutschland, diesem Vaterlande großer Heerführer? *)

Der regierende Graf von der Lippe-Bückeburg, welcher das Geschütz bei dem Heere der Verbündeten befehligte, wurde dazu erwählt; ein Mann zum Feldherrn geboren, von einem sehr originalen Character, durch Kenntnisse jeder Art ausgebildet, und anerkannt als einer der größten Ingenieure in Europa. Er hatte in seinem Gebiet nach seinem eignen Plan eine sonderbare Festung angelegt, die er Wilhelmsstein nannte, gelegen mitten im Steinhuder See, wo er keinen Fuß breit Erde fand. Die Natur hatte ihn wie den Marschall von Sachsen mit einer außerordentlichen Stärke begabt; auch war sein Körper von Jugend auf zu allen Mühseligkeiten abgehärtet; er sprang über die breitesten Gräben, und machte in seinen jüngern Jahren große Reisen zu Fuß. Selbst wenn er als Feldherr befehligte, lebte er wie ein gemeiner Soldat; bey Belagerungen legte er nie seine Kleidung ab, ließ seinen Bart wachsen, brachte jede Nacht in den Laufgräben zu, und lag hier auf der bloßen Erde. Zu Pferde setzte er durch jeden Fluß und über jede Hecke. So groß war seine Gleich-

---

*) Der Abbé Raynal, ungeachtet der Vorliebe für sein Volk, gesteht diesen Vorzug der Deutschen. Er sagt in seiner Geschichte der Europäischen Niederlassungen in Indien: „Ganz Europa hat Soldaten, aber nur Deutschland hat Feldherren."

gültigkeit in Gefahren, und so außerordentlich sein Vertrauen auf seine von ihm geübten Artilleristen, daß er im Jahr 1759 zur Feyer des Geburtstags Friedrichs seinen Officieren ein großes Gastmahl in einem Zelte gab, worauf eine Flagge wehte, welche den Kanonen-Kugeln der Artilleristen während der Mahlzeit zum Ziele diente. Dieser Heerführer wurde nun Portugals Feldherr, welcher die Streitmacht dieser Nation ganz umgestaltete, eine bey derselben noch nie gekannte Ordnung einführte, und der Schöpfer einer Art Mannszucht wurde, die, obwohl unvergleichbar mit der in den Deutschen Heeren herrschenden, doch für ein wenig gebildetes Volk von großer Wichtigkeit war; einer Mannszucht, welche, obgleich damals noch in der Kindheit, dennoch die mitwirkende Ursache war, die Fortschritte der Spanier zu hemmen, und zum Theil noch fortdauert. Der König von Portugal belohnte auch das große Verdienst dieses Feldherrn auf eine auszeichnende Art. Er bekam den Titel Altezza, mehrere Ordensbänder, 100,000 Crusaden, und acht goldne, zwey und dreyßig Pfund schwere Kanonen mit silbernen Lavetten.

Die großen Talente dieses Feldherrn an der Spitze einer noch ganz rohen Kriegesmacht hätten jedoch allein die Spanier nicht an der Eroberung des Königreichs Portugal hindern können, wenn nicht die Britten den so sehr bedrohten Portugisen eine ansehnliche Hülfschaar zugesandt hätten.

Nun also brannte das Kriegsfeuer in Europa von einem Ende bis zum andern; denn alle Völker vom Karpathischen Gebirge bis zum Atlantischen Meere waren in Waffen. Dennoch schien dieser ungeheure Erdraum für die Kriegswuth so vieler mächtigen Nationen zu klein; die

fernsten Länder und Meere wurden Zeugen derselben. Man kämpfte in Canada, in den West-Inseln, auf den Küsten von Afrika, in Indien, ja bis zu den so entlegenen Philippinischen Inseln wurde die Kriegsfackel getragen, Länder verwüstet, und Menschen gemordet.

Zwölftes Buch.

(1762.)

Friedrich, ohne Beystand und fast ohne Hoffnung, sah standhaft seinem Untergang entgegen. Er schien nun ganz unvermeidlich. Siege konnten die Fortschritte seiner Feinde zwar hemmen, allein ihnen die eroberten Festungen wieder zu entreißen, dazu gehörten langwierige, ungestörte Belagerungen, und eine Reihe glücklicher Schlachten. Was halfen aber seine Anstrengungen! Es war das durchlöcherte Faß der Danaiden. Nichts schien ihm gewisser, als eine baldige Belagerung und wahrscheinliche Eroberung von Stettin. Seine Verbindung mit Berlin, ja selbst die Besitznehmung dieser Hauptstadt, so wie des ganzen Churfürstenthums, hing jetzt allein von der Thätigkeit seiner Feinde ab, die ihn ohnehin, durch eine wohl aufgestellte Mannschaft von 15,000 Russen, von Polen, diesem unerschöpflichen Getreide-Reiche, abgeschnitten hatten. Es fehlte überall in den verheerten Preußischen Provinzen an Lebensmitteln, und der noch übrige Vorrath in den Magazinen war nicht einmal zu den Bedürfnissen eines einzigen Feldzugs zureichend. Ueberdieß mangelte es jetzt an frischen Werblingen, an Pferden, und an vielen andern Kriegs-Nothwendigkeiten. An Schießbedarf fehlte es zwar nicht, so wenig als an Geld, allein die

Schwierigkeiten, Pulver und Kugeln in ungeheurer Menge fortzuschaffen, wurden immer merklicher, und das Gold, dieser größere Gott als Jupiter, schien, selbst in den Händen eines alle Welthändel tief durchdringenden Geistes, seine Allmacht zu verlieren. Bey aller Standhaftigkeit des Monarchen bemächtigte sich seiner Seele doch der Trübsinn. Er sprach jetzt wenig, selbst nicht mit seinen Vertrauten, speiste gewöhnlich allein, kam auf keine Parade mehr, machte keinen Spatzierritt, und legte seine Flöte weg.

Der Verfahrungs-Plan des Königs in dieser Lage zum bevorstehenden Feldzuge ist ein Geheimniß. Er wurde verworfen, oder doch ganz abgeändert, da ihm eine neue Sonne aufging. Das Glück hatte diesen großen Herrscher bey so vielen Gelegenheiten begünstigt, seinen erhabenen Geist unterstützt, und die Erwartungen aller seiner Feinde getäuscht; allein die größte Wohlthat Fortunens war bis zu dem verzweifelten Zeitpunkt aufbehalten, wo der gekrönte Weise, durch die gewaltige Uebermacht der feindlichen Heere von allen Seiten gedrängt, seinem harten Schicksal entgegen sah. Keine Großmuth war von Feinden zu hoffen, welche, ohne sich um den Ruhm ihres Volkes oder um das Urtheil der Nachwelt zu kümmern, alle Kräfte mächtiger Reiche anstrengten, um durch ihre riesenhafte Verbindung einen Einzigen zu unterdrücken. Nichts geringeres, als das Ende der Preußischen Monarchie, war zu erwarten. Friedrichs Geist konnte nicht durch leere Hoffnungen getäuscht werden; manchmal gewannen die Besorgnisse die Oberhand in seiner Seele. Indessen war er zu allem vorbereitet. Er hatte nicht allein Maßregeln für den Fall genommen, wenn er das Unglück haben sollte, gefangen zu werden, sondern er trug auch seit einiger Zeit Gift bey sich, um, wie Hannibal, der große, von seinen Bundesgenossen verlassene und zum Römischen

Siegeszuge bestimmte Carthaginenser, den letzten Schlägen des widrigen Schicksals durch einen selbst gewählten Tod zuvor zu kommen.

In diesen hoffnungslosen Augenblicken kam dem dahin sinkenden Helden der Tod zu Hülfe. Er zog aus der Urne des Schicksals einen großen Namen, und Elisabeth, die Kaiserin von Rußland, war nicht mehr. Sie that den schrecklichsten aller Schritte, vom Thron in den Sarg. Ein Eilbote brachte dem König diese frohe Nachricht, glücklicher als irgend eine im ganzen Lauf des Kriegs. Sie starb den 25sten December 1761. Dieser Abschied, den eine einzige, schwache, kränkliche Person von der Welt nahm, veränderte den ganzen Gesichtskreis des politischen Himmels. An diesem Faden hing das Schicksal zahlreicher Völker und zahlloser Menschen. Alle Entwürfe der Bundesgenossen, alle Unternehmungsplane, alle Hoffnungen von Preußens Feinden, alle neuen Staats-Systeme wurden nun auf einmahl, wo nicht vernichtet, doch ganz verändert, und die Russen, wegen ihrer Verheerungen die fürchterlichsten Feinde der Preußen, jetzt durch das bloße Wort ihres neuen Beherrschers zu Friedrichs Freunden umgeschaffen. Dieser Thronfolger, Peter der dritte, besaß in eben dem Grade eine Zuneigung zum Könige von Preußen, als die Kaiserin Elisabeth ihn haßte. Eine der ersten Handlungen des neuen Regenten war daher, Friedrich seine Freundschaft zu versichern. Dieser traulichen Versicherung, die Peters Günstling, der Oberst Gudowitz, ins Haupt-Quartier nach Breslau überbrachte, folgte trotz allen Vorstellungen der Höfe von Wien und Versailles ein Waffen-Stillstand, und dann bald, unter den großmüthigsten Bedingungen, der Friede; dem Frieden ein Bündniß; dem Bündniß ein vertrauter Briefwechsel, und die letzte Stufe, welche das Verhältniß bei Peter nahm,

war ein verehrungsvolle Begeisterung für den König, die keine Grenzen kannte, und sich auf mannigfaltige Art äußerte.

Elisabeth hatte dieses erwartet, und war daher mit ernstlichen Verfügungen zur Fortsetzung des Kriegs in die andre Welt gegangen. Noch auf ihrem Todbette hatte sie von dem Russischen Senat das Versprechen gefordert, nicht ohne den Beytritt der Bundesgenossen mit Preußen Friede zu machen. Es geschah dennoch, da sie kaum die Augen geschlossen hatte. Die Russischen Schaaren machten Anstalt, das Königreich Preußen, Pommern und die Neumark zu räumen. Das eroberte Colberg wurde wieder zurück gegeben, die Kriegsgefangenen befreyt, und die Russische Mannschaft unter Czernichef von dem Oesterreichischen Heere abgerufen. Ja die Großmuth Rußlands ging jetzt so weit, daß ganze Districte in Pommern das fehlende Saatkorn aus den Russischen Vorrathskammern als ein Geschenk erhielten. Peter rieth nun den alten Bundesgenossen ernstlich den Frieden an; er stellte sein Beyspiel bey der Zurückgabe aller Russischen Eroberungen zur Nachahmung auf, und bezog sich dabey auf seine Pflichten als Monarch, welcher das Blut der ihm anvertrauten Unterthanen zu sparen, und seinem Reiche Ruhe zu verschaffen verbunden wäre. Er nannte dies das erste Gesetz, das Gott den Volksgebietern vorgeschrieben hätte. Der Französische Hof erwiederte ganz im Ton der damaligen Zeit, wo die Nation nichts, und der Wille des Königs alles war, daß weder die zärtlichen Gesinnungen des Monarchen gegen seine Unterthanen, noch der Gedanke an ihre Glückseligkeit, seinen Entschluß wankend machen dürften, die mit seinen Bundesgenossen geschlossenen Verträge pünktlich zu erfüllen, und daß nach des Allerchristlichsten Königs Meinung dies das erste Gesetz der Fürsten sey. Da man nun auch in Wien vom Frieden

nicht anders als unter unannehmbaren Bedingungen hören wollte, so erhielt Czernichef Befehl, mit seinen 20,000 Mann Russen zum König zu stoßen, und ihm unbedingt zu gehorchen; ein Donnerschlag für die Kaiserin Theresia, die, auf die letztern Eroberungen gestützt, den Krieg so gut als geendigt betrachtet, und deshalb sogar ihre Truppen um 20,000 Mann vermindert hatte.

Der neue Brittische Minister, Lord Bute, war so unbegreiflich unwissend, daß er von der großen allgemein bekannten Achtung nichts wußte, die Peter seit so vielen Jahren gegen Friedrich hegte, und jetzt so thätig offenbart hatte. Er wähnte, der neue Kaiser wünschte die von Preußen eroberten Länder zu behalten, und erbot sich daher gegen den Russischen Gesandten in London, Fürst Gallizin, den König von Preußen zur Abtretung aller Provinzen zu vermögen, die Rußland nur verlangen würde, wenn der Kaiser seine Truppen noch ferner bey der Oesterreichischen Streitmacht lassen wollte. Diese schändliche Treulosigkeit von Seiten eines Bundesgenossen fand ihren Lohn. Peter gab eine verächtliche Antwort, und schickte die Urschrift dieses Antrags an Friedrich. Bute, bestimmt, den Glanz des Brittischen Ruhms durch seine unbesonnenen Handlungen herab zu würdigen, wandte sich jetzt an den Wiener-Hof, um zwischen der Kaiserin und dem König von Preußen, ganz ohne des letztern Wissen, Frieden zu machen, wobey er mit Friedrichs Provinzen sehr freygebig war. Der staatskluge und mit Friedrichs Character wohl bekannte Kaunitz aber, hielt diesen Antrag, den sich nur ein Schüler in der Staatskunst erlauben konnte, für eine verstellte Ränkespinnerey, um die Höfe von Wien und Versailles zu entzweyen, und gab daher dem Englischen Geschäftsträger eine demüthigende Antwort. Er sagte: seine Kaiserin sey mächtig genug, um al-

lein ihre Ansprüche geltend zu machen, und überdieß wäre es wider ihre Würde, einen Frieden unter Englands Vermittlung zu schließen.

Der sonderbare Vorfall, eben die Krieger bey'm Preußischen Heere zu sehn, die seit sechs Jahren mit Erbitterung gegen dasselbe gekämpft hatten, schien sowohl den Preußen als den Oesterreichern ein Traum zu seyn. Die letztern glaubten es anfangs gar nicht; selbst die Kaiserlichen Officiere, die in Breslau gefangen waren, die folglich alles mit eignen Augen sahen und mit eignen Ohren hörten, hielten das Ganze für ein ersonnenes Gerücht, den Muth der Truppen zu beleben; und da Czernichef nebst andern Russischen Feldherren sich von ihren Truppen entfernten, und nach Breslau mit einem großen Aufzuge zum König kamen, so behaupteten sogar gefangene Kaiserliche Heerführer, daß alles nur Blendwerk, und die mit Russischen Ordensbändern gezierten Befehlhaber verkleidete Preußische Hauptleute wären. *). Alle Zweifel aber hatten ein Ende, da sich die Russische Mannschaft im Juni mit dem Heere des Königs wirklich vereinigte; denn Theresia verwarf den Plan Laudons, diese ihr gefährliche Vereinigung mit Gewalt zu hindern. Die Schweden, des Kriegs müde und aus Furcht vor den Russen, machten im May ebenfalls mit Preußen Friede. Er wurde am 22sten dieses Monats unterzeichnet. Die Königin von Schweden, Friedrichs sehr geliebte Schwester, war dabey Vermittlerin; zugleich erklärte ihr Bruder dem Senat in Stockholm ausdrücklich, daß er bloß um ihretwillen die Sachen auf dem alten Fuß ließe. In der

*) Der Verfasser selbst, der damals in Breslau im Winter-Quartier stand, hat diese sonderbaren Urtheile zu seinem Erstaunen gehört; ein Beweis, wie wenig man den Charakter des großen Fürsten kannte, mit dem man so lange Krieg führte.

That bedurfte es jetzt nur seines bloßen Willens, um in der Geschwindigkeit die Schwedische Kriegesmacht zu vernichten, und Schwedisch-Pommern, das ihm nicht leicht wieder entrissen werden konnte, zu erobern. Friedrich pflegte oft über diesen Krieg zu scherzen, und da der Friedensantrag aufs Tapet kam, sagte er lächelnd: „er wüßte von keinem Krieg mit den Schweden; zwar hätte er von Händeln gehört, die Belling mit ihnen habe, dieser General aber würde sich wohl wieder vergleichen.“

Der Krieg bekam nun eine andere Gestalt. Alle Staaten Friedrichs, von Breslau bis an die äußersten Preußischen Grenzen, waren jetzt von den Feinden befreyt, und keine verheerende Einfälle mehr zu besorgen. Nun sah man wieder die Heiterkeit im Gesicht des Monarchen. Er scherzte wie gewöhnlich, ließ seine Französischen Köche wieder kommen, und suchte seine Flöte wieder hervor.

Peter hatte auf sein Verlangen von Friedrich das Syburgische Infanterie-Regiment erhalten, und ihm dafür das Schuwalowsche Dragoner-Regiment gegeben, das sich der König dagegen ausgebeten hatte; auch wünschte der Kaiser den schwarzen Adler-Orden, den er fast täglich anlegte. Dieser mächtige Monarch, der nun in Preußischer Kriegestracht erschien, des Königs Bildniß vor den Augen der Russen küßte, und ihn gleichsam als seinen Oberherrn betrachtete, wollte in Person mit einem großen Heer zu ihm stoßen, und man war berechtigt, außerordentliche Dinge zu erwarten.

Mit diesen glänzenden Hoffnungen eröffnete Friedrich den Feldzug vom Jahr 1762, dem auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm beywohnte. Er betrat jetzt in seinem ersten Jünglingsalter die kriegerische Laufbahn, die alle Prinzen seines Hauses ohne Ausnahme betreten hatten. Alle opfer-

ten dem Kriegsgott, und stellten dadurch ein von Seiten einer ganzen Königlichen Familie, in allen ihren Zweigen, noch nie in der Geschichte aufgezeichnetes Beyspiel dar. Der Kronprinz war immer an der Seite des Königs, und mußte mit ihm alle Gefahren bestehn.

Friedrich, durch so viele außerordentliche Eigenschaften über andre Sterbliche erhaben, rächte hier gleichsam die wegen seiner Geistesgröße gedemüthigte Menschheit. Das Vertrauen auf seinen neuen Bundesgenossen schwächte bey ihm die Sorgfalt für seine wackeren Streiter, denen er jetzt zum erstenmal die Wintervergütigungen entzog; Gelder, welche für die große Menge armer Officiere, die bloß von ihrem geringen Solde lebten, zu ihrer Ausrüstung für den neuen Feldzug unentbehrlich waren, und jetzt ganz ohne Noth, im Zeitpunkt des Glücks, zurück gehalten wurden. Es ward nicht einmal eine Scheinursache angegeben, warum man dieses so nöthige, so gerechte, so pflichtmäßige Geschenk, das jeden Winter als Bedürfniß ausgetheilt worden war, Kriegern, die ihr Vaterland so begeistert liebten und ihren König anbeteten, jetzt versagte.*) Ein jeder Subaltern-Officier erhielt 50, ein Capitain 500 Reichsthaler, und so stiegen die Summen mit dem Range. Mit diesem Gelde wurde der Abgang der Pferde und des im verflossenen Feldzuge zerstörten Feldfuhrwerkes ersetzt. Die Compagnie-Chefs mußten dafür die zahlreichen Feldbedürfnisse ihrer Soldaten anschaffen, so daß dies Geld nicht sowohl eine sehr gerechte Wohlthat, als vielmehr eine Ehrenschuld der ersten Größe

*) Der Verfasser erinnert sich gehört zu haben, daß einige damals in Sachsen stehende Regimenter, aus Versehn der Cassen-Beamten, diese Douceur-Gelder erhielten, deren Entziehung niemand träumte. Die Armee des Königs in Schlesien aber erhielt, auf seinen ausdrücklichen Befehl, nichts.

war. An die Stelle dieses Geschenks traten scharfe Verordnungen, die unbedeutende Gebräuchlichkeiten zum Gegenstande hatten. Im ganzen Laufe des Kriegs hatten sich die Officiere auf Märschen gewöhnlich des Degens anstatt des Espontons bedient, das im Felde ganz entbehrlich, ja hinderlich ist, und zur Vertheidigung nichts taugt. Nun aber mußte dies Parade-Zeichen bey allen Gelegenheiten gebraucht werden, und so gieng es mit vielen andern Kleinigkeiten, die, jetzt erst hervorgesucht, den ruhigen, unbesorgten und auf sein Glück stolzen Feldherrn verriethen.

Friedrich erhielt diesen Winter auch einen neuen Gesandten vom Tatarenkhan, der im Frühling 40,000 Mann zu des Königs Bestimmung bereit zu halten versprach. Der Gesandte wurde wieder mit vielen Geschenken entlassen; auch hielt der Khan anfangs Wort. Die Tataren rückten ins Feld; jetzt aber war nicht mehr die Rede Rußland anzugreifen, sondern einen Einfall in Ungarn zu thun. Der General Werner, ein Eingebohrner dieses Landes, sollte sodann bey Ofen mit einer kleinen Preußischen Schaar zu ihnen stoßen. Von dieser Unternehmung war viel zu erwarten, da die damals äußerst bedrückten Protestanten in Ungarn sich wahrscheinlich sogleich empört haben würden. Allein die Tataren kamen nicht; sie zogen eine Zeitlang an den Polnischen Grenzen umher, und kehrten alsdann wieder in ihr Land zurück.

Der König verstärkte nun alle Theile seines Heeres, besonders aber seine leichten Truppen; so daß er jetzt hierin den Kaiserlichen überlegen wurde. Es wurden neue Frey-Bataillone errichtet, desgleichen Frey-Husaren und Frey-Dragoner. Die Bosniaken, eine Art Reiter, Türkisch gekleidet und wie die Uhlanen mit Lanzen bewaffnet, waren nur eine Schaar von hundert Mann gewesen; jetzt wurden

sie bis auf tausend vermehrt und der Anführung eines verdienstvollen Kaiserlichen Officiers, des Majors Lange, übergeben, der wegen seiner protestantischen Religion gekränkt, jetzt den Oesterreichischen Dienst verließ, und ihn mit dem Preußischen verwechselte. Diese große Truppen-Vermehrung geschah mit unglaublicher Geschwindigkeit, so daß, wie einst die Menschen in der Fabelgeschichte des Cadmus, auch hier die Soldaten auf den Machtwink Friedrichs gleichsam aus der Erde hervorgingen. Auch die Geschützmacht, deren große Wirkung bey einem zweckmäßigen Gebrauch Friedrich erst in diesem Kriege erfahren hatte, wurde jetzt um 3500 Mann vermehrt. Um ihr leichtere Bewegungen zu verschaffen, und von ihrem furchtbaren Dienst den bestmöglichsten Nutzen zu ziehen, erfand er ein vortreffliches Verfahren, welches erst kürzlich nach so vielen andern nachgeahmten und nachgeäfften Kleinigkeiten, und zwar bis jetzt noch allein bey dem Oesterreichischen Heere, nachgeahmt worden ist. Er machte einige hundert Artilleristen beritten, die unter dem Namen der reitenden Artillerie neben dem leichten Geschütz hertrabten, und wenn sich Gelegenheit zeigte, von ihren Pferden sprangen, um ihre Kanonen zu bedienen. Nun konnten diese Eisen-Schleuderer, anstatt zurück zu bleiben, selbst dem Fußvolk zuvorkommen, ja nöthigen Falls mit den Husaren marschiren, und ihr schwerer Dienst in den Stunden eines Treffens, der in Herbeyschaffung und Handhabung großer Lasten besteht, konnte desto rascher geschehen, da sie nicht vorher durch den Marsch abgemattet waren.

Viele fremde Officiere, selbst von den feindlichen Heeren, traten jetzt in Preußische Dienste. Unter diesen war auch der Französische Oberst Geschray, ein gebohrner Baier. Da er sich als Partey-Gänger, zwar nicht in diesen Feldzügen, sondern im Oesterreichischen Erbfolgekriege ausgezeich-

net hatte, so verstattete ihm der König, eine 2400 Mann starke Freyschaar zu errichten. Ein andrer Französischer Officier, der Oberst-Lieutenant Thürriegel, auch ein Baier und vertrauter Freund des Geschray, und wie dieser mit dem Hofe mißvergnügt, gieng ebenfalls in Friedrichs Dienste, und wurde Befehlhaber einer Schaar, welche er durch seine große Thätigkeit allein errichtete, und bald vollzählig machte. Dieser sonderbare Mann, den die Natur mit einem sehr unternehmenden Geist und einer seltenen Verschlagenheit begabt hatte, wurde bey dem Französischen Heere gebraucht, die Schaar der Kundschafter zu leiten. Er warb sie an, vertheilte und besoldete sie, gab ihnen die nöthigen Vorschriften, wechselte mit ihnen beständig Briefe, und zog aus ihren verschiedenen Berichten die Ergebnisse, die er sodann sowohl den Befehlhabern der Heere, als dem geheimen Königsrathe in Versailles vorlegte. Er machte selbst kleine Reisen in die vom Feinde besetzten Provinzen unter allerhand Gestalten, Namen und Kleidung, versehn mit ehrenvollen Pässen, Dokumenten und nachdrücklichen Empfehlungs-Schreiben von Ministern und Gesandten neutraler Höfe. So durchstrich er alle Nord-Deutschen Länder, schlich sich in Läger und Festungen, und so gut war seine Maske, daß er in Magdeburg unentdeckt an der Tafel des Befehlhabers speiste, während dieser einen Brief vom König erhielt, mit der Warnung, gegen einen Französischen Hauptkundschafter, der abgeschickt wäre, die Preußischen Festungen zu untersuchen, auf seiner Huth zu seyn. Allenthalben entkam er glücklich durch seinen Muth und durch seine außerordentliche Verschlagenheit.

Thürriegel hatte zu dem Kundschaftswesen immer einen Mittelpunkt bestimmt, von welchem Ort er alle seine Befehle sandte, und wohin alle Briefe der untergeordneten

Kundschafter gerichtet werden mußten. Diese Berichte verglich er dann scharfsinnig, und meldete das Herausgebrachte den Französischen Krieges-Befehlhabern. Bereiste er seine Ausspäherlinien, so hinterließ er, um diesen edeln Briefwechsel zu ordnen, einen einstweiligen Verweser. Seine Haupt-Quartiere waren mehrentheils die Städte Gotha und Erfurt. Die rastlosen Bemühungen dieses Officiers ersetzten den Franzosen zum Theil ihren Mangel an leichten Truppen. Manche Unfälle, womit ihre Vorrathskammern, Festungen und Heere bedroht waren, wurden durch seine zeitige Entdeckung abgewandt, und dagegen mancher von ihm entworfene Plan glücklich ausgeführt; und alles dies in einem Lande, wo man die Franzosen nicht liebte, und Thürriegel nur durch Gold und List seinen Zweck erreichen konnte. Der Marschall von Sachsen hatte zuerst seine Fähigkeiten bemerkt, und ihm dies Geschäft angewiesen; auch hatte ihn der Hof vor dem Kriege nach Minorca geschickt, und sein umständlicher Bericht von dem Beobachteten trug nicht wenig zur Eroberung dieser Insel bey. Der Abgang dieses mißvergnügt gemachten Officiers von dem Französischen Heere war für dasselbe ein wahrer Verlust, und sein Dienstwechsel versprach daher den Preußen doppelte Vortheile.

Allein die Ruhmsucht und Bosheit des Geschray vereitelte diese Erwartung. Er war eifersüchtig auf die seinem Freunde bezeugte Achtung, und um ihn zu entfernen, erregte er beym Könige den Verdacht, daß der mit dem Kundschaftswesen so vertraute Thürriegel vielleicht aus verrätherischen Absichten in seinen Dienst getreten sey. Dies geäußerte Mißtrauen, obgleich von allen Beweisen entblößt, war hinreichend zu dem Königlichen Befehl, als Vorsichts-Maaßregel diesen Commandeur des Frey-Corps nach Magdeburg zu bringen, wo ihm mit Beybehaltung seines Gehalts

nicht die Citadelle, sondern die Stadt zum Aufenthalt angewiesen wurde, und er auch bis zum Ende des Kriegs blieb. Das Schicksal rächte seine Entfernung; denn bald darauf wurde durch die Nachlässigkeit des Generals Geschray ein Theil seines Haufens, und er selbst bey einem Ueberfall in Nordhausen gefangen genommen. Thürriegel wurde nachher der Bevölkerer der unter dem Namen Sierra Moréna bekannten Spanischen Wüsteneyen, wohin er einige tausend Deutsche führte, die in wenig Jahren diese Einöde zu blühenden Feldern umschufen.

In Leipzig war die Steuer-Sache des vorigen Jahrs durch die Hülfe des Berliner Kaufmanns Gotzkowsky in Ordnung gebracht worden, und die Stadt genoß etwas Ruhe; aber nur auf ein Jahr. Der fortdauernde Krieg veranlaßte neue Forderungen. Jetzt wurde eine von drey Millionen Reichsthaler gemacht. Diese Steuer, die, ungeachtet des so sehr verminderten Handels, des gesunkenen Credits, und der überhandnehmenden Armuth, größer als alle vorigen war, sollte durch gewaltsame Mittel herbeygeschafft werden. Den Auftrag erhielten hartherzige Männer, und der König war entfernt. In dieser dringenden Noth nahm die Stadt abermals ihre Zuflucht zu Gotzkowsky, der sich auch sofort zu Friedrich nach Breslau begab, und ihm die nachdrücklichsten Vorstellungen that. Die Antwort des Monarchen war: „Es sind so viele von meinen Ländern in den Händen „der Feinde, wo soll ich Geld zur Fortsetzung des Kriegs „hernehmen?" Er verringerte jedoch die Summe bis auf 1,100,000 Reichsthaler, wofür Gotzkowsky ihm seine eignen Wechsel geben, und allein haften mußte. Friedrich erinnerte ihn abermals, sich nicht dabey zu vergessen. Gotzkowsky widersprach nicht, verfuhr aber nach seinen gewohnten Grundsätzen, ohne alle Berücksichtigung des eigenen

Vortheils, mit der größten Bereitwilligkeit, obgleich ihm die Stadt von der vorigen Kriegesschatzung noch 200,000 Reichsthaler schuldig war. Ein neues Raths-Decret vom 20sten Januar 1762 enthielt die neuen Beweise dieser Großmuth, und erneuerte Dank-Empfindungen. Die schrecklichen Mißhandlungen der vorigen Jahre wurden nun durch diese Bürgschaft abgewandt.

Das fortdauernde System des Wiener Hofes in Nichtauswechselung der Gefangenen veranlaßte in Cüstrin einen schrecklichen Auftritt. Ein Theil der Vorstädte war bey der Verbrennung durch die Russen stehn geblieben. Hier wohnten die noch übrigen Bürger, und hier waren auch die Quartiere der Besatzung; in den andern Vorstädten fing man ebenfalls an, die Häuser wieder aufzubauen, oder deren Trümmer in Erwartung des Friedens wohnbar zu machen. Die alten Bewohner der Stadt fanden sich nach und nach ein, und trieben ihr Gewerbe so gut sie konnten. Die Preußische Besatzung war hier nur 550 Mann stark; Garnison-Soldaten und Land-Miliz, unter denen sich nicht wenig Invaliden befanden. Diese geringe Anzahl war bestimmt, nicht allein die Wälle der Festung zu besetzen, sondern auch 4900 Oesterreichische Kriegsgefangene zu bewachen. Von diesen gehörten 4100 zu den regelmäßigen Streitern, die man seit einiger Zeit hieher gebracht hatte, 800 Mann aber waren Croaten, eine Art Truppen, die wie in allen vorigen Kriegen der Oesterreichischen Monarchie, auch in diesem so thätig gewesen sind, daß sie hier eine nähere Anzeige verdienen.

Die Croatische Nation giebt die besten leichten Truppen in Europa. Ein sandiger, nicht sehr fruchtbarer Boden, viele Waldungen von wilden Thieren bewohnt, eine Kette von Gebirgen und ein rauhes Clima sind die Charak-

teristik ihres Landes, aber auch zugleich die Mittel, die ohnehin großen starken Körper der Croaten abzuhärten, sie zu allen Beschwerlichkeiten des Lebens zu gewöhnen, und zu Soldaten zu schaffen. Die Jagd, in einem so wenig gebildeten Lande zur Erhaltung seiner Bewohner nothwendig, zwingt sie, allen Gefahren zu trotzen; daher ihr großer Muth. Sie ertragen Hunger und Durst, Frost und Hitze, so wie die größten körperlichen Schmerzen, selbst unter den Händen der Wundärzte, mit einer erstaunenswürdigen Gleichmüthigkeit; auch hat der Tod nichts schreckliches für sie. In der Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihrem Fürsten werden sie von keinem Volk übertroffen; auch ist Entlaufung unter ihnen unerhört. Ihre Waffen, die sie überdieß sehr gut zu gebrauchen wissen, sind eine Flinte mit dem Bajonet, und ein Säbel.

Die achthundert Croaten in Cüstrin waren Soldaten, die man in der Schlacht bey Prag gefangen genommen, und nun schon fünf Jahr vergeblich auf ihre Erlösung hoffen ließ. Ihr Zustand war erbärmlich. In ganz zerrissenen Kleidungsstücken lagen sie in den Casematten auf einander gedrängt, wo es ihnen sogar an Stroh fehlte. Da sie von ihrem Sold nicht leben konnten, so dienten sie den Bürgern für ein geringes Geld bey den Bauarbeiten; endlich aber, da sie unter diesem Schutthaufen kein Ende ihrer Leiden sahen, zur Verzweiflung gebracht, beschlossen sie, alles zu wagen, um ihre Freyheit zu erlangen. Sie machten daher den kühnen Anschlag, die Wachen zu überrumpeln, sich in Besitz der Festung zu setzen, die Bürger auszuplündern, und sodann mit Schießbedarf und Kanonen versehen nach Cotbus zu ziehen, wo ein abgeschickter Haufe Oesterreichischer Truppen ihnen entgegen zu kommen bestimmt war. Die andern Gefangenen weigerten sich, mit den Croaten gemein-

schaftliche Sache zu machen, und überließen ihnen allein die Ausführung des Plans, den sie jedoch bey einem glücklichen Erfolg benutzen wollten. Der Anschlag, obwohl ihn einige tausend Menschen wußten, blieb ein Geheimniß.

Es war im Juni Morgens um fünf Uhr, als diese Croaten, so bald man die Thore der Casematten aufgeschlossen hatte, das Ereigniß mit Bestürmung der Hauptwache eröffneten; sie bemächtigten sich, nachdem sie die Wacht-Soldaten verjagt hatten, der hier befindlichen Gewehre, und nun war es ihnen leicht, auch die andern Wachen zu überwältigen. In einer Viertelstunde sahen sie sich im Besitz der Festung. Sie theilten sich darauf in drey Haufen. Der eine hielt die Thore besetzt, der zweyte begab sich nach einem Pulverthurm, um Munition zu holen, und der dritte beschäftigte sich mit den Kanonen, die sie aus Besorgniß übler Vorfälle erst rund um die Wälle abfeuerten, und sodann sowohl durch Anfüllung mit Steinen als auf andre Art zu einem schnellen Gebrauch untauglich machten. Der Pulverthurm zeigte jedoch den Croaten ein großes Hinderniß. Er war verschlossen, die Schlüssel nicht zu finden, und das Gebäude zu steinfest, um ohne Werkzeuge in der Geschwindigkeit zerstört zu werden. So ging für die Empörer eine kostbare Zeit verloren.

Indessen trommelte man die schwache Besatzung, die in den Vorstädten zerstreut lag, zusammen. Alle Thore waren von den Croaten besetzt; allein eine Ausfall-Thüre unter den Wällen war ihnen nicht bekannt gewesen. Sie befand sich offen. Diesen glücklichen Umstand benutzte der Lieutetenant Tscharnitzky, der eine Wache von dreyßig Mann befehligte; er nahm diese Soldaten, zog noch andre zwanzig von kleinen Wachen an sich, und so verstärkt eilte er, ohne erst Befehle zu erwarten, mit seinen funfzig Preußen auf

den Wall, und stellte sich bey einem andern Pulverthurm auf; einem Standpunct, von dessen Behauptung das Schicksal der Festung abhing. Hier kam es zu einem blutigen Gefecht. War der Angriff heftig und unablässig, so war die Vertheidigung nicht minder standhaft. Was den Kampf zwischen so zahlreichen Kriegern und einem so kleinen Haufen weniger ungleich machte, war die geringe Anzahl von Gewehren und Patronen der Croaten; denn sie besaßen hievon nicht mehr, als was sie von den Wacht-Soldaten erbeutet hatten. Auch mußten sie ihre Hoffnung verschieben diese so nöthigen Bedürfnisse zu erhalten, da das Zeughaus außerhalb der Festung lag. Der Befehlhaber war gleich im Anfang des Tumults schwer verwundet worden. Wegen mannigfaltiger Hindernisse konnte Tscharnitzky jedoch nur geringe Verstärkung erhalten; die Hälfte seiner Soldaten war theils todt, theils verwündet, die Kräfte der übrigen erschöpft, und die Croaten, von denen schon funfzig todt zur Erde gestreckt lagen, zeigten sich entschlossen, zu siegen oder zu sterben.

In dieser Lage war die Festung, als sie durch den Muth und die Klugheit des Garnison-Predigers, Namens Benecke, gerettet wurde. Es befanden sich bey den gefangenen Croaten zwey Priester ihrer Nation, die in der Entfernung den Ausgang der Sache abwarteten, und sie bloß mit ihrem Gebet unterstützten. Diese Priester suchte der Garnison-Prediger auf, donnerte ihnen ins Gewissen, und nöthigte sie, so sehr sie sich auch sträubten, mit ihm sich den Fechtenden zu nähern. Er stellte sich in die Mitte, und seine Arme um die ihrigen geschlungen eilte er dem Kampfplatz zu. Beym Anblick dieser Priester-Phalanx hielt man mit dem Feuern inne, und nun geschahen die nachdrücklichsten Vorstellungen. Man zeigte den Aufrührern die geringe

Wahrscheinlichkeit, glücklich zu den ihrigen zu kommen, da das ganze Land schon durch Boten in Lärm gesetzt wäre, und Truppen von allen Seiten anrücken würden; ja selbst ein in der Nähe befindlicher Haufe der Russen, die jetzt mit den Preußen in Freundschaft lebten, würde sofort aufbrechen, und wenn sie auch glücklich die Festung verließen, doch ihrem weitern Entkommen unübersteigliche Hindernisse in den Weg setzen. Mit diesen zum Theil grundlosen Vorstellungen war das Versprechen der Begnadigung verbunden, wenn sie sich ohne Verzug zur Ruhe begeben würden. Durch den langen Widerstand schon ohnehin beunruhigt, ließen die Croaten sich betäuben, streckten die Waffen, und gingen wieder friedlich in ihre Kerker. Sie gestanden beym Verhör den ganzen Plan und alle genommene Maaßregeln. Auf Friedrichs Befehl wurden die fünf Anführer hingerichtet, von allen andern Croaten aber wurde der zehnte Mann nach dem Loose genommen, und mit hundert Prügeln bestraft, bey welcher Zuchthandlung die 4100 Gefangenen der regelmäßigen Truppen als Zuschauer gegenwärtig seyn mußten.

Die Oesterreicher zogen nun zur Eröffnung des Feldzugs, nachdem sie ein ansehnliches Corps zum Reichsheere geschickt hatten, ihre ganze Kriegesmacht nach Schlesien. Sie waren Meister von Glatz, von Schweidnitz, und vom Gebirge. Dennoch war ihre Bestürzung über die Russischen Vorfälle ausnehmend. Die Officiere sowohl als die gemeinen Soldaten betrachteten die Sache ihrer Kaiserin als verzweifelt. Hiezu kam, daß der von ihnen angebetete Laudon dem Feldmarschall Daun den Heeresbefehl übergeben mußte, und daher nicht geneigt war, seinem persönlichen Feinde vorzuarbeiten; selbst ein Aussatz, der die Oesterreichischen Feldkrankenhäuser mit vielen tausend Soldaten anfüllte, kam dem König, der jetzt ganz ungestört seine Truppen zusammenzog,

zur Hülfe. Er bedrohte Mähren, und hielt eine Schaar bereit, in Ungarn einzufallen, wenn die Tataren dort wirklich ankommen sollten.

Da die Belagerung von Schweidnitz gewiß erwartet wurde, so machte man außerordentliche Anstalten, die Stadt zu sichern. Acht tausend Bauern und Soldaten mußten den ganzen Winter durch arbeiten, um jede bey dieser Festung liegende Anhöhe zu einem Fort umzuschaffen. Die Gebirge selbst stellten eine Kette befestigter Terrassen dar. Diese Sicherheits-Maaßregeln waren eben so sorgfältig in Ansehung der Festung Schweidnitz selbst beobachtet worden. Man hatte 12,000 Mann auserlesener Truppen hier in Besatzung gelegt, reichlich versehn mit Mundvorrath, Schießbedarf und allen andern Bedürfnissen. Der General Guasco, ein durch Muth und Kriegserfahrung ausgezeichneter Befehlhaber, wurde zum Festungshaupte ernannt, und ihm der General Gribauval, einer der größten Ingenieure in Europa, zur Unterstützung zugegeben.

In diesem Zustande war Schweidnitz, als der König, mit dem Russischen Corps vereinigt, in die umliegenden Gegenden rückte. Diese Vereinigung konnte erst am Ende des Juni geschehen, wodurch die Unternehmungen aufgehalten wurden. Jetzt aber ließ der König durch einen abgesandten Haufen, dessen Führung er dem General Neuwied übergab, die Oesterreicher dergestalt bedrohen, daß sie auf die Dekkung der Vorrathshäuser, die sich in ihrem Rücken befanden, denken mußten und dadurch die Verbindung mit Schweidnitz verloren. Bey diesem Haufen befanden sich auch 2000 Kosaken. Diese schwärmten ihrer Gewohnheit gemäß herum, und streiften bis an die Thore von Prag. Sie plünderten und verheerten alle Flecken und Dörfer, wo sie nur hinkamen. Die Kaiserlichen geriethen darüber in

solches Schrecken, daß der in Sachsen befehligende General Serbelloni auf dem Punkt stand, alles zu verlassen, um Böhmen zu Hülfe zu kommen. Die Kosaken überhoben ihn jedoch der Mühe; sie eilten ihre Beute in Sicherheit zu bringen, und so kamen sie truppweise beym Heere an; viele trafen erst spät ein, da sie das geraubte Vieh nach Polen getrieben hatten, um es dort zu verkaufen.

So groß auch der Unterschied zwischen der Oesterreichischen und Preußischen Reiterey im Aeußerlichen war, so konnten ihn diese wilden Krieger doch nicht bemerken. Dies veranlaßte, daß die ganze Reiterey der Preußen, als Abzeichen von der feindlichen, Federbüsche auf ihren Hüten und Mützen bekam; ein absichtliches Kleidungsstück, für den jetzigen Augenblick nutzbar, das aber der Reiterey als Putzwerk beständig eigen blieb, und bald bey allen Heeren in Europa nachgeahmt wurde.

Friedrichs Absicht war, durch diese Bewegung, im Rükken des Feindes, Daun von seinen Anhöhen bey Burkersdorf und Leutmannsdorf herunter zu bringen. Dieser Feldherr aber blieb unbeweglich stehen, so sehr auch der Preußische Einfall die Oesterreicher in Verwirrung setzte. Der General Haddik zog sich eiligst nach Braunau. Auch geschahen von den Preußen Einfälle in Mähren, und in das Oesterreichische Schlesien, wo sie Brandschatzungen eintrieben. Der König schrieb den 11ten Juli an den Herzog von Bevern: „Da der Feind ganz in Confusion ist, so „müssen wir ihn en détail zu ruiniren suchen." Die Preußen kamen mit Beute beladen aus Böhmen zurück, und nun wurden alle Anstalten zur Belagerung von Schweidnitz gemacht. Es war jedoch nicht möglich sie zu unternehmen, so lange die Oesterreicher noch die so sehr befestigten Berge inne hatten; sie mit Gewalt von dort zu vertreiben, erfor-

derte einen sehr gefährlichen Versuch, dessen Erfolg ungewiß war.

In dieser Lage war man, als sich in Rußland eine außerordentliche Umwälzung der Verhältnisse ereignete. Der Kaiser Peter, der eben erst den Thron dieses großen Reichs bestiegen hatte, wurde sehr bald von demselben wieder hinunter gestürzt. In der kurzen Zeit seiner Regierung hatte er durch übereilte Maaßregeln, unüberdachte Gesetze und Mangel an nöthiger Vorsicht alle Volks-Classen wider sich empört. Die Soldaten und Priester, sonst so selten einstimmig, waren es hier. Man haßte den Monarchen, welcher dem einen Stande seine Vorrechte, und dem andern seine Bärte nehmen wollte. Der Senat wurde von ihm gänzlich vernachlässigt, und der Russische Adel so wohl als die ganze Nation mit außerordentlicher Verachtung behandelt. Die Deutschen erhielten einen entschiedenen Vorzug; auch bildeten Deutsche Truppen seine Leibwache; dabey wurden die Grundgesetze des Reichs von ihm wenig geachtet, und ganz seinem Willen untergeordnet. So gut dieser auch war, so zweckwidrig war die Verfahrungs-Art. Das Volk wünschte, ohne zu wissen warum, die Fortsetzung eines Kriegs, der Rußland Geld und Menschen kostete, und dessen glücklichster Erfolg, in Rücksicht auf Eroberungen, der Größe des ohnehin ungeheuern Staats nur einen geringen Zusatz geben konnte. Der Kaiser stemmte sich gegen diese Volksmeinung; auch er wollte Krieg, aber nicht wider, sondern mit Preußen, gegen alle Feinde Friedrichs, und gegen Dännemark. Zu allen diesen den Russen mißfälligen Entwürfen, Gesinnungen und Verordnungen, kam noch die üble Behandlung seiner Gemahlin, die in der Schule häuslicher Widerwärtigkeit gebildet, dort ihren großen Geist genährt, ihre erhabnen Talente entwickelt, und die Liebe der

Nation in einem hohen Grad erworben hatte. Peter erklärte laut seinen Vorsatz sie zu verstoßen, und ein Kloster war schon zu ihrer Wohnung ausersehn, wo sie den Rest ihrer Tage traurig verleben sollte; denn selbst ihren Sohn wollte er von der Thronfolge ausschließen. So sinnreich arbeitete dieser Monarch, seinen Fall unaufhaltbar zu beschleunigen. Es bedurfte in dieser Lage nur eines Winks von Catharina, und ihr Zwingherr war ohne Krone. Die Selbsterhaltung zwang sie endlich, diesen großen Schritt zu thun, und in wenig Stunden war der mächtige Kaiser, dessen Befehle von den Ufern des Baltischen Meers bis zum südlichen Ocean als Göttersprüche befolgt werden mußten, von allen Menschen verlassen, ohne Blutvergießen entthront, ein armseliger hoffnungsloser Gefangener. Catharina wurde nun von jeder Zunge in ihrem unermeßlichen Reich als Selbstherrscherin aller Reussen ausgerufen. Peter entsagte der Krone förmlich, und sechs Tage nachher gab er seinen Geist auf.

Diese große Begebenheit der Entthronung, die wegen der darauf erfolgten ruhmreichen Regierung in den Russischen Jahrbüchern den glänzendsten Wendepunkt macht, geschah den 9ten Juni; da nun der Senat und das Volk durchaus den Krieg wider Preußen erneuert haben wollten, so wurden auch wirklich die nöthigen Befehle schon dazu ausgefertigt. Diesen Befehlen folgte den 16ten Juli eine öffentliche Erklärung, worin die Huldigung der neuen Kaiserin von allen Unterthanen in den eroberten Preußischen Provinzen verlangt wurde. Das Vorurtheil der Russischen Nation, als ob Friedrich ihrem entthronten Kaiser die so allgemein mißfälligen Neuerungen angerathen, und seine Entwürfe bestimmt hätte, trug zu diesem Kriegsgeschrey das meiste bey. Selbst Catharina hielt ihn nicht für ihren

Freund. Obgleich in Pommern geboren, und nicht ohne Liebe für ihr schon so sehr verheertes Vaterland, gab sie doch dem Strome nach, um den ärgsten Feind Rußlands, wie er in ihrer Erklärungsschrift genannt wurde, vollends zu Grunde zu richten.

In dieser Stimmung war jedermann; der Krieg beschlossen, und das Huldigungsschreiben eben abgeschickt, als man am nächstfolgenden Tage die besonderen Papiere des erblaßten Kaisers untersuchte. Die Briefe Friedrichs erregten allgemeines Erstaunen. Ihr Inhalt war ganz anders, als man es vermuthet hatte. Es waren weise Regierungs-Rathschläge, und die ernstlichsten Ermahnungen an den neuen Kaiser, seine Leidenschaften zu mäßigen. Alle so empörende Neuerungen waren von diesem vermeinten Feinde Rußlands eifrig widerrathen worden; auch Catharina hatte nicht Ursache, mit seinen sie persönlich betreffenden Aeußerungen unzufrieden zu seyn. Friedrich hatte ihren Gemahl beschworen, sie, wenn gleich nicht mit Zärtlichkeit, doch wenigstens vor der Welt mit Hochachtung zu behandeln. Die Kaiserin wurde dadurch bis zu Thränen gerührt; die anwesenden Senatoren verstummten, und der Haß hörte sofort auf. Die Kriegsbefehle wurden widerrufen, und der Friede bestätigt.

Durch diese Umwälzung wurde Dänemark von der großen sehr gegründeten Furcht befreyt, Holstein zu verlieren, dessen Eroberung Peters Lieblings-Entwurf war; ein Entwurf, den weder die Bitten und Vorstellungen seiner Freunde, weder die nachdrucksvollen Erinnerungen des Preußischen Gesandten, Baron Goltz, den er sehr hochschätzte, noch Friedrichs wiederholtes freundschaftliches Abrathen vernichten konnten. Seine Forderung an Dänemark bezog

sich zwar nur auf gewisse Distrikte in Holstein und Schleswig, allein es war bey ihm auf alles angesehn. Er bestand darauf, das Land seiner Väter zu besitzen, das ihm, wie er sich oft in Gesprächen ausdrückte, lieber als die Hälfte seines Reichs sey. Es waren 60,000 Russen zu dieser Eroberung bestimmt, zu denen noch 6000 Preußen stoßen sollten. Dieses Heer wollte der Kaiser selbst anführen; auch setzten sich die Russischen Truppen in Pommern und Preußen unter Romanzow's Anführung bereits in Marsch. Zu ihrem Unterhalt wurden in Greifenberg, Massow, Golnow und Stettin große Vorrathskammern angelegt, und sechs und dreyßig Russische Kriegsschiffe waren zu Unternehmungen auf den Dänischen Küsten bestimmt, womit sich noch sechszehn Schwedische Kriegsschiffe vereinigen sollten.

In Dänemark war man in der äußersten Bestürzung. Zu einem Kriege fehlte hier nicht mehr denn alles. Die Flotte dieses Königreichs, das beste Bollwerk eines Inselstaates, obwohl nicht unberühmt, und nach völliger Ausrüstung beiden feindlichen, damals wenig furchtbaren Flotten, die Spitze zu bieten fähig, war schlecht bemannt, und überdieß wegen Mangel an so vielen Nothwendigkeiten eine schleunige Ausrüstung derselben nicht denkbar. Besonders aber war das Heer in dem elendesten Zustande; Soldaten, des Kriegs ungewohnt, und schlecht unterhalten; Heerführer, die nie einen Feldzug mitgemacht hatten, und nichts von der Mannszucht, noch von der Kriegeskunst verstanden; kein brauchbares Kriegsgeräthe, kein Pulvervorrath, keine tauglichen Gewehre, keine Vorrathshäuser, und kein Geld. Da das letztere Bedürfniß hier das dringendste war, so wie es nach dem Lieblingsworte des berühmten Feldherrn Montecuculi die erste und einzige Nothwendigkeit bey einem Kriege

ist,*) so machten die Dänen der Stadt Hamburg einen Besuch. Sie rückten vor die Thore, und zu Gewaltthätigkeiten gerüstet, forderten sie im Namen ihres Monarchen eine Million Banco-Thaler, in Form eines Darlehns. Die erschrockenen Hamburger, die in diesen Stunden der Betäubung nicht das Maaß der Kräfte ihres Gegners, nicht seine Lage und Verhältnisse, sondern bloß die nahe Hemmung ihres Handels und die Verwüstung ihrer Gärten in Betrachtung zogen, bewilligten geschwind das Verlangte, worauf die Dänen sich entfernten. Sie hatten nun Geld, und auch einen Anführer in der Person des aus Französischen Diensten getretenen Grafen St. Germain, der jedoch bey allen seinen kriegswissenschaftlichen Kenntnissen, unbekannt mit dem Lande, mit dessen Sprache und Sitten, den Kopf angefüllt mit Französischen Begriffen und Kriegs-Grundsätzen, die hier nicht anwendbar, und mit Entwürfen, die nicht ausführbar waren, ein unvermögender Ober-Befehlhaber eines schlecht eingerichteten Heeres wurde; eines Heeres, das ihn gleich von Anfang an haßte, und dessen Zutrauen er nie gewinnen konnte. Sein Plan war, unweit Lübeck ein festes Lager zu beziehen, und hier die Russen zu erwarten. Der Erfolg dieses Kriegs war jedoch den unbefangensten jeder Nation, ja den Dänen selbst, nicht zweifelhaft. Alle diese höchst gegründeten Besorgnisse hörten nun nach der Entthronung des Kaisers mit einemmal auf.

Friedrich war eben im Begriff, die Oesterreicher auf ihren verschanzten Bergen anzugreifen, als er die schreckliche Nachricht vom Falle des Kaisers Peter vernahm. Czerni-

---

*) Montecuculi pflegte zu sagen: „zum Kriege gehören drey Dinge: das „erste ist Geld, das zweyte ist Geld, und das dritte ist Geld.“

chef meldete sie ihm nebst dem vom Senat erhaltenen Befehl, mit seiner Schaar sogleich das Preußische Heer zu verlassen. Dieser große Vorfall zerstörte den ganzen Plan des Feldzugs, da zugleich aus Preußen und Pommern Berichte einliefen, daß die Russen zum Wiederbeginn der Feindseligkeiten sich rüsteten. Der König mußte bey den veränderten Gesinnungen des Russischen Hofes erwarten, daß eben diese Schaar in wenig Tagen abermals zu seinen Feinden stoßen, oder abgesondert gegen ihn zu Werke gehen würde. Es hing von ihm ab, diese 20,000 Mann zu entwaffnen; allein er handelte auf eine ganz entgegengesetzte Art. Er entließ die Russen mit allen Beweisen freundschaftlicher Achtung. Sie wurden auf dem Rückmarsch eben so, als wenn es noch eine Preußische Hülfsschaar wäre, so lange sie sich in den Königlichen Ländern befanden, mit allem nöthigen versehn. Das großmüthige Betragen des Königs verursachte, daß die Russischen Feldherren sich sehr ungern vom Preußischen Heer entfernten. Czernichef besonders trennte sich mit Leidwesen von Friedrich, der ihn wahrhaft königlich beschenkte.

Der befohlne Abmarsch der Russen blieb einige Tage, sowohl für diese Truppen selbst, als für die Preußen, ein Geheimniß; auch im Oesterreichischen Lager ahnte man nichts davon. Es waren für die Verpflegung eines so großen marschirenden Haufens Anstalten erforderlich, die nicht in einem Tage gemacht werden konnten. Nach drey Tagen sollte der Abmarsch geschehen. Diese kostbare Zeit benutzte Friedrich auf eine meisterhafte Art. Er beschloß, die Verschanzungen der Oesterreicher, auf den Anhöhen bey Burkersdorf, jetzt ohne Verzug anzugreifen, wobey er den Vortheil hatte, daß die Russen immer noch ihren Raum in der Schlachtordnung einnehmen, und sich bey einem Anfall vertheidigen würden;

auch war er gewiß, daß Daun einen Theil seiner Truppen dieser Schaar entgegen setzen, und sich dadurch schwächen müßte. Zugleich wünschte er, den Russen bey ihrem Abschiede einen in die Sinne fallenden Beweis von dem Muth und der Kriegs-Geschicklichkeit der Preußen zu geben. Um Dauns Aufmerksamkeit zu zerstreuen, und den Gedanken einer feindlichen Stellung auf seiner rechten Seite von ihm zu entfernen, mußten ihn mehrere kleine Schaaren unter den Befehlen des Prinzen von Wirtemberg, der Generale Manteufel, Gablenz und Ramin, mit Angriffen bedrohen. Nachdem alle diese Maaßregeln genommen waren, wurde den 20sten Juli, so bald es Nacht war, an einer großen Batterie in der Ebene gearbeitet, die vor den verschanzten Bergen lag.

Diese Berge waren hoch und steil, mit Schirmpfählen und Verhacken umgeben; auf den Gipfeln befanden sich gewölbte Redouten; einige Berge waren durch Hohlwege von einander getrennt, andre aber durch Verschanzungen verbunden. Alle diese Posten befehligte der General O'Kelly. Man hatte bey Tage auf der Ebene keine Spur eines Preußischen Lagers, ja nicht einmal ausgestellte Posten gesehen; jetzt aber in der Nacht bildete man eine Truppen-Linie, die bey anbrechendem Tage in Schlachtordnung stand. Eine ungeheure Batterie mit fünf und vierzig Haubitzen und zwölf großen Kanonen besetzt, war fertig, und schien in wenig Stunden aus der Erde hervorgewachsen. Eine andre von dreyßig schweren Kanonen hatte man auf einer kleinen Anhöhe errichtet. So bald man nur bey anbrechendem Tage um sich sehen konnte, fiengen die Preußen ein entsetzliches Feuer an. Die Oesterreichische Reiterey, in den Thälern zwischen den Bergen aufgestellt, wurde, durch die Haubitz-Granaten begrüßt, in große Unordnung gebracht, und

tief in die Schluchten der Berge getrieben, wobey sie die neben ihr zur Unterstützung der Berg-Besatzungen aufgereihte Fußmannschaft über den Haufen rannte, und mit sich in die Flucht riß. Nun griff man die Verschanzungen selbst mit einer heftigen Beschießung, und mit Stürmen in den Seiten und im Rücken an. Verschiedene der besten Preußischen Regimenter unter Anführung des Generals Möllendorf wurden zu diesem gefährlichen Dienst bestimmt. Weder die senkrechten Berge mit ihren aufgeworfenen Erdhaufen und Wolfsgruben, noch die Palisaden und die Kanonen, die aus jedem Berg ein Fort machten, konnten die Fortschritte der Preußen hemmen. Es wurde auf allen Seiten gestürmt, wo man nur festen Fuß hinsetzen konnte. Der General Möllendorf fand durch einen Busch einen minder beschwerlichen Zugang zu diesen Anhöhen. Er benutzte ihn sofort, und da wegen des steilen Abhangs keine Pferde hinan konnten, so griffen die Soldaten vom Regiment des Kronprinzen eine Kanone an, und trugen sie den Berg hinauf. Der Feind floh nun allenthalben, und in vier Stunden waren alle diese mit so großer Mühe verschanzten Berge erobert, 1400 Mann von den Feinden getödtet, und 2000 zu Gefangenen gemacht. Man erbeutete eine Anzahl Kanonen, uud trieb die Oesterreicher ganz auf ihre Hauptmacht zurück. Der für die Oesterreicher so wichtige Paß bey Leutmannsdorf war bey diesem Gefecht ebenfalls verloren gegangen. Daun hatte den General Brentano mit einem Corps den Angegriffenen zu Hülfe geschickt, allein er kam zu spät, und wurde jetzt zur Flucht mit fortgerissen. Auch aus Schweidnitz thaten die Oesterreicher einen Ausfall, allein sie wurden bald wieder zurückgejagt.

Während dieses Vorganges waren alle Truppen, sowohl Preußen als Russen, so entfernt sie auch vom Kampf-

platz

platz seyn mochten, unter Waffen, um das große Oesterreichische Heer, welches sich jedoch ruhig verhielt, zu beobachten. Aber noch den nämlichen Abend verließ Daun seine Stellung, und zog sich weiter in die Gebirge zurück. Die vornehmsten Russischen Feldherren befanden sich als Zuschauer beym König in den Kampfthälern. Dies war ein außerordentliches Kriegs-Schauspiel, das Friedrich den abziehenden Russen zur Erinnerung auf den Weg gab. Er hatte die Zufriedenheit, diese seine Bundesgefährten in den wenigen Wochen ihrer Anwesenheit nie gebraucht zu haben. Die Kosaken ausgenommen, die mit dem General Neuwied nach Böhmen marschirten, stand die Russische Streitmacht allemal ruhig in ihren Lägern. Kein Russe blutete für den König von Preußen, der nach wie vor ohne fremden Beystand mit seinen Feinden focht.

Den nächstfolgenden Tag nach diesem großen Gefecht am 22sten Juli verließen die Russen das Preußische Heer. Die Befehlhaber sehr ungern, weil sie keine solche Kriegsschule mehr zu finden hofften; der gemeine Soldat aber gern, weil er außer seinem Brot, das ihm regelmäßig gereicht wurde, an andern Lebensmitteln Mangel litt. Bey seinem geringen Solde konnte er sie nicht kaufen; geplündert aber durfte in Schlesien nicht werden. Zwey Pfund Brot täglich, ohne andre Speise, war für den Russischen Magen nicht hinreichend. Diese hungrigen Krieger zeigten daher, wenn sie Preußische Offiziere sahen, mit Achselzucken auf ihren Mund, und manche liefen ins Lager der Preußen, um Brot zu bekommen; erhielten sie welches aus Mitleiden, so warfen sie sich dankend ihren Wohlthätern zu Füßen, und eilten damit wie mit einer Beute zurück.

Der Wiener Hof war jetzt wegen der Türken, da die Zeit des Waffen-Stillstands mit der Pforte zu Ende war,

in großer Besorgniß. Es wurde daher der Baron Penkler, der schon ehedem einen langen Aufenthalt in Constantinopel gemacht hatte, und mit der Türkischen Sprache bekannt war, als Gesandter mit kostbaren Geschenken an den Sultan geschickt. Der König erwartete dennoch den Anmarsch der Türken im September. Diese Hoffnung und seinen Plan im Fall eines Unglücks, äußerte er in seinem geheimen Briefwechsel mit dem Herzog von Bevern. Wäre ihm der Angriff der verschanzten Berge nicht gelungen, so war sein Entwurf, nach dem Abschied der Russen, bis die Türken sich zeigten, bloß Neiße und Cosel zu decken. Der Herzog von Bevern mußte sich daher vor dem Gefecht bey Burkersdorf mit seiner Schaar nach Cosel, und der General Werner mit einer andern nach Neiße ziehen.

Daun hatte durch dies unglückliche Postengefecht bey Burkersdorf alle Verbindung mit Schweidnitz verloren, und der Weg dahin stand jetzt dem König, der nun die letzten Anstalten zur Belagerung dieser Festung machte, von allen Seiten offen. Er rief den Herzog von Bevern zurück, nachdem derselbe einen Einfall gethan, und der unter ihm befehligende General Werner viele Vortheile erfochten hatte; alle andre Betrachtungen aber mußten jetzt der Eroberung von Schweidnitz nachgesetzt werden. Diese Truppen bedeckten das aus Neiße kommende schwere Geschütz, dessen Mangel die Belagerung bisher verzögert hatte. Friedrich drang unaufhörlich auf die Beschleunigung des Marsches, worauf der Herzog antwortete: „Alles was Menschen und Vieh nur „aushalten können, soll und muß geschehn."

Die Belagerungs-Anstalten waren ungeheuer; die beyden Kreise von Neustadt und Leobschütz mußten allein 365 Knechte, 730 Pferde und 666 vierspännige Wagen liefern. Mitten unter diesen Zubereitungen zog sich Daun

aufs hohe Eulen-Gebirge, und schien am gegenwärtigen Glück seiner Waffen zu verzweifeln; auch hatte er das Unglück, den General Draskowitz, einen der besten Oesterreichischen Feldherren, der unweit Neiße gefangen wurde, zu verlieren. Die Belagerung nahm jedoch erst den 8ten August ihren Anfang. Der General Tauenzien wurde aus Breslau abgerufen, und erhielt die Führung der Belagerungsmannschaft, welche aus vier und zwanzig Bataillonen Fußvolk nebst einigen Regimentern Reiterey bestand, und mit einer sehr zahlreichen Geschützmacht versehn war. Ein Heer unter dem König, und eine Schaar unter dem Herzog von Bevern, deckten diese Belagerung. Sie war, vom Standpunkte der Kriegeskunst aus betrachtet, die merkwürdigste des ganzen Krieges, sowohl in Ansehung der Kunst des Angriffs und der Vertheidigung, als wegen der Dauer und mancherley Nebenumstände. Es ereignete sich dabey ein Vorfall, der noch nie erhört war. Zwey Franzosen, zwey alte Freunde und vormalige Kriegsgenossen, Gribauval und le Fevre, befehligten als Ingenieure in- und außerhalb der Festung. Der erstere stand noch in Französischen Diensten, war aber von Ludwig dem funfzehnten wegen seiner großen Fähigkeiten zum Oesterreichischen Heere gesandt worden; le Fevre diente jetzt dem König Friedrich. Beide waren Schriftsteller. Beide hatten in Ansehung der Belagerungskunst eigne Lehrgebäude, die sie öffentlich in ihren Schriften vertheidigt hatten. Nun zeigte sich die seltene Gelegenheit, die Güte ihrer wissenschaftlichen Grundsätze durch die Ausübung gegen einander vor den Augen aller gebildeten Völker zu beweisen. Die Stoffe für diese Versuche, Menschenblut, Eisen und Pulver, waren ihren Maaßregeln überlassen. Le Fevre wollte vorzüglich durch Minen die Festung einnehmen, und zwar in kurzer Zeit. Er erfüllte aber sein Versprechen

nur sehr unvollkommen, und war genöthigt, größtentheils nach den alten Vorschriften zu verfahren.

Auf die Preußische Aufforderung zur Uebergabe der Festung, gab der Befehlhaber zur Antwort: er würde suchen, den Ruhm der Oesterreichischen Waffen zu behaupten, und sich die Achtung Sr. Preußischen Majestät zu erwerben. Die Beschießung nahm den Anfang; sie war sehr lebhaft, und wurde Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt. Eben so lebhaft war die Vertheidigung. Das Geschütz in der Festung wurde sehr wohl bedient, und fast alle Nächte geschahen Ausfälle, jedoch mit geringer Wirkung.

Daun ermannte sich auf seinen Gebirgen; entschlossen den Ort zu entsetzen, wartete er nicht länger als sechs Tage mit seinem Versuch, dessen guter Erfolg ihm unfehlbar schien. Zwischen dem Oesterreichischen Heere und Schweidnitz stand die große Preußische Schaar unter dem Herzog von Bevern, von dem Königlichen Heere abgesondert. Diese Schaar sollte von allen Seiten angegriffen, und ehe noch der entfernte König Hülfe senden könnte, vernichtet werden. Man rechnete auf die große Uebermacht, und hoffte in dieser nicht ganz ungleichen Lage der Dinge, den Auftritt von Maxen hier erneuert zu sehn. Vier Haufen unter Lascy, O'Donel, Beck und Brentano, griffen die Preußen zu gleicher Zeit von vorn, auf beiden Flügeln und im Rücken an. Der Herzog verhielt sich dabey wie ein großer Feldherr. Die Feinde fielen in das Gepäck der Preußen, welches ganz verloren zu seyn schien. Einige Feldherren wollten es mit ihren Brigaden vertheidigen, allein der Ober-Befehlhaber verbot es. „Wenn wir geschlagen werden," sagte er, „so „dürfen wir in unsrer Lage schwerlich etwas von der Ba„gage retten; siegen wir aber, so soll sie bald wieder unser „seyn." Diesem weisen Grundsatz zufolge, wodurch Friedrich

auch im Jahr 1745 die Schlacht bey Soor gewann, überließen die Preußen jetzt ihr Gepäck der Plünderung der Feinde, und fochten, ohne sich zu trennen. Der General Beck setzte seinen Angriff mit so viel Klugheit als Nachdruck fort, und erlangte einige Vortheile; allein er wurde von Lascy und Brentano schlecht unterstützt. Die Preußen machten indessen allenthalben schlagfertige Reihe, und verließen sich auf die Thätigkeit ihres Königs, der sie nicht verlassen würde.

Das Vertrauen der Truppen war auch nicht vergebens; denn gleich nach den ersten Kanonen-Schüssen hatte sich der Prinz von Wirtemberg auf's Pferd geworfen, und eilte an der Spitze der Reiterey mit verhängtem Zügel herbey, und so stürzte er auf O'Donels Schaar los, die sogleich über den Haufen geworfen wurde. Dieser Reiterey folgte in vollem Trabe die sogenannte reitende Artillerie des Königlichen Heeres und hinter ihr Friedrich selbst an der Spitze eines Husaren-Regiments, dem einige Brigaden Fußvolk nacheilen mußten. Noch vor der Ankunft dieser Brigaden aber waren die Feinde schon ganz aus dem Felde geschlagen. Ihr Verlust war 1200 Todte und Verwundete, und 1500 Gefangene. Die Preußen zählten 1000 Todte und Verwundete; auch sie hatten einige hundert Mann als Gefangene eingebüßt. Von ihrem geplünderten, jetzt aber von den Feinden wieder im Stiche gelassenen Gepäck war nur sehr wenig verloren gegangen.

Viele hohe und niedere Befehlhaber hatten bey diesem Treffen große Tapferkeit gezeigt, die der Herzog belohnt zu sehn wünschte; allein der König schlug es ab, mit folgender Aeußerung: „Wenn Distinctionen bey jeder Gelegenheit erfolgen sollen, wo ein Offizier dasjenige thut, was sein Devoir an sich erfordert, so müßten sie gar zu gemein wer-

„den, und würden endlich aufhören wirklich Distinctionen zu „seyn." Daun marschirte nun nach Glatz, und überließ Schweidnitz seinem Schicksal.

Die Belagerung wurde indessen, ohne die Regiments-Artillerie zu rechnen, durch acht und sechszig Kanonen, und zwey und dreyßig Mörser und Haubitzen beständig fortgesetzt. Die Besatzung, obgleich ohne Hoffnung einer Erlösung von außen, verlor dennoch den Muth nicht. Es fehlte in der Festung nicht an Lebensmitteln, die der Soldat wohlfeil kaufen konnte; überdieß erhielt ein jeder des Morgens ein Glas Branntwein, und des Mittags einen Trunk Wein. Zufolge einer geheimen Vorschrift, die der Feldmarschall Daun gleich nach dem Treffen bey Reichenbach ertheilt hatte, verlangte der Befehlhaber, General Guasco, zu unterhandeln. Er wollte einen freyen Abzug haben, der aber rund abgeschlagen wurde. Tauenzien berief sich dabey auf eine sehr sonderbare Aeußerung des Generals Laudon, der, da er noch im vorigen Jahr mit dem Markgrafen Carl von Preußen wegen einer Uebereinkunft Briefe wechselte, ausdrücklich erklärt hatte, daß sein Hof sich nicht verbunden hielte, das dem Könige wegen Auswechselung der Gefangenen gegebene Wort zu halten, oder überhaupt irgend eine andre Zusage zu erfüllen. Sechs Tage nachher erneuerte der Befehlhaber den Antrag, erbot sich, alles Geschütz, so wie sämmtliche Vorrathskammern und Kassen zu überliefern, und dabey mit seiner abgezogenen Besatzung in Jahres-Frist nicht wider den König zu dienen. Auch dieser Antrag wurde kaum angehört. Es gelang bald nachher einem Kaiserlichen Offizier, durch die Preußischen Vorposten zu kommen, um dem General Guasco den Befehl zu bringen, daß er bis zur äußersten Noth auf den Punkt eines freyen Abzugs dringen möchte.

Le Fevre's künstliche Minen erforderten jedoch viel Zeit, und thaten anfangs nur geringe Wirkung. Es waren sogenannte Druckkugeln; eine vortreffliche Erfindung Belidors, welche der Mineur-Wissenschaft sowohl in ihren Grundsätzen, als in der Ausübung eine große Erweiterung verschaffte, und jetzt zum ersten Mal durch ernstliche Versuche geprüft wurde. Der mannigfaltige Zweck dieser Druckkugeln war, in einer Entfernung von dreyßig bis vierzig Fuß durch Sprengung der Minen die Gallerien der Belagerten einzudrücken, die Contrescarpe in den Festungsgraben zu werfen, sich einen neuen gesicherten Angriffsort einzurichten, und den bedeckten Weg und die Außenwerke ohne Sturm und Verlust zu öffnen; dagegen aber konnte man vermittelst dieser Erfindung, wenn sie gegen die Belagerer angewandt wurde, außer dem Eindrücken ihrer Minen und der Zerstörung ihrer Logements auch ihre Bresch-Batterien in die Luft sprengen, und die Kanonen gegen die Stadt werfen. In dem Lauf dieser Belagerung wurden viele solcher Druckkugeln zubereitet, gefüllt und angezündet, wovon aber einige ganz mißglückten. Es wurden unterirdische Horchgänge gemacht, um den Gang und die Nähe der entgegengesetzten Minen auszuspähen. Bisweilen begegneten sich die beiderseitigen Mineure unter der Erde, da sie dann, so lange sie durch Erdwände abgesondert waren, Stankkugeln gebrauchten, die mit dem ekelhaftesten Geruch Rauch und erstickende Dünste verbreiteten; hernach aber, wenn sie einander ansichtig wurden, kämpften sie mit ihren Pistolen. In einer größern Entfernung bediente man sich der Dampf-Minen, wodurch, wenn sie glückten, nicht allein die feindlichen Erdwühler erstickt, sondern auch ihre Minen-Gänge eingestürzt wurden.

Die Kaiserlichen Mineure waren den Preußischen an Anzahl sehr überlegen, wodurch viele Versuche der letztern

vereitelt werden mußten. Es war im eigentlichsten Verstande ein unterirdischer Krieg, der mit allen nur erdenklichen Plakkereyen von beiden Seiten geführt wurde, und den Preußen keine Vortheile gewährte. Le Fevre war in der größten Verzweiflung, da hohe und niedere Befehlhaber ihm mit Kaltsinn, ja mit Verachtung begegneten. Sein kriegerischer Ehrgeiz und sein Erfinder-Ruhm waren zu gleicher Zeit auf das tiefste gekränkt; er weinte über seine fehlgeschlagene Hoffnung als Belagerer, und über sein von ihm selbst vernichtetes glänzendes Lehrgebäude, welches seinen Namen unsterblich machen sollte, und suchte jetzt nichts weiter als den Tod, daher er sich auch an die gefährlichsten Orte hinwagte. Der König wurde durch die Verzweiflung dieses Offiziers so gerührt, daß er, der höchst selten einem Befehlhaber sein Unglück, nie aber seine Unfähigkeit verzieh, sowohl die Aufopferung so vielen Geldes und Blutes als die so lange gehemmten Unternehmungen im Felde vergaß, und den unglücklichen le Fevre selbst tröstete.

Das Feuer über der Erde wüthete indessen unaufhörlich unter beiden Theilen. Jede Stunde, bey Tage und bey Nacht, hatte ihre Todten. Die Kaiserlichen in Schweidnitz fühlten diese schreckliche Lage am meisten. Ihre Freywilligen, die bisher die gefährlichsten Arbeiten unternommen, fingen nun an, es überdrüssig zu werden. Die Belohnungen, die sie erhielten, waren für sie sichere Unterpfänder des Todes. Man hob alle schwere Unternehmungen für sie auf, daher ihre Anzahl sich täglich, ja stündlich verringerte. Alle Oesterreichische Ingenieur-Offiziere waren todt oder verwundet. Die schweren Kanonen hatten keine Lavetten mehr, und bey den leichten fingen auch die Kugeln an zu fehlen.

Es geschah indeß manche ausgezeichnete That. Der Kaiserliche Hauptmann Brady vertheidigte eine Schanze,

aus welcher seine Soldaten geflohen waren, mit funfzehn Mann gegen viele hundert stürmende Preußen, die schon halb die Brustwehr erstiegen hatten, und jetzt von ihm und seinen wenigen tapfern Mitstreitern durch Sensen herunter gemähet wurden. In dem Augenblick, da alle seine Kräfte erschöpft waren, erhielt er Hülfe und behauptete seinen Posten. Eine andere Heldenthat verrichtete der Kaiserliche Lieutenant Waldhüter mit einer tapfern Schaar. Es war von einem höchst nöthigen, aber auch höchst gefährlichen Ausfall in einen Abgrund die Rede, um die drohende Wirkung von drey fast vollendeten Preußischen Minen zu hemmen. Waldhüter erbot sich zu dieser Unternehmung, wählte zu seinen Gehülfen zwey und dreyßig Ungarn, und mit diesen stürzte er sich in einen sogenannten Trichter, eine Tiefe von zwanzig Fuß, wo die sie erwartenden Preußen auf einem Knie ruhten, und die aufgepflanzten Bajonette in die Höhe hielten. Diejenigen, die sich hier nicht spießten, fielen mit dem Säbel in der Faust die Preußen so wüthend an, daß diese mit großem Verlust davon flohen.

Friedrich besuchte fleißig die Laufgräben, und war mit den unerwarteten Verzögerungen sehr unzufrieden. Er machte selbst zweckmäßige Anordnungen, die seine nicht geringe Einsicht in die Belagerungskunst bewiesen, und ließ auch eine Bresche-Batterie errichten. Die Eroberung dieses Orts schien jedoch vielen sehr zweifelhaft, und es war nach einer zweymonatlichen Blutarbeit gewiß, daß Schweidnitz in sehr kurzer Zeit entweder eingenommen, oder die Belagerung aufgehoben werden müßte.

Ein eigner Ehrgeiz Friedrichs, jetzt keine Bedingungen von den belagerten Feinden anzuhören, hatte diese üble Lage erzeugt. Der Befehlhaber, um sich außer Verantwortung zu setzen, bat um Erlaubniß, einen Offizier an Daun zu

schicken. Auch dieses wurde verweigert, und dadurch die Belagerung mit einem höchst unnützen Aufwand an Menschenblut, an Zeit und Geld, um drey Wochen verlängert. Endlich kam ein Zufall den Belagerern zu Hülfe. Eine Preußische Haubitz-Granate schlug in der Festung durch einen Balken in einen Gang, und von da in ein mit eilf Centner Pulver gefülltes Magazin, dessen Thüre man offen gelassen hatte, und zündete es an. Eine ganze Bastion vom Fort Jauernick mit zwey Oesterreichischen Grenadier-Compagnien wurden dadurch in die Luft gesprengt, und acht Offiziere mit ihrem Befehlhaber, dem Major Berthold, einem sehr tapfern Mann, die an diesem Ort Tafel hielten, nebst 200 Gemeinen in einem Nu Opfer des Todes.

Es war ein gewaltiger Riß in dem Festungsbau geschehen, und der Zugang zum Angriff erleichtert. In der darauf folgenden Nacht ließen die Belagerer die vierte Druckkugel springen, die acht und vierzig Fuß lang verdämmt, und deren Wirkung erstaunlich war. Alle benachbarte Minen-Gänge der Festung stürzten ein, dabey wurde ein Theil des bedeckten Weges in die Luft gesprengt, und eine Bresche gemacht; auch war das Terrain von dem Grunde bis auf die Brustwehr mit der ausgeworfenen Erde bedeckt. Nun wurden alle Anstalten zu einem Sturm getroffen. Guasco aber wartete diesen nicht ab. Er ergab sich am folgenden Morgen, acht Stunden nach Sprengung der Mine. Es war am 9ten October, drey und sechszig Tage nach geöffneten Laufgräben. Die noch übrige Besatzung, 9000 Mann stark, wurde zu Kriegsgefangenen gemacht.

Der König ehrte des Befehlhabers bewiesene Tapferkeit, und zog ihn zur Tafel. Er vergaß großmüthig, daß dieser Italiener bey der Eroberung von Dresden sich gegen die Preußische Besatzung sehr unanständig betragen, und den

Vertrag mit Schmettau schändlich gebrochen hatte. Der seinige wurde pünktlich gehalten, so wie alle andre, wo die Preußen als Sieger die Unterhandlungspunkte unterzeichneten. Sie fanden jetzt in der Festung 352 Stück Geschütz, 55,400 Kugeln, Bomben, Granaten, und noch über 1000 Centner Pulver; desgleichen an Mundvorrath 2000 Centner Mehl, 740 Centner Zwieback, und 25,000 Brote. Diese Belagerung kostete den Preußen 3033, und den Oesterreichern 3552 Todte und Verwundete. Die erstern hatten dabey 172,163, und die letztern 125,453 Bomben- und Kanonen-Schüsse gethan.

Die Gefangenen, sowohl Offiziere als Gemeine, wurden nach Preußen geschickt. Denjenigen, die Geld hatten, verstattete man zu Lande dahin zu reisen, die andern aber wurden für Königliche Kosten auf Schiffen von Stettin aus weiter geschafft. Ein schrecklicher Sturm überfiel diese kleine Flotte. Die Menschen, die so lange in der Belagerung dem Tode getrotzt, und rastlos mit andern Menschen gekämpft hatten, mußten jetzt noch mit den Elementen kämpfen. Einige Schiffe sanken mit ihren ganzen Ladungen in den Abgrund des Meers; andre aber wurden auf die Küsten von Polnisch-Preußen geworfen, bey welcher Gelegenheit sich einige hundert Gefangene in Freyheit setzten, und durch Polen ihren Weg nach Hause nahmen.

Das Volk in Wien war bey dieser Gelegenheit gegen Daun außerordentlich aufgebracht. Diese Erbitterung ging so weit, daß man der Gemahlin des Feldmarschalls, wenn sie nach Hofe fuhr, Spottreden ins Gesicht sagte, und ihre Kutsche mit einem Hagel von Schlafmützen, als den Sinnbildern der Unthätigkeit ihres Gemahls, begrüßte. Bald erschienen Schmähschriften, bald satirische Kupferstiche, die an Dauns Pallast, ja selbst an die Kaiserliche Burg ange-

heftet wurden. Einer dieser Kupferstiche zeigte so viel Witz als Wahrheit. Er stellte die Belagerung von Schweidnitz vor. Guasco, auf den Wällen der Festung stehend, schrie um Hülfe. In einer großen Entfernung sah man das Daunsche Heer als Zuschauer der Scene in Parade. Der Feldmarschall saß vor seiner Kriegesreihe in einem Armstuhl mit einer großen Nachtmütze auf dem Kopfe, wobey er den vom Pabst empfangenen geweihten Degen mit beiden Händen emporhielt, als wenn er den Truppen seinen Segen geben wollte. Dieser Päbstliche Degen steckte in der Scheide, auf welcher man die Worte las: „Du sollst nicht tödten!“ Zur Linken des Feldmarschalls stand Laudon, mit niedergeschlagenen Augen und auf den Rücken gebundenen Händen; zur Rechten, Lascy, eine Pergament-Rolle in der Hand, mit der Ueberschrift: „Plan des Feldzugs von 1763“; auf dem Pergament selbst aber stand nichts. Die übrige Heerführerschaft war in drey Gruppen vertheilt, von denen eine sich schlaftrunken die Augen wischte, die zweyte die Hände über dem Kopf zusammenschlug, und die dritte hämisch lächelte.

Der König machte nun Anstalten, nach Sachsen zu ziehen. Da er jedoch, durch die unglückliche Erfahrung vorsichtig gemacht, wegen seiner Schlesischen Festungen nicht ohne Sorgen war, so traf er alle mögliche Verfügungen, sie in seiner Abwesenheit gegen Ueberrumpelung zu sichern; auch ließ er den Herzog von Bevern mit einer starken Schaar in Schlesien zurück. Bevor er aber selbst aufbrach, schickte er den General Neuwied mit zwanzig Bataillons und fünf und vierzig Escadrons voran nach Sachsen, um das Heer des Prinzen Heinrich zu verstärken. Dieser Feldherr war hier auch sehr thätig gewesen. Der General Belling, der bisher gegen die Schweden gestanden, hatte nach dem mit

ihnen geschlossenen Frieden Mecklenburg verlassen, und Heinrichs Streitmacht verstärkt. Nun fand sich der Prinz stark genug vorzurücken und lange Zeit die Vereinigung der Oesterreicher mit den Reichs-Truppen zu verhindern. Er griff bey Döbeln den Oesterreichischen General Serbelloni an, und schlug ihn mit einem Verlust von 2000 Mann in die Flucht. Serbelloni fiel einige Wochen nachher nun seinerseits die Preußischen Vorposten an; allein er wurde zurückgetrieben, und büßte abermals 1000 Mann ein. Es ist merkwürdig, daß, als dieser Feldherr zum ersten Mal von Wien aus zum Heere reiste, die Kaiserin ihm die Regel an's Herz legte, sich vor der großen Thätigkeit des Königs von Preußen in Acht zu nehmen. Noch andre große Gefechte fielen unter des rastlosen Seydlitz Anführung bey Auersbach und bey Töplitz vor, wobey auch dieser General die Feinde schlug, ihnen 600 Wagen abnahm, und eine Menge Gefangene machte. Auch der General Kleist zeigte seinen gewöhnlichen vom Glücke begleiteten Muth; er griff den Oesterreichischen General Zettwitz unweit Waldheim an, und nahm ihn mit 2000 Mann gefangen. Bald darauf machte er noch bey Oedern 500 Gefangene.

Indessen erlebten die Reichs-Truppen auch eine Siegesfreude. Sie griffen mit ihrer ganzen Reiterey einen abgeschickten Preußischen Haufen an, welcher der vierfach stärkern Macht unterlag, und 500 Mann einbüßte. Belling that auch einen Einfall in Böhmen, und streifte brandschatzend bis Eger. Der Wiener Hof, aufgebracht über diese häufigen Unfälle, nahm dem Serbelloni den Heeresbefehl und ertheilte ihm dem Haddik, der auch größere Thätigkeit zeigte, und den Prinzen Heinrich mehr als einmal seine Stellung zu ändern nöthigte. Eine Schlacht war erforderlich, wenn die Selbstbehauptung der Preußen nicht einge-

schränkt werden sollte. Heinrich hatte sich bey Freyberg gelagert, und eine große Schaar der Oesterreicher unter dem General Campitelli während der Zeit sich mit den Reichs-Truppen vereinigt, die der Prinz von Stolberg befehligte. Diese Truppen glichen bey ihren Kriegsunternehmungen dem metallenen Pferde, das, wie der Marschall von Sachsen sagt, zwar immer den Fuß aufhebt, aber nicht von der Stelle kommt. Die vereinigten Feinde verließen sich jetzt auf ihre Uebermacht, und gaben den Preußen eine vortheilhafte Gelegenheit zu schlagen. Die Schlacht geschah bey Freyberg den 29sten October. Sie dauerte nur zwey Stunden, allein sie war blutig und entscheidend. Die Oesterreichischen leichten Truppen wurden über den Haufen geworfen, das Reichsheer in seinen Verschanzungen angegriffen, und bis über die Mulde zurückgeschlagen. Die regelmäßigen Regimenter der Oesterreicher, die auch einen Preußischen Haufen vor sich sahen, hielten sich allein zu schwach, den Preußen den Sieg streitig zu machen; sie fochten nicht lange und flohen, aus dem Felde geschlagen und verfolgt von der Preußischen Reiterey unter Anführung des Generals Seydlitz, dem man auch den glücklichen Ausgang der Schlacht größtentheils zuschrieb. Die Sieger zählten an diesem Tage 1400 Todte und Verwundete; die Feinde hatten deren über 3000; 4400 Mann von ihnen waren gefangen, und 28 Kanonen, 9 Fahnen, nebst vielem Gepäck und einer Menge Munitions-Wagen erbeutet worden.

Einige Tage nach der Schlacht langte der General Neuwied mit seiner Mannschaft in dieser Gegend an. Er hatte den Auftrag, die Höhen bey Weißig unweit Dresden zu besetzen, und diese Residenz von der Neustadt-Seite abermals zu beschießen. Er kam aber zu spät; denn Daun hatte auch einen Haufen aus Schlesien abgeschickt, um die Ueber-

macht in Sachsen zu behalten, und dieser hatte unter dem Prinzen Albert die wichtigen Anhöhen früher in Besitz genommen.

Die geschlagenen Heere zogen nach Böhmen, wohin ihnen Kleist mit einer fliegenden Schaar von 6000 Mann nachgeschickt wurde. Er zerstörte daselbst verschiedene Vorrathshäuser, und brandschatzte bis an die Thore von Prag. Dieser Feldherr hatte vom König den Befehl, eine Anzahl Dörfer zu verbrennen, um wegen der Grausamkeiten, welche die Oesterreicher im Churfürstenthum Brandenburg verübt hatten, sie das Weh der Vergeltung empfinden zu lassen. Der edeldenkende Kleist vollzog diesen Befehl auf eine musterhafte Art. Er ließ eine Menge Stroh und Reisig auf einen hohen Berg zusammen tragen, und in Brand setzen; dabey wurden auch einige elende Hütten in der Nähe angezündet, nachdem man ihren Bewohnern Zeit genug gegeben, alle ihre Habseligkeiten zu retten.

Der König erhielt die Nachricht von der bey Freyberg gewonnenen Schlacht auf seinem Marsch nach Sachsen. Die Winter-Quartiere seiner Truppen wurden dadurch beschleunigt. Er zog eine Kette von Thüringen durch Sachsen, durch die Lausitz und Schlesien, und schloß mit den Oesterreichern einen Waffen-Stillstand. Diese hatten von allen ihren Eroberungen jetzt, am Ende des siebenten Feldzugs, nur noch einen kleinen District bey Dresden und die Grafschaft Glatz inne. Sie fanden den von den Russen befreyten König von Preußen nun zu mächtig, wünschten sich Erholung, und waren daher mit dem Waffen-Stillstand, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien erstreckte, sehr wohl zufrieden.

Die Verbündeten hatten den Feldzug mit ungünstigen Aussichten eröffnet. Obgleich 20,000 Mann Russen zu ih-

nen stoßen sollten, für welche man bereits den Marsch angeordnet hatte und auch schon Vorrathshäuser anlegte, so kamen sie doch nicht; dabey schien die Hauptstütze in England zu sinken. Das neue Brittische Ministerium war, wie oben gesagt, dem Kriege in Deutschland sehr abgeneigt, und zeigte daher nicht den geringsten Eifer, Ferdinands Beginnen zu unterstützen. Da es jedoch dem herrschenden Minister, Lord Bute, noch nicht rathsam schien, dem Willen der ganzen Nation Hohn zu sprechen, so wurde im Frühling eine Anzahl Werblinge, wie auch ein neues Regiment Bergschotten, nach Deutschland geschickt, wo der Eifer, den Krieg fortzusetzen, nirgends nachgelassen hatte. Da die verheerten Länder in Westphalen und Nieder-Sachsen nur geringen Unterhalt gewährten, so ließen die Regierungen in diesen Provinzen eine Menge Lebensmittel und Getreide in England und in den Häfen der Ostsee aufkaufen. Es hatte sich indeß für das Waffenglück der Deutschen ein günstiger Umstand ereignet. Der Herzog von Broglio wurde ein Opfer seiner Feinde in Versailles; er verlor seine Befehlhaberstelle im Elsaß, wurde auf seine Güter verwiesen, und mußte die Feldherrnschaft bei'm Heere, welche der Marschall Etrées wieder erhielt, niederlegen.

Die Bundesmacht setzte sich indessen am Ende des Winters in Bewegung, um den Feldzug von 1762 zu eröffnen. Der Erbprinz griff das Schloß Arensberg an, das von den Franzosen besetzt, und zur Erhaltung ihrer Verbindung mit Cassel sehr nothwendig war. Der Befehlhaber Muret verlangte einen freyen Abzug. Dieser wurde nicht gestattet, sondern das Castell mit großer Lebhaftigkeit beschossen. Nach einer sechsstündigen Kanonade ergab sich Muret mit 240 Mann auf Gnade und Ungnade. Auf beiden Seiten wurde nicht einziger Mann getödtet, auch keiner verwundet, ein

Eng-

Englischer Offizier ausgenommen. Der Erbprinz benutzte seine Vortheile, näherte sich dem Rhein, hob allenthalben Werblinge aus, brandschatzte, und nahm Geißeln mit. Diese Fortschritte trieben die Französischen Marschälle ins Feld. Soubise und Etrées befehligten am Ober-Rhein, der Prinz von Condé am Nieder-Rhein.

Man wurde bald gewahr, daß Broglio nicht mehr an der Spitze der Heeresmacht stand. Eine Menge Unfälle, die in diesem Feldzuge die Franzosen befielen, rächten die Ungnade, worin dieser Feldherr unverdient bey seinem Hofe gefallen. Ferdinand rückte nun vor, ging am 24sten Juni mit Tages Anbruch in sieben Zugmassen über die Diemel, und überraschte die bey Wilhelmsthal gelagerten Franzosen; er griff sie an, und trieb sie nach einem sehr hitzigen Gefecht bis unter die Kanonen von Cassel; andre eilten über die Fulde. Sie ließen 4000 Todte und Gefangene auf dem Wahlplatz zurück. Unter den letztern war der größte Theil der Grenadiers de France. Die Reiterey der Verbündeten konnte nicht zum Treffen kommen. Die gefangenen Französischen Offiziere hatten ihr ganzes Gepäck eingebüßt. Ferdinand ersetzte diesen Verlust auf eine sehr großmüthige Art. Er gab ihnen den Tag nach dem Treffen ein prächtiges Gastmahl. Unter dem Nachtisch befand sich ein großer verdeckter Aufsatz. Als man im Begriff war von der Tafel aufzustehen, sagte der Herzog zu den Offizieren, indem er auf das Verdeckte zeigte: „Hier, meine Herren! wird noch „etwas für Sie seyn." Da keiner von ihnen den Deckel wegnehmen wollte, that es Ferdinand selbst. Die Offiziere erstaunten, da sie in diesem geheimnißvollen Gericht eine Menge goldner Uhren, Dosen, Ringe und andre Kostbarkeiten fanden, wovon jeder nach Belieben zulangte.

Es ereignete sich indessen eine sehr außerordentliche Be-

gebenheit. Das halb zerstörte Schloß Friedewald, dem Landgrafen von Hessen-Cassel gehörig, und nah am Sollinger Wald gelegen, war, nicht um die Franzosen abzuhalten, sondern um die Straßen gegen die Räuber des Waldes zu sichern, mit sechzig Hessischen Jägern besetzt worden, welche der Lieutenant Steigleder befehligte. Diese Besatzung anzugreifen, die man wahrscheinlich sehr vergrößert hatte, setzte sich der Französische General Stainville in Marsch mit 1000 Mann Carabiniers, und 3000 Mann leichter Cavallerie, wozu noch 4000 Grenadiere stießen, die acht Kanonen und zwey Haubitzen bey sich führten. Mit diesen Truppen ging Stainville den 6ten August in der Nacht auf Friedewald los, umringte Schloß und Dorf, und besetzte die umliegenden Berge; sodann geschah der Angriff auf drey Seiten zugleich. Die Jäger thaten einen Ausfall, und trieben die Franzosen zurück, die keinen neuen Versuch zum Sturm machten, sondern sich entfernt hielten, und das Schloß in Brand schießen wollten. Nun fing eine heftige Kanonade an, die den ganzen Tag dauerte. Die Jäger vertheidigten sich so lange, bis Rauch und Flammen sie aus ihrer Burg trieben; denn schon waren zwey von ihren Pferden im Dampf erstickt. Die Franzosen wollten von keinem Pardon hören, und beschlossen, alle niederzuhauen, welches jedoch verhindert wurde. Stainville glaubte, diese Jäger wären ein abgesandter Haufe von der Besatzung, und fragte nach den übrigen, da er denn mit Erstaunen hörte, daß sich sechzig Mann in einem elenden Orte einen ganzen Tag hindurch gegen 8000 gehalten hatten.

Um die Franzosen auch aus ihrem festen Lager bey Cassel zu vertreiben, schnitt ihnen Ferdinand die Verbindung mit Frankfurt ab. Der Französische General Rochambeau, der diese deckte, wurde angegriffen, und nach einer hartnäcki-

gen Gegenwehr in die Flucht geschlagen. Die ansehnlichen Vorräthe bey Rothenburg fielen dadurch in die Hände der Verbündeten. Ein andrer Sieg wurde den 23sten Juli bey Lutternberg zwischen Münden und Cassel von ihnen erfochten, wo die Mannschaft des Prinzen Xaver angegriffen und geschlagen wurde. Man nahm 2000 Sächsische Grenadiere nebst 500 Reitern gefangen, und erbeutete funfzehn Kanonen. Der Prinz Friedrich von Braunschweig war auch so glücklich, die Feinde vom Kratzenberg zu vertreiben, und eine Menge Gefangene zu machen.

Die Franzosen wurden durch diese Unfälle so geschwächt, daß der Prinz Condé dem großen Heere in Hessen zur Hülfe eilte. Der Erbprinz setzte sich ihm entgegen, und griff ihn den 1sten September bey Johannisberg an. Das Glück erklärte sich anfangs für die Verbündeten, allein die vortheilhafte Stellung der Franzosen, ihre Uebermacht, und eine gefährliche Wunde, welche der Erbprinz im Unterleibe empfing, entschieden den Sieg. Ferdinand, der sich in der Nähe befand, kam noch zu rechter Zeit den zurück gebliebenen Truppen zu Hülfe, um eine gänzliche Niederlage abzuwenden. Die Verbündeten verloren an diesem Tage 2400 Mann.

Nun geschah die Vereinigung der Französischen Heere, die jetzt wieder angreifend zu verfahren anfingen. Sie belagerten das Schloß Amöneburg an der Ohm. Die Brücke über diesen Fluß, die als Hauptübergang durch eine Schanze gedeckt war, wurde von den Verbündeten anfangs nur mit 200 Mann vertheidigt. Beide Heere aber schickten immer frische Truppen ab, um dies Gefecht zu unterstützen, welches in seiner Art sonderbar, unter einem überaus heftigen Feuer vierzehn Stunden lang dauerte. Die Franzosen hatten hier dreyßig schwere Kanonen aufgepflanzt, und beinahe eben so

viele die Verbündeten. Die ersten Vertheidiger der Schanze an diesem Tage waren die Hannoveraner; ihnen folgten die Engländer, sodann die Bergschotten; alle fochten mit ausnehmender Tapferkeit. Immer erschienen neue Regimenter, die Streitenden abzulösen, so daß die Hälfte des Fußvolkes von beiden Seiten nach und nach zu dieser Feuer-Runde kamen, wo Kanonen und Musketen in ihren schrecklichen Wirkungen wetteiferten. Der Uebergang mußte erzwungen werden, wenn die Franzosen das bedrohte Cassel retten wollten. Die Nacht machte diesem mörderischen Schießkampfe welcher jedem Theil beynahe 1000 Todte und Verwundete gekostet hatte, ein Ende. Die Hannoveraner allein verloren dabey 321 Mann.

Dies große Gefecht geschah am 21sten September. Die Verbündeten waren im Besitz der Brücke geblieben. Man grub von beiden Seiten das Geschütz in die Erde, um nöthigen Falls das Trauerspiel am folgenden Tage zu erneuern; allein es wurde nicht fortgesetzt. Da man jedoch mehr um Ehre, als um wesentliche Vortheile stritt, und die Franzosen es bey ihrer großen Macht länger aushalten konnten, so gab Ferdinand den streitigen Posten auf, und zog seine Truppen zurück. Den folgenden Tag ergab sich Amöneburg.

Der Winter war in der Nähe. Es wurde zwar am Frieden gearbeitet, allein er war doch nicht gewiß. Ferdinand wünschte daher den Feldzug durch eine auffallende Handlung zu beschließen, und richtete seine Augen auf Cassel. Die Eroberung dieser Stadt, womit die Befreyung des ganzen Landgrafthums von den Feinden verbunden war, mußte ihm die größten Vortheile gewähren. Dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, Bruder des Erbprinzen, der sich schon in sehr jungen Jahren des seinem Hause eignen Heldengeistes würdig gezeigt hatte, wurde diese Belagerung von

Cassel aufgetragen. Hier befehligte jetzt der General Diesbach, ein Deutscher, an der Stelle des Grafen Broglio, der nach der Ungnade, worin sein Bruder bey Hofe gefallen war, den Dienst gleichfalls verlassen hatte. Schon seit zwey Monaten hatte man die Stadt berennt und beschossen, allein erst am 16ten October öffnete man förmlich die Laufgräben. Angriff und Vertheidigung waren lebhaft. Die 6700 Mann starke Besatzung that muthige, aber fruchtlose Ausfälle. Man war hier auf keine lange Belagerung vorbereitet. Alle Bedürfnisse fehlten. Keine Zufuhr war zu hoffen, da Ferdinand alle Wege besetzt und sich so vortheilhaft aufgestellt hatte, daß es den Franzosen unmöglich war, den Belagerten Hülfe zu senden. Es fehlte ihnen in dieser rauhen Jahreszeit an Brennholz; auch wurde ihnen das Brunnenwasser abgeschnitten. Man theilte der Besatzung gleich anfangs Pferdefleisch aus, wovon man einen beträchtlichen Vorrath eingesalzen hatte; es wurde Haferbrot gebacken, auch Stärke, Reiß und Kürbisse dazu benutzt.

Die Einwohner fühlten diese Hungersnoth am meisten; sie stieg bald zu der Höhe, daß man in der Stadt ein Pfund vom schlechtesten Kuhfleisch mit zwey Gulden bezahlte. Die Metze Rüben galt einen Thaler, und das Maaß Milch einen Gulden. Dieser große Mangel an dem Nothwendigsten zwang die Besatzung, sich den ersten November zu ergeben; sie erhielt einen ehrenvollen Abzug. Diese Belagerung, die von beiden Seiten viel Blut gekostet hatte, war das letzte Todtenopfer, das man hier dem Kriegsgott brachte; denn zwey Tage nachher wurden die Einleitungspunkte zu dem Vertrage unterzeichnet, welcher dem Kriege zwischen Frankreich und England ein Ende machten.

Ferdinand entließ nun seine Truppen mit einer rührenden Rede, die allen Anwesenden Thränen auspreßte. Er

dankte ihnen für ihr bezeugtes Zutrauen, und für ihren Gehorsam, und schloß mit der Versicherung, daß das Andenken, mit so wackeren Völkern für sein Vaterland gestritten zu haben, nicht eher als mit dem Ende seiner Tage erlöschen würde. Alles war in Groß-Brittanien voll von dem Lobe dieses großen Heerführers. Der Brittische Senat schickte ihm durch den Sprecher des Unterhauses, Mr. Cust, ein sehr ehrenvolles Danksagungs-Schreiben für die ausgezeichneten Dienste, die er England geleistet, und setzte ihm dabey einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 3000 Pfund Sterling aus. Das Englische Heer, welches von 25,000 Mann bis auf 16,000 herunter gekommen war, trat nun seinen Rückmarsch an. Der Zug der Truppen ging nach Holland, wo Englische Transport-Schiffe auf sie warteten.

Das mächtige Frankreich war jetzt von allen kriegführenden Mächten diejenige, welche den Frieden am sehnlichsten wünschte, da seine Finanzen völlig erschöpft, der Handel außerordentlich geschwächt, die Seemacht vernichtet, und fast alle seine entfernten Besitzungen in Asien und Amerika von den Britten erobert worden waren. Zu diesen mannigfaltigen Staatsübeln kam, daß das Königreich in allen seinen Provinzen überaus großen Mangel an baarem Gelde litt, welches in ungeheuren Summen nach Deutschland geschickt worden, oder durch die Raubschiffer nach England gekommen war. Ludwig der Funfzehnte, die Prinzen von Geblüte, und der vornehmste Adel von Frankreich, schickten ihr Silbergeschirr nach der Münze; allein dies Hülfsmittel war der Größe des Uebels nicht angemessen; dabey gab es einen auffallenden Beweis von dem über allen Ausdruck herrschenden Mangel. Auch andre Handlungen der Vaterlandsliebe schlugen fehl. Die Stände großer Provinzen, und einige ansehnliche Städte rüsteten auf ihre Kosten

Kriegsschiffe und Raubfahrzeuge aus; so bald sie auf der See erschienen, wurden sie eine Beute der Engländer. Man wollte mit 6000 flachen Böten eine Landung in England vornehmen, und die Zeit der Ausführung war nah, als das Geheimniß der Landungsplätze, worauf alles ankam, von einem Irländer, Namens Maccalester, dem Englischen Hofe verrathen wurde. Dieser Mensch, welcher den Franzosen als Kundschafter diente und in Frankreich wohnte, kam zufällig in Besitz sehr wichtiger Papiere, die er glücklich nach London brachte. Eine Menge dieser platten Fahrzeuge ging bald nachher an den Französischen Küsten zu Grunde. So verfolgte das Unglück die Franzosen zu Wasser und zu Lande. Voltaire sagt: „Frankreich war durch seine Verbindung mit „Oesterreich in sechs Jahren mehr an Geld und Menschen „erschöpft worden, als durch alle Kriege gegen Oesterreich „in einem Zeitraum von zweyhundert Jahren."

In dieser schrecklichen Lage fing auch die letzte Hoffnung an zu fehlen, da Frankreichs neuer Bundsgenosse, der König von Spanien, in einem einzigen Jahr von den Engländern außer Stand gesetzt worden war, mit dem Kriege länger fortzufahren. Die Havanna, der Schlüssel zu den Amerikanischen Provinzen der Spanier, das Bollwerk ihrer Gold- und Silbermärkte, war nebst den großen dort angehäuften Schätzen verloren gegangen; das reiche Manilla war weggenommen; das von den Spaniern schon halb eroberte Portugal fast gänzlich befreyt; die blühende Stadt Pondichery in Asien war von Grund aus zerstört, so wie die Handelsanlagen der Franzosen auf den Afrikanischen Küsten erobert worden, und Canada nebst allen wichtigen Französischen Inseln in Amerika befanden sich in Brittischen Händen. Der Dreyzack Neptuns schien nun auf Jahrhunderte den Engländern gesichert. Die Flotten aller Völker erschie-

nen im Dunkeln vor ihrer riesenhaften Meeresmacht, die als ein auf dem Element des Wassers noch nie gesehenes Meteor glänzte; ein Meteor, das in allen Welttheilen Brittische Siegeszeichen beschien, und Strahlen bis zu beiden Polen warf. Alle diese Eroberungen, durch die seltenste Tapferkeit, durch Ströme von Blut, und durch eine zahlreiche Geschlechtsfolgen drückende National-Schuld erkauft, wurden, Canada ausgenommen, den Feinden in einem Frieden wieder zurückgegeben, der so sonderbar, so außerordentlich, als der Krieg selbst war.

Friedrich wurde durch diesen Frieden, dessen Urheber Lord Bute war, seinen Feinden überlassen; und als wenn man dem von ganz Europa bewunderten Helden geflissentlich Hindernisse in den Weg legen wollte, wurde im Vertrage ausdrücklich festgesetzt, daß Hannover, Hessen, Braunschweig und andre Provinzen der Verbündeten, von den Franzosen geräumt und zurück gegeben werden sollten; in Ansehung der Preußischen Gebiete hingegen, die sich in Französischen Händen befanden, Cleve, Geldern und andre in Westphalen gelegene, hieß es bloß, daß sie geräumt werden sollten. Der zwischen England und Preußen geschlossene Vertrag, dessen vierter Punkt ausdrücklich besagte, daß kein Theil einen besonderen Frieden, oder einen Waffen-Stillstand ohne des andern Beystimmung schließen solle, kam bey den neuen Brittischen Ministern in gar keine Betrachtung. Der Vortheil des Königs und des Staates, die Ehre des Brittischen Namens, und die Gesinnungen des Volks, wurden dabey gänzlich aus den Augen gesetzt; daher auch der Tag der Friedensverkündigung in ganz Groß-Brittanien ein Trauertag war.

Der Preußische Gesandte in London erklärte sich laut gegen diesen vertragwidrigen treulosen Frieden, in so weit

er seinen Herrn betraf; allein vergebens. Er wurde den 10ten Februar 1763 förmlich genehmigt. Dies Verfahren machte auf Friedrich den tiefsten Eindruck, und erzeugte bey ihm eine Abneigung, nicht gegen den schuldigen Hof, sondern gegen die unschuldige ihn anbetende Englische Nation, die nie einstimmiger als zu seiner Rettung gewesen, und alle seine Siege mit ausschweifenden Freuden-Bezeugungen gefeyert hatte. Nie wurde ein ausländischer Fürst von den Britten so vergöttert, als Friedrich. Die größten Redner des Parlaments von allen Factionen wurden nicht müde, ihn bis zum Himmel zu erheben; die Englischen Dichter besangen seine Siege; und der Pöbel verbrannte die Bildnisse seiner gekrönten Feinde auf den öffentlichen Plätzen. Diese National-Stimmung eines freyen und sehr gebildeten Volks, auf der Waagschale des Ehrgeizes von bedeutendem Gewichte, konnte jedoch die unklugen Staatssünden des Kabinets zu St. James in Friedrichs Gemüthe nicht aussöhnen. Die ganze Brittische Nation, die er nie recht kannte, mußte es entgelten. Ihre edle Begeisterung für ihn, und ihre so bereitwillig für eine fremde Sache gegebenen Unterstützungsgelder wurden sehr geschwind vergessen. An die Stelle der Dankbarkeit trat eine Abneigung, die Friedrich auf mannigfaltige Art äußerte, und auch nicht eher als mit seinem Leben aufgab.

Der König von Preußen benutzte indessen den geschlossenen Waffenstillstand, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien, und überhaupt bloß auf die Preußischen und Oesterreichischen Provinzen erstreckte, um eine Schaar von 10,000 Mann ins Reich zu schicken. Er wollte die feindlichen Reichsstände mit Gewalt zur Theilnahmlosigkeit bringen. Der Husaren-General Kleist erhielt den Auftrag, den er auch mit so viel Geschwindigkeit, als Klugheit ausführte.

Er erschien in Franken, das fast ganz wider Friedrich verbündet war. Bamberg und andre wichtige Städte wurden eingenommen. In ersterer Stadt wurde die Kriegessteuer auf eine Million Thaler festgesetzt, und nun ging der Marsch auf Nürnberg, das Deutsche Venedig, zu. Diese Reichsstadt stellte ein sonderbares Bild dar; der Sprache und den Sitten nach Germanisch, allein der Staatsverfassung, der Gesetzgebung, und dem politischen Eigendünkel nach, ganz Venetianisch; die Regierung von gewissen Familien ausschließungsweise verwaltet; geringe Freyheit des Bürgers; Seltenheit weiser Gesetze zur Beförderung des Erwerbfleißes, und hohe Begriffe von ihrer Wichtigkeit.

Der Magistrat dieser Reichsstadt ließ dem Preußischen Feldherrn die Thore öffnen, nachdem er ihm eine Unterhandlung im barbarischen Reichs-Styl herausgesandt, und die Abgeordneten ihre Freyheit in Saecularibus et Ecclesiasticis, in Civilibus et Militaribus umständlich erörtert hatten. Diese Sprache war für den Husaren-General neu; er versprach, auf alles zu antworten, so bald er in der Stadt seyn würde. Die Antwort blieb auch nicht lange aus. Sie war aber in einem andern Styl, und bestand auf eine Brandschatzung von 1,500,000 Reichsthalern und die Ausräumung des Zeughauses. Kleist ließ seine Husaren während dieser Verhandlung nicht unthätig; sie schwärmten überall herum, erpreßten Gewaltsteuern, und verbreiteten Schrecken bis an die Ufer der Donau. Hier befreyten sie die sämmtlichen Geißeln, die von den Reichs-Truppen im Lauf des Kriegs aus den Preußischen Ländern fortgeschleppt waren. Man kannte die Preußen in den südlichen Reichsländern bis jetzt nur durchs Gerücht. Hinter den Mauern der Städte verlachte man gewöhnlich kleine Haufen leichter Reiterey. Jetzt aber kamen Husaren dieses Volks, stiegen

von ihren Pferden, und bestürmten die Städte. So wurde die freye Reichsstadt Windsheim eingenommen; und die freye Reichsstadt Rotenburg an der Tauber öffnete ihre Thore fünf und zwanzig Preußischen Husaren, die auch mit einem Sturm gedrohet hatten. Die bewaffneten Bürger kamen von den Wällen herunter, und bezahlten 100,000 Reichsthaler Brandschatzung. Alle Reichsfürsten in Süd-Deutschland geriethen in Schrecken, und der Herzog von Wirtemberg, der so viel zu verantworten hatte, war auf dem Punkt in Elsaß seine Rettung zu suchen.

Die Husaren, auf allen Seiten feindliche, sehr schlecht besetzte Provinzen vor sich sehend, streiften immer vorwärts, und kamen bis eine Meile von Regensburg. Die Amphictyonen des Deutschen Reichs geriethen in Bestürzung; diejenigen besonders, welche den ganzen Krieg durch wider den König von Preußen auf dem Reichstag gestimmt hatten, befürchteten seine Rache. Viele machten Anstalten, sich zu retten; die Donau-Schiffe wurden mit Kostbarkeiten beladen, und der Reichstag schien zu Ende zu seyn. In dieser Verlegenheit, da Selbsterhaltung das große Losungswort war, wurden alle staatsklugen Grundsätze und Entwürfe, kurz alle andre Betrachtungen aus den Augen gesetzt. Der von der Mehrzahl so sehr angefeindete, und seit sieben Jahren mit der größten Erbitterung verfolgte Preußische Gesandte Plotho wurde nun förmlich um Schutz ersucht. Man flehte bey ihm um Sicherheit für eine Reichs-Versammlung, die so unermüdet beschäftigt gewesen war, den Untergang seines Monarchen zu bewirken. Der Magistrat von Regensburg schickte eine feyerliche Gesandtschaft an ihn, und flehte um die Gnade des Königs. Plotho, mit großer Vollmacht versehen, ertheilte den erbetenen Schutz, und die Preußischen

Husaren ließen sich nicht mehr in der Nähe von Regensburg blicken.

Die Oesterreichischen Truppen hatten dieser ganzen Unternehmung, da sie sich durch den Waffen-Stillstand gebunden glaubten, gelassen zugesehn. Endlich aber langten Befehle aus Wien an. Eine starke Schaar Oesterreicher kam in angestrengten Tagereisen aus Böhmen, und vereinigte sich mit den Reichs-Truppen unter dem Prinzen von Stolberg. Dieses Heer rückte nun in Franken ein; auch der Prinz Xaver näherte sich mit einem ansehnlichen Haufen Sachsen von Würzburg her. Kleist, zu schwach, sich mit einem ganzen Heer in ein Treffen einzulassen, zog sich zurück, und kam mit vielen Geißeln, großen Geldsummen, und zwölf neu gegossenen Kanonen glücklich nach Sachsen zurück.

Die Reichsstände, die mit Erstaunen wahrgenommen, daß die Franzosen in Bereitschaft standen, über den Rhein zurück zu gehen, und welch ein entscheidendes Uebergewicht Preußen jetzt über Oesterreich errungen hatte, zeigten nun thätig ihre Abneigung zur Fortsetzung des Krieges. Bayern gab den stärksten Beweis, wie sehnlich man sich von aller Theilnahme loszusagen wünschte. Die Churfürstlichen Truppen besetzten die Pässe an der Donau, und verweigerten den Oesterreichern den Durchzug; auch waren die Bayern und Pfälzer die ersten, die sich vom Reichsheere absonderten, und ohne auf die Widersetzung der Reichs-Feldherren zu achten, in der Mitte des Januars ihren Rückmarsch nach Hause antraten. Der Churfürst von Bayern bat nun förmlich um Frieden, ihm folgte der Churfürst von Maynz; ein gleiches thaten die Bischöfe von Würzburg und Bamberg. Mecklenburg hatte schon im December einen besonderen Frieden

mit Preußen geschlossen, und 120,000 Reichsthaler, die der König von Dänemark vorschoß, an Steuernachtrag bezahlt.

Friedrich dachte nun mit freyern Händen den künftigen Feldzug entscheidend zu machen. Hiezu wurden alle Maaßregeln genommen, und jede Hülfsquelle benutzt. Unter diesen wurde das bereits entnervte Leipzig nicht vergessen. Der König forderte abermals von der Stadt 400,000 Ducaten. Man wandte sich wieder an den alten Vermittler Gotzkowsky, und bat dringend um seinen Beystand, den die Einwohner jedoch kaum mehr erwarten konnten; denn die Empfindungen des Danks erkalteten bey ihnen nach und nach, da die Gefahr vorüber war und zur Zahlung der Schuld Anstalten gemacht werden mußten. Der edle Mann und seine Vermittelung wurden nun in Leipzig verwünscht. Es hieß: die Einkerkerungen und alle andre Greuel würden doch ein Ende genommen haben, wenn man ausgehalten hätte; nur der Vermittler habe das Unglück der Einwohner aufs höchste gebracht, und sie zu Bettlern gemacht. Diese Aeußerungen, verbunden mit unfreundlichen Handlungen, waren so allgemein, daß Gotzkowsky, der sich damals in Hamburg befand, es abschlug, sich von neuem einem so undankbaren Geschäft zu unterziehn; da man überdieß die Zahlungen nicht zu rechter Zeit geleistet, er aber die seinigen an die Königlichen Kassen hatte machen müssen. Der Leipziger Magistrat ließ jedoch nicht nach mit Bitten, die der Syndicus Koch durch Stafetten übersandte, bis er alles vergangene großmüthig vergaß, und nach Leipzig eilte. Auf seine Vorstellungen verminderte der König die neue Forderung bis auf 100,000 Stück Ducaten in Golde, und 700,000 Reichsthaler in gangbarer Silbermünze, wofür Gotzkowsky wie gewöhnlich seine eignen Wechsel gab.

Außer dieser Stadtsteuer aber war der Leipziger Kreis

noch über zwey Millionen Reichsthaler baar Geld, und einige tausend Wispel Getreide, zu liefern schuldig. Beides überstieg die Kräfte des Kreises. Man drohte mit Plünderung, und fing auch in einigen Dörfern wirklich damit an. Es war an einem Sonntag, als der Lärm ausbrach. Alles Landvolk stürzte nach der Stadt. Das Wehklagen war erbärmlich, und ertönte in allen Häusern und Gassen. Gotzkowsky schlug sich auch hier ins Mittel, zog Erkundigung ein von dem Möglichen und Unmöglichen, und nun begab er sich zum König, der damals sein Winter-Quartier in Leipzig hatte. In wenig Stunden war die Sache berichtigt. Es wurden nur 400,000 Reichsthaler an Geld, und tausend Wispel Getreide geliefert, wofür Gotzkowsky Bürge war. Die Sächsischen Bergstädte befanden sich in eben der Noth wegen großer Reste; auch sie flehten um den kräftigen Beystand des Berliner Kaufmanns, der sich auch gleich willig bezeigte, und ihre Schuldenlast auf sich nahm. Nun hatte alles kriegerische Zwangverfahren ein Ende *).

Mit der vorgedachten glänzenden Unternehmung der Preußen im Reich wurde der Krieg beschlossen, dessen Ende Maria Theresia nun auch ernstlich wünschte. Die Hoffnung, Schlesien zu erobern, war schon nach dem Abgang von Rußland und Schweden gänzlich verschwunden, und der Krieg wurde seitdem nur Ehrenhalber fortgesetzt. Man machte jedoch Oesterreichischer Seits einen Entwurf, die

*) Dieser in so vieler Rücksicht verehrungswürdige Kaufmann Gotzkowsky, wurde durch die großen im Jahr 1764 in Holland ausgebrochenen Bankerotte zu Grunde gerichtet. Eine nicht geringe Anzahl Wittwen und andere hülfsbedürftige Personen, die bestimmte Jahrgelder von einem unbekannten Wohlthäter genossen, erfuhren erst jetzt, da diese Hülfe aufhörte, den Namen des großmüthigen Mannes. Er starb in Berlin im Jahr 1775, zwar nicht dürftig, aber doch arm.

Länder des Königs von Preußen, welche die Franzosen bisher inne hatten, in Besitz zu nehmen. Die Franzosen, durch die offenbare Treulosigkeit der Englischen Minister, laut den Worten des Friedens, zu keiner Rückgabe der Preußischen Provinzen, sondern zu einer bloßen Räumung verbunden, zeigten sich auch nicht abgeneigt, sie den Oesterreichern zu überliefern. Der Abzug wurde daher so lange verzögert, bis sich bey Rüremonde eine Oesterreichische Kriegesschaar versammelt hatte. Friedrich aber, dem es jetzt nicht an Soldaten fehlte, da er die beym Bundesheere gestandenen leichten Truppen in Sold genommen, und überdieß die nunmehr unbeschäftigten Hessen und Braunschweiger auch zu seinem Dienst bereit fand, machte wirksame Gegenanstalten, und schickte eine Mannschaft nach Westphalen. Hiedurch wurde der Entwurf vereitelt, indem die Franzosen denselben nicht durch die Waffen unterstützen wollten. Die Preußen nahmen daher schon im December 1762 von allen diesen Oertern Besitz.

Der König machte jetzt den Entwurf, den Feldzug mit 200,000 Mann zu eröffnen, die in Sachsen, in Schlesien, und am Rhein zugleich wirken sollten; 25,000 Mann aber waren bestimmt, bey den noch gegen ihn bewaffneten Reichsständen durch gewaltsame Mittel die Liebe zum Frieden zu erwecken. Ein Feldzug im Reich hatte für die Preußen etwas sehr anziehendes, sowohl wegen der leichten Eroberungen, als des zu erwartenden Ueberflusses und der Beute. Die Werblinge strömten haufenweise herzu, und die Ersatzpferde wurden mit großer Geschwindigkeit aus Dänemark, Rußland und Polen herbeygeschafft.

Die Lust, den Krieg fortzusetzen, wurde nun aber in Wien immer schwächer. Friedrich, der jetzt alle seine Staaten, selbst seine so lange entbehrten Provinzen, das König-

reich Preußen und die Westphälischen Länder, wieder besaß, schien ohne Bundsgenossen und ohne Beystandsgelder, nach sieben schrecklichen Feldzügen, so furchtbar und mächtig als jemals. Man erwartete, ihn mit seinen von allen Seiten zusammen gezogenen Heeren schon wieder in Böhmen zu sehen. Dagegen befand sich Theresia mit ihrer Kriegesmacht nun ganz allein, ohne Bundesgenossen, auf dem Kampfplatze. Sie konnte auf die Reichsstände gar nicht mehr rechnen; denn selbst ihre eifrigsten Anhänger, des Kriegs herzlich müde, und durch die Einfälle der Preußen in das Reich geschreckt, riefen alle nach und nach ihre Truppen zurück. Der Geldmangel war zwar in Oesterreich nicht so wie in Frankreich allgemein; allein die Finanzen des Staats waren zerrüttet; die Schatzkammer, selbst im Anfang des Kriegs nicht gefüllt, befand sich trotz allen Anleihen, Auflagen und staatsklugen Hülfsquellen leer, und die Bedürfnisse wurden immer dringender. Bey Friedrich hingegen zeigte sich keine Spur des Mangels; an Anleihen ausländischer oder einheimischer Gelder wurde bey ihm nie gedacht, und was wirklich erstaunenswürdig war, seine Unterthanen wurden mit keiner Kriegssteuer, noch überhaupt mit einer neuen Auflage beschwert.

Deutschland hatte jedoch im Lauf dieses Kriegs außerordentlich gelitten. Ganze Kreise waren verheert worden, und in allen übrigen war Handel und Gewerbe im Stocken, und dieses ungeachtet der Geldströme aus Frankreich, England, Rußland und Schweden, die theils von den Heeren selbst, theils durch die Hülfsgelder, nach Deutschland gebracht wurden. Man hat diese Gelder über fünfhundert Millionen Reichsthaler berechnet, die nach und nach theils in die Schatzkammern der Fürsten flossen, und hier verschlossen wurden, theils auch durch die steigende Aufwandssucht un-

unvermerkt, ohne die Deutschen zu bereichern, ihren Rückfluß zu den großen verkehrenden Nationen nahmen.

Ganz Hinter-Pommern und ein Theil von Brandenburg waren Einöden. Andre Länder befanden sich in einem nicht viel bessern Zustande; es fehlte entweder gänzlich an Menschen, oder doch an Männern. In vielen Provinzen gingen die Weiber hinterm Pflug, und auch die übrigen schweren Landarbeiten wurden von Mädchen gethan. In andern Provinzen aber fehlten auch diese. Man sah große Strecken fruchtbares Land, wo die Spuren des vormaligen Ackerbaues nicht mehr merkbar waren. Die Amerikanischen Wüsteneyen des Ohio und des Orinoko zeigten jetzt ihr schreckliches Bild in den sonst so wohl bestellten Feldern Germaniens an der Oder und Weser. Ein Offizier schrieb, daß er sieben Dörfer in Hessen durchritten, und darin nur einen einzigen Menschen gefunden habe. Dies war ein Prediger, der sich Bohnen kochte.

Diesem so ausgebreiteten Jammer machte der 15te Februar ein Ende. An diesem Tage wurde der Friede auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen geschlossen, nachdem einige Tage zuvor der Reichstag in Regensburg sich förmlich theilnahmlos erklärt hatte. Nur ein Paar Wochen waren zu dieser so wichtigen Verhandlung erforderlich, weil man es jetzt ernstlich meinte, und daher die zweckmäßigsten Maaßregeln ergriff, sie abzukürzen. Die Friedensräthe waren keine Staats-Minister und außerordentliche Botschafter, die sich gewöhnlich mehr durch Gepränge, Gastmäler und Förmlichkeiten als durch Arbeit auszeichnen, sondern drey wegen ihrer Klugheit und Thätigkeit bekannte Männer, die mehr mit Verdiensten als mit Titeln prangten. Es waren der Oesterreichische Hofrath Kollenbach, der Preußische Legations-Rath Hertzberg, jetziger Staats-Minister, und der

Sächsische geheime Rath Fritsch. Mit großer Vollmacht versehen, entwarfen sie die Friedens-Artikel, deren Inhalt vorzüglich die Räumung der im Kriege eroberten oder besetzten Länder und Oerter betraf; wobey von jeder Seite auf Entschädigung Verzicht gethan wurde. Dies war die von Friedrich vorgeschlagene Grundlage der Unterhandlung. Der Wiener-Hof machte zwar Versuche, Glatz zu behalten, und erbot sich, dafür Ländereyen und Geld zu geben; Friedrich aber wollte diesen wichtigen Ort für keinen Preis verlieren. Die Oesterreicher bequemten sich daher zur Zurückgabe desselben, wobey sie nichts von den neuen Festungswerken einrissen, sondern alles ließen, wie es war, und dies mit der großmüthigen Erklärung, die Kollenbach that, daß sein Hof sich kein Verdienst daraus zu machen gedächte. Der König befahl dagegen, da die Räumung des Orts wegen mangelnder Pferde am bestimmten Tage nicht wohl geschehen konnte, die Oesterreicher nicht zu übereilen. Sie übergaben den Preußen alle zur Festung gehörige Kanonen und Mörser, nebst 2641 Centner Pulver; dabey ließen sie von ihrem eignen Schießvorrath 9219 Bomben und Granaten, wie auch 52,803 Kanonen-Kugeln zurück, um den kostbaren Lastzug zu ersparen; ein freywilliges Geschenk von einer sehr sonderbaren Art, da die künftige Bestimmung dieser an den Grenzen von Böhmen aufbehaltenen Mordwerkzeuge wohl nicht zweifelhaft war.

Sachsen wurde nun von den Preußen geräumt, nachdem sie noch zuvor mehr als jemals beschäftigt gewesen waren, die rückständigen Kriegessteuern einzutreiben. Noch nie hatte man deshalb so harte Maaßregeln ergriffen. Die Sächsischen Einwohner, in Rücksicht des nahen Friedens, wollten sich mit fernern Lieferungen und Zahlungen nicht übereilen. Nun wurden reiche Leute in Verhaft genommen,

Jünglinge aus wohlhabenden Familien mit dem Soldatenstande, und ganze Städte mit der Plünderung bedroht. Durch diese gewaltsamen Mittel, die selbst die gutmüthigsten Befehlhaber, durch Königliche Befehle gedrängt, befolgen mußten,*) wurde der Zweck zum Theil erreicht, und große Summen, die man nie zu zahlen gedachte, zusammen gebracht. Diese Preußischen Civil-Operationen in Sachsen wurden endlich noch mit einer sonderbaren beschlossen. Friedrich, um in seinen Staaten den großen Verlust an Menschen zu ersetzen, befahl, die Soldaten zum Heirathen zu nöthigen. Die gute Bildung des weiblichen Geschlechts in Sachsen lud ohnehin zum Ehestande ein. Die Befehlhaber, mit einem großen Troß Weiber durchaus unzufrieden, und überdieß Unordnung befürchtend, waren daher mit ihrer Aufmunterung nur sehr sparsam, bis der König von den Regimentern die Listen der Neuverheiratheten verlangte. Nun gaben die Befehlhaber den Soldaten das Signal zum Ehestande, und schaarenweise eilten diese zum Altar. Eine große Menge Weiber zogen mit den Preußen aus dem Lande fort, und fast eben so viel Mädchen folgten ihnen nach. Sie trugen das ihrige bey, die verheerten Provinzen wieder zu bevölkern.

Die Preußen hatten in diesem Kriege, ohne die zahlreichen Treffen und großen Gefechte zu rechnen, in sechszehn Schlachten gefochten. Es wurden von ihnen und ihren Feinden zwanzig Belagerungen unternommen. Die Kriegskosten Friedrichs betrugen 125 Millionen Reichsthaler, die

---

*) Der General, Graf Lottum, commandirte im Zwickauer Kreise, woselbst der Verfasser im Quartier stand. Härte gehörte nicht zu dem Character dieses edeldenkenden Befehlhabers; er bat, rieth freundschaftlich, stellte die Folgen vor; allein umsonst. Das Geld, so sehr man auch den Mann ehrte, war nicht durch bloßes Zureden heraus zu bringen. Nur erst, da auf die bestimmten Befehle des Königs zornige Worte folgten, schritt Lottum zu Zwangsmitteln.

er aus den gewöhnlichen Einkünften seiner Staaten, aus Sachsen, aus Mecklenburg und andern feindlichen Ländern, und aus England zog. Theresiens Kriegskosten hingegen überstiegen alle Einkünfte ihrer großen Monarchie so sehr, daß der Staat sich mit 100 Millionen Reichsthaler neuer Schulden belastet sah. Am meisten aber hatte Frankreich verloren. Dieser Krieg kostete der Nation 677 Millionen Livres, und dies zu einer Zeit, wo die jährlichen Staats-Einkünfte nur 307 Millionen betrugen, so daß also der ganze Ertrag dieses großen Königreichs von mehr als zwey Jahren einem für fremden Nutzen geführten Kriege aufgeopfert worden war.

Die Monarchen Europas befanden sich also nach sieben blutigen Jahren in Ansehung ihrer Eroberungs-Entwürfe auf eben dem Punkt, wo sie ausgegangen waren, nachdem man in allen Welttheilen gefochten, nachdem das Blut vieler hundert tausend Menschen geflossen, und Millionen Familien elend geworden waren; ein Zustand, der auf mannigfaltige Art auf die folgenden Menschengeschlechter übertragen wurde. Dieser Krieg hatte Sachsen allein an Geld und Erzeugnissen aller Art siebzig Millionen Reichsthaler gekostet, und Europa hatte dabey über eine Million Menschen verloren. Alle Staaten, die an dem Kriege Theil nahmen, der Preußische allein ausgenommen, hatten ihre durch Auflagen ohnehin hart gedrückten Länder mit ungeheuern Schulden belastet, die man noch bey den künftigen Menschen-Geschlechtern hart fühlen wird, wenn die Thränen der Enkel längst abgetrocknet, und die Namen der so rühmlich kämpfenden Helden vergessen seyn werden. Das Ziel der Feinde Friedrichs war nicht verrückt, sondern gänzlich verfehlt. Der Held, dessen Untergang in den Augen aller Sterblichen unvermeidlich schien, der selbst mitten unter seinen Siegen an

seiner Rettung zweifelte, machte jetzt Friede, ohne von allen seinen Staaten ein Dorf zu verlieren.

Nun fing der Zeitpunkt für die Bildung der Deutschen an; ein Volks-Glück, welches durch den Willen des Schicksals von jeher bey den berühmtesten Völkern unter den schrecklichsten Kriegen erzeugt wurde. Die goldnen, der spätesten Nachwelt heiligen Zeitalter der Wissenschaften und Künste, unter Alexander, unter August, unter den Medici und Ludwig dem Vierzehnten waren es, wo auch der Ruhm der kriegerischen Thaten bey den Griechen, den Römern, den republikanischen Italiänern und den Franzosen, den höchsten Gipfel erreichte. Bey allen diesen Völkern sangen die Musen, und forschten die Weisen unter dem fürchterlichsten Getöse der Waffen. Dies war auch in Friedrichs Zeitalter das erhabene Loos der Deutschen, welche mit ihrer schweren Sprache rangen, und gegen zahllose Vorurtheile andrer Nationen zu kämpfen hatten. Während Europa ihre Thaten auf den Schlachtfeldern anstaunte, pflanzten sie unvergängliche Siegeszeichen im Reiche des Wissens auf und nahmen als ein hoch ausgebildetes Volk in Minerva's Tempel die Ehrenstelle ein, die seit Jahrtausenden nur sehr wenigen Nationen zu Theil wurde.

Durch den beständigen Anblick außerordentlicher Kriegesauftritte in Schwung gesetzt, nahm jetzt der Geist der Deutschen eine andre Richtung, und umspannte das unermeßliche Feld der menschlichen Forschungen. Die Musen, gleich nach ihrer beglückenden Erscheinung auf Deutschlands Fluren durch das Kriegsgetümmel geschreckt, kehrten nun in ihre ruhigen Wohnsitze zurück, und bemühten sich, das bisher rauhe Leben der Krieger und der Kriegsgenossen durch ihre Töne sanfter zu stimmen. Alles dies geschah jetzt mit dem glücklichsten Erfolg in Germanien; so wie es auch der glänzendste Zeit-

punkt des alten Roms war, da Künste und Wissenschaften zugleich mit den Legionen ihre Siegesfeste feierten, und August den Janus-Tempel schloß.

So endigte dieser siebenjährige Krieg; eine der denkwürdigsten Weltbegebenheiten, die in den Jahrbüchern irgend eines Reichs verewigt; den erstaunenswürdigsten der Vorwelt gleich; ein Krieg, der reich an außerordentlichen mannigfaltigen Auftritten die Erwartungen aller Menschen täuschte, und für die Feldherren, Staatsmänner und Philosophen jedes Volkes und jedes Zeitalters lehrreich seyn wird.

Inhalt so anziehend, daß kaum ein ähnliches ihm zur Seite gestellt werden kann. Es schien daher verdienstlich, ein gepriesenes vaterländisches Werk auch der deutschen Jugend unserer Zeit — welche die Großthaten der Aeltervåter vergessen zu haben scheint, zugänglich zu machen, und es durch Abänderungen und Zusätze, ohne den Geist des Buches zu verwischen, zu einem „historischen Lesebuche für deutsche Schulen" zu stempeln. — So ist eine treffliche Schrift zu einem allgemein verständlichen Lesebuche umgebildet worden, das die Aufmerksamkeit der Eltern und die Begünstigung Aller verdient, die innern und äußern Beruf haben, Achtung und Liebe für Vaterland und Thron im Herzen deutscher Jugend immer fester zu begründen.

Berlin. — Haude und Spenersche Buchhandlung.



